

Knaur.

Jeff Lindsay

Des **Todes**
dunkler
Bruder

Psychothriller



Jeff Lindsay

Des Todes dunkler Bruder

Psycho-Thriller

Buch

Dexter Morgan arbeitet als Spezialist für Blutanalysen bei der Polizei von Miami – und mordet gerne. Aber seine Morde dienen einem höheren Zweck: Jedesmal, wenn er zuschlägt, erwischt es einen ganz gewöhnlichen, brutalen Killer. Einer weniger! Doch als plötzlich ein zweiter Serienkiller auftaucht, der es ebenfalls nur auf die schlimmsten Täter abgesehen hat, gerät Dexters wohlgeordnetes Leben völlig aus den Fugen. Offensichtlich legt es der Andere darauf an, ihn herauszufordern ...

Autor

Jeff Lindsay lebt mit seiner Frau und drei Töchtern im Süden Floridas. Mit diesem Debüt machte er in den USA auf Anhieb Furore.

ISBN: 3-426-62807-4

Original: Darkly Dreaming Dexter

Aus dem Amerikanischen von Frauke Czwikla

Verlag: Knaur

Erscheinungsjahr: Mai 2005

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Dieses E-Book ist nicht zum Verkauf bestimmt!!!

Für Hilary, die mir alles bedeutet.

Mond, herrlicher Mond. Voller, feister, rotglühender Mond, die Nacht taghell, Mondschein strömt über die Landschaft und birgt Entzücken, Entzücken, Entzücken. Mit sich bringt er den volltönenden Klang der tropischen Nacht, die sanfte, wilde Stimme des Windes, der über die Härchen an deinem Arm streicht, das hohle Klagen des Sternenlichts, das zähneknirschende Bellen des Mondlichts jenseits des Wassers.

Alles weckt das Verlangen. Oh, das symphonische Kreischen von tausend verborgenen Stimmen, der Ruf des Verlangens im Inneren, *das Wesen*, der stille Beobachter, das kalte ruhige Ding, der, der lacht, der Mondtänzer. Das Ich, das Nicht-Ich war, das Ding, das spottete und lachte und seinen Hunger herausschrie. Sein VERLANGEN. Und das VERLANGEN war jetzt sehr stark, argwöhnisch, kalt, schlängelnd, ungeheuerlich, knisternd, überwältigend und auf dem Sprung, sehr stark, sehr gewillt – und doch wartete es und lauerte, und es hieß mich warten und lauern.

Schon seit fünf Wochen hatte ich gewartet und den Priester beobachtet. Das VERLANGEN hatte mich gequält, gereizt, mich gedrängt, jemanden zu finden, den Nächsten zu finden, den Priester. Seit drei Wochen wusste ich, dass er es war, dass er der Nächste war. Wir gehörten dem Dunklen Passagier, er und ich gemeinsam.

Und während dieser drei Wochen hatte ich gegen den Druck gekämpft, das wachsende VERLANGEN, das in mir aufstieg wie eine riesige Welle, die über den Strand donnert und nicht abebbt, sondern mit jedem Ticken der Uhr in diesen leuchtenden Nächten anschwillt.

Aber es war auch eine Zeit der Umsicht, Zeit, um sicherzugehen. Ich war mir des Priesters nicht gewiss, nein, lange Zeit war ich nicht sicher. Zeit, um Gewissheit zu erlangen, dass es richtig getan werden konnte, ordentlich, säuberlich erledigt, alles geklärt. Ich konnte nicht gefasst werden, nicht jetzt. Ich hatte zu hart gearbeitet, zu lange, um es gelingen zu lassen, um mein glückliches, kleines Leben zu schützen.

Und ich hatte zu viel Vergnügen daran, um jetzt aufzuhören.

Und so war ich immer achtsam. Immer ordentlich. Mit meinen Vorbereitungen immer der Zeit voraus, damit es *richtig* war. Und wenn es

richtig ist, nimm dir noch einmal die Zeit, alles zu überprüfen. Es war die Methode Harry, Gott segne ihn, jenen weitsichtigen, vollkommenen Polizisten, meinen Adoptivvater. Du musst immer sicher sein, immer achtsam, immer präzise, hatte er gesagt, und seit einer Woche war ich mir sicher, dass alles so Harry-richtig war, wie es nur sein konnte.

Und als ich an diesem Abend mein Büro verließ, wusste ich, dass es so weit war. Dieser Abend war DER ABEND: Dieser Abend war anders. An diesem Abend würde es geschehen, *musste* es geschehen. So wie es zuvor geschehen war. So wie es wieder geschehen würde, und wieder.

Und heute Abend würde es dem Priester passieren. Sein Name war Vater Donovan. Er unterrichtete Musik im St. Anthony's Waisenhaus in Homestead, Florida. Die Kinder liebten ihn. Und selbstverständlich liebte er die Kinder, o ja, sogar sehr. Er hatte ihnen sein ganzes Leben gewidmet. Hatte Kreolisch und Spanisch gelernt. Hatte Musik studiert. Alles für die Kinder. Alles was er tat, alles, war für die Kinder. Alles.

Ich beobachtete ihn an diesem Abend, wie ich ihn schon an so vielen Abenden beobachtet hatte. Beobachtete, wie er im Eingang des Waisenhauses noch einmal stehen blieb, um sich mit einem schwarzen Mädchen zu unterhalten, das ihm nach draußen gefolgt war. Sie war klein, nicht älter als acht und zierlich für ihr Alter. Er setzte sich auf die Stufen und redete fünf Minuten lang mit ihr. Sie setzte sich auch und hüpfte auf und ab. Sie lachten. Sie kuschelte sich an ihn. Er streichelte ihr Haar. Eine Nonne kam heraus und blieb im Eingang stehen, schaute kurz auf sie hinunter, bevor sie sprach. Dann lächelte sie und streckte die Hand aus. Das Mädchen drückte ihren Kopf an den Priester. Vater Donovan umarmte sie, stand auf und gab dem Mädchen einen Gutenachtkuss. Die Nonne lachte und sagte etwas zu Vater Donovan. Er antwortete.

Und dann machte er sich auf den Weg zu seinem Wagen. Endlich. Ich machte mich bereit, zuzuschlagen und – Noch nicht. Der Kombi des Hausmeisters stand fünf Meter von der Tür entfernt. Als Vater Donovan daran vorbeiging, glitt die Schiebetür auf. Ein Mann stieg aus, zog an seiner Zigarette und grüßte den Priester. Er lehnte sich an den Kombi und unterhielt sich mit dem Priester.

Glück. Wieder Glück. In DIESEN NÄCHTEN hatte ich immer Glück. Ich hatte den Mann nicht gesehen, keine Ahnung gehabt, dass er dort war. Aber

er hätte mich gesehen. Wenn ich nicht Glück gehabt hätte.

Ich holte tief Luft. Atmete langsam und ruhig wieder aus, eiskalt. Es war nur eine Kleinigkeit. Ansonsten hatte ich nichts übersehen. Ich hatte es trotzdem richtig gemacht, so, wie es gemacht werden musste. Es würde *richtig* sein.

Jetzt.

Vater Donovan war wieder auf dem Weg zu seinem Auto. Einmal drehte er sich um und rief etwas. Der Hausmeister winkte vom Eingang des Waisenhauses, drückte dann seine Zigarette aus und verschwand im Gebäude. Weg.

Glück. Wieder Glück.

Vater Donovan kramte nach seinen Schlüsseln, schloss die Fahrertür auf und stieg ein. Ich hörte, wie er den Schlüssel hineinsteckte. Hörte den Motor anspringen.

Und dann. JETZT.

Ich richtete mich auf dem Rücksitz auf und ließ die Schlinge um seinen Hals gleiten. Eine rasche, geschmeidige, anmutige Drehung, und die Windungen einer reißfesten Angelschnur lagen eng an. Er zuckte einmal panisch zusammen, und das war es.

»Du gehörst jetzt mir«, erklärte ich ihm, und er erstarrte so tadellos und vollkommen, als hätte er geübt, fast als hätte er die andere Stimme in mir vernommen, den lachenden Beobachter in meinem Inneren.

»Tu genau das, was ich dir sage«, befahl ich.

Er keuchte kurz auf, und sein Blick irrte zum Rückspiegel. Mein Gesicht war dort, wartete auf ihn, eingehüllt in die weiße Seidenmaske, die nur meine Augen zeigte.

»Verstehst du mich?«, fragte ich. Die Seide der Maske umspielte meine Lippen, während ich sprach.

Vater Donovan sagte nichts, starrte auf meine Augen.

Ich zog die Schlinge enger.

»Verstehst du mich?«, wiederholte ich etwas leiser.

Dieses Mal nickte er. Seine Hand flatterte zur Schlinge, nicht sicher, was geschehen würde, wenn er versuchte, sie zu lockern. Sein Gesicht verfärbte sich dunkelrot.

Ich lockerte die Schlinge. »Sei artig«, sagte ich. »Dann lebst du länger.«

Er atmete tief ein. Ich konnte die Luft in seiner Kehle rasseln hören. Er hustete und holte wieder Luft. Aber er blieb ruhig sitzen und machte keinen Fluchtversuch.

Das war sehr gut.

Wir fuhren. Vater Donovan folgte meinen Anweisungen, keine Tricks, kein Zögern. Wir fuhren nach Süden durch Florida City und nahmen die Card Sound Road.

Ich konnte erkennen, wie nervös ihn diese Straße machte, aber er widersprach nicht. Er versuchte nicht mit mir zu reden. Er ließ beide Hände am Steuer, bleich und so verkrampft, dass die Knöchel weiß hervortraten. Das war ebenfalls sehr gut.

Wir fuhren weitere fünf Minuten in Richtung Süden, ohne einen Laut, bis auf das Singen der Reifen und den Wind und den großartigen Mond über uns, der seine machtvolle Musik in meinen Adern erschallen ließ und dem aufmerksamen BEOBACHTER, der leise im harten Pulsschlag der Nacht lachte.

»Bieg hier ab«, sagte ich schließlich.

Der Blick des Priesters flog zum Rückspiegel, wo er meine Augen fand. Die Panik versuchte, sich ihren Weg hinauszukrallen, sein Gesicht hinab, in seinen Mund, um zu schreien, doch ...

»Bieg ab!«, befahl ich, und er bog ab. Er sank in sich zusammen, als ob er dies die ganze Zeit erwartet, schon immer damit gerechnet hätte, und er bog ab.

Der schmale Feldweg war kaum zu erkennen. Man musste schon wissen, dass er da war. Und ich wusste es. Ich war bereits hier gewesen. Der zweieinhalb Meilen lange Weg schlängelte sich durch hohes Gras, knickte dreimal ab, führte zwischen Bäumen hindurch, entlang eines kleinen Kanals tief in den Sumpf auf eine Lichtung.

Vor fünfzig Jahren hatte jemand dort ein Haus gebaut.

Ein Großteil davon war immer noch da. Es war ziemlich groß. Drei Zimmer, die Hälfte des Dachs noch vorhanden, der Ort seit vielen Jahren völlig verlassen.

Abgesehen vom alten Gemüsegarten an der Seite. Dort gab es Anzeichen dafür, dass jemand vor sehr kurzer Zeit gegraben hatte.

»Halt den Wagen an«, sagte ich, als die Scheinwerfer das brüchige Haus

erfassten.

Vater Donovan gehorchte ruckartig. Die Angst hatte ihn überwältigt, Verstand und Glieder waren vollkommen erstarrt.

»Stell den Motor ab«, befahl ich ihm, und er tat es.

Plötzlich war es sehr still.

Ein kleines Etwas tschilpte in den Bäumen. Der Wind strich über das Gras. Und dann wieder Stille, ein so tiefes Schweigen, dass es beinah das Dröhnen der nächtlichen Musik erstickte, die in meinem geheimen Selbst hämmerte.

»Steig aus«, sagte ich.

Vater Donovan rührte sich nicht. Sein Blick war auf den Gemüsegarten gerichtet.

Dort waren ein paar kleine Erdhügel zu erkennen. Die aufgehäufte Erde wirkte im Mondlicht sehr dunkel.

Vater Donovan musste sie noch schwärzer erscheinen.

Und er rührte sich noch immer nicht.

Ich riss heftig an der Schlinge, heftiger, als er glaubte, es überleben zu können, heftiger, als er geahnt hatte, dass es ihm passieren könnte. Sein Rücken krümmte sich gegen den Sitz, die Adern auf seiner Stirn schwollen an, und er glaubte sterben zu müssen. Aber er tat es nicht. Noch nicht. Tatsächlich würde es noch einige Zeit dauern.

Ich trat die Wagentür auf, zerrte ihn hinter mir her, nur um ihn meine Kraft spüren zu lassen. Er stürzte auf den sandigen Weg und wand sich wie eine verletzte Schlange. Der Dunkle Passagier lachte und war begeistert, und ich spielte meine Rolle. Ich setzte einen Stiefel auf Vater Donovans Brust und zog die Schlinge fest.

»Du wirst zuhören und tun, was ich dir sage«, befahl ich ihm. »Du *musst*.« Ich beugte mich hinunter und lockerte sanft die Schlinge. »Du solltest das wissen. Es ist wichtig«, sagte ich. Und er hörte mich.

Seine Augen, blutunterlaufen und voller Schmerz, aus denen die Tränen über sein Gesicht liefen, seine Augen trafen meine in einem Augenblick des Verstehens, und alles, was passieren würde, war dort, damit er es sehen konnte. Und er sah es. Und er wusste, wie wichtig es für ihn war, genau *richtig* zu sein. Er begann zu verstehen.

»Steh jetzt auf«, sagte ich.

Langsam, sehr langsam, seinen Blick in meinen getaucht, stand Vater

Donovan auf. So standen wir eine Weile mit verschränkten Blicken, wurden zu einer Person mit einem Verlangen, und dann begann er zu zittern. Er hob eine Hand zum Gesicht, dann ließ er sie auf halbem Weg wieder fallen.

»Ins Haus«, sagte ich ganz, ganz leise. Ins Haus, wo alles vorbereitet war.

Vater Donovan senkte den Blick. Er hob ihn wieder, um mich anzusehen, aber er konnte nichts mehr erkennen. Er wandte sich zum Haus, hielt aber inne, als er die dunklen Erdhügel im Garten wieder erblickte. Und er wollte mich anschauen, aber er konnte es nicht, nicht nachdem er erneut diese schwarzen, vom Mondlicht beschienenen Erdhügel angesehen hatte.

Er ging zum Haus, und ich hielt seine Leine. Er ging gehorsam, mit gesenktem Kopf, ein braves, gefügiges Opfer. Die fünf brüchigen Stufen hoch, über die schmale Veranda zur geschlossenen Eingangstür. Vater Donovan blieb stehen. Er schaute nicht hoch. Er sah mich nicht an.

»Durch die Tür«, sagte ich in meinem weichen Kommandoton.

Vater Donovan zitterte.

»Geh jetzt durch die Tür«, wiederholte ich.

Aber er konnte nicht.

Ich langte an ihm vorbei und drückte die Tür auf. Ich schob den Priester mit dem Fuß hinein. Er stolperte, fing sich wieder und stand mit zusammengekniffenen Augen im Innern.

Ich schloss die Tür. Ich hatte auf dem Fußboden neben der Tür eine batteriegetriebene Lampe stehen lassen und schaltete sie ein.

»Sieh mal«, flüsterte ich.

Vater Donovan öffnete langsam, vorsichtig, ein Auge.

Er erstarrte.

Für Vater Donovan blieb die Zeit stehen.

»Nein«, sagte er.

»Ja«, erwiderte ich.

»O nein«, sagte er.

»O doch«, erwiderte ich.

Er kreischte. »NEEEEEIIIN!«

Ich riss an der Schlinge. Sein Schrei brach ab und er fiel auf die Knie. Ein feuchtes, krächzendes Wimmern entrang sich ihm, und er bedeckte sein Gesicht. »Ja«, sagte ich. »Eine furchtbare Schweinerei, nicht wahr?«

Er benutzte sein gesamtes Gesicht, um die Augen zu schließen. Er konnte

nicht hinsehen, nicht jetzt, nicht so.

Ich konnte ihm keinen Vorwurf daraus machen, wirklich nicht, es *war* eine furchtbare Schweinerei. Der Gedanke daran beunruhigte mich, seit ich sie für ihn arrangiert hatte. Aber er musste es sehen. Er musste. Nicht nur für mich. Nicht nur für den Dunklen Passagier. Für *ihn*. Er musste hinsehen. Und er tat es nicht.

»Öffne die Augen, Vater Donovan«, sagte ich.

»Bitte«, wimmerte er leise und schreckerfüllt. Es ging mir schrecklich auf die Nerven. Das durfte es nicht, eiskalte Kontrolle, aber es nervte mich, dieses Jammern angesichts der Schweinerei auf dem Fußboden, und ich trat ihm die Beine weg. Ich zog heftig an der Schlinge und packte ihn mit der rechten Hand am Nacken. Dann donnerte ich sein Gesicht auf die widerlichen, verzogenen Bohlen. Es blutete ein wenig, und das machte mich zorniger.

»Mach sie auf«, sagte ich. »Mach die Augen auf. Mach sie auf. JETZT. *Schau hin.*« Und ich zog seinen Kopf an den Haaren hoch. »Tu, was ich sage«, befahl ich. »Sieh hin. Oder ich schneide dir die Lider weg.«

Ich war sehr überzeugend. Und so tat er es. Er tat, wie ihm geheißen. Er sah hin.

Ich hatte hart gearbeitet, um es richtig hinzukriegen, aber man muss mit dem zurechtkommen, was man hat.

Ich hätte es nicht fertig gebracht, wenn sie nicht lange genug dort gelegen hätten, um völlig vertrocknet zu sein, aber sie waren so unglaublich schmutzig. Den größten Schmutz hatte ich entfernen können, aber einige der Leichen hatten sehr lange in der Gartenerde gelegen, und man konnte nicht unterscheiden, wo der Schmutz begann und die Leiche aufhörte. Wenn man nicht darüber nachdenkt, kann man es nie wirklich sagen. So schmutzig ...

Es waren sieben. Sieben kleine Leichen, sieben extraschmutzige Waisenkinder, ausgebreitet auf den Plastikduschvorhängen, die ordentlicher sind und nicht lecken.

Sieben grade Linien, die quer durch den Raum wiesen.

Direkt auf Vater Donovan. Damit er es wusste. Er würde sich zu ihnen gesellen.

»Gegrüßet seist du, Maria, voll der Gnade ...«, begann er.

Ich riss heftig an der Schlinge. »Nichts davon, Vater. Nicht jetzt. Jetzt ist die Zeit für die ganze Wahrheit.«

»Bitte«, keuchte er.

»Ja, bettel mich an. Das ist gut. Viel besser.« Ich riss wieder. »Meinst du, das sind alle, Vater? Sieben Leichen? Haben sie gebettelt?« Er hatte nichts zu sagen.

»Glaubst du, das sind alle, Vater? Nur sieben? Habe ich alle gefunden?«

»O Gott«, rasselte er. Sein Schmerz klang gut in meinen Ohren.

»Und was ist mit den anderen Städten, Vater? Was ist mit Fayetteville? Möchtest du gern über Fayetteville reden?« Er keuchte nur schluchzend, keine Antwort.

»Und was ist mit East Orange? Waren es drei? Oder ist mir einer entgangen? Es ist so schwierig, sicher zu sein. Waren es vier in East Orange, Vater?«

Vater Donovan versuchte zu schreien. Für einen guten Schrei war von seiner Kehle nicht genug übrig, aber es saß echtes Gefühl dahinter, was für die miserable Technik entschädigte. Dann fiel er nach vorn aufs Gesicht, und ich ließ ihn eine Weile flennen, bevor ich ihn wieder hoch auf die Füße zog. Er war nicht gefasst, hatte sich nicht unter Kontrolle. Seine Blase hatte sich entleert, und auf seinem Kinn glänzte Speichel.

»Bitte«, flehte er. »Ich konnte nichts dagegen tun. Ich konnte mich nicht dagegen wehren. Bitte, Sie müssen das verstehen ...«

»Ich verstehe es, Vater«, sagte ich, und in meinem Tonfall lag etwas, die Stimme des Passagiers, und der Klang ließ ihn erstarren. Er hob langsam den Kopf und erwiderte meinen Blick, und was er in meinen Augen las, ließ ihn ganz ruhig werden.

»Ich verstehe es vollkommen«, versicherte ich ihm, während ich mich ganz dicht zu seinem Gesicht beugte.

Der Schweiß auf seinen Wangen verwandelte sich in Eis. »Siehst du«, sagte ich, »ich kann mich auch nicht dagegen wehren.«

Wir standen nun sehr nah zusammen, berührten uns fast, und seine Verkommenheit war auf einmal zu viel.

Ich riss an der Schlinge und trat ihm wieder die Beine weg. Vater Donovan krachte zu Boden.

»Aber *Kinder*?«, sagte ich. »So etwas könnte ich Kindern niemals antun.«

Ich drückte meinen harten sauberen Stiefel in seinen Nacken und presste sein Gesicht auf den Boden. »Anders als du, Vater. Niemals Kinder. Ich muss Leute wie dich finden.«

»Was bist du?«, flüsterte Vater Donovan.

»Der Anfang«, erwiderte ich. »Und das Ende. Begegne deinem Vernichter, Vater.« Ich hielt die Nadel bereit, und sie glitt in seinen Nacken wie vorgesehen, die verkrampften Muskeln leisteten leichten Widerstand, aber der Priester nicht. Ich drückte auf den Kolben, und die Spritze leerte sich, erfüllte Vater Donovan mit rascher, reinlicher Ruhe. Augenblicke, Augenblicke nur, und sein Kopf begann zu schwimmen, sein Gesicht wandte sich mir zu.

Sah er mich wirklich? Sah er die doppelten Gummihandschuhe, den schützenden Overall, die schlüpfrige Seidenmaske? Sah er mich wirklich? Oder geschah das in dem anderen Raum, dem Raum des Passagiers, dem Sauberen Raum? Vor zwei Nächten gestrichen und gescheuert, geschrubbt, ausgesprüht, so sauber wie möglich geputzt. Und in der Mitte des Raums, dessen Fenster mit dicken weißen Gummilaken abgedichtet waren, unter den Lampen in der Mitte des Raums, erkannte er mich schließlich dort an dem Tisch, den ich gebaut hatte, in den Kartons mit weißen Müllsäcken, den Flaschen mit Chemikalien und der kleinen Reihe Sägen und Messer? Sah er mich endlich?

Oder sah er jene sieben unsauberen kleinen Erhebungen und wer weiß wie viele mehr? Sah er zuletzt sich selbst, unfähig zu schreien, wie er sich in eine Schweinerei wie die im Garten verwandelte? Natürlich würde er das nicht. Seine Vorstellungskraft gestattete ihm nicht, sich selbst als die gleiche Spezies zu betrachten. Und in gewisser Weise hatte er Recht. Er würde sich niemals in die Schweinerei verwandeln, zu der er die Kinder zugerichtet hatte. Ich würde das niemals tun, konnte es nicht zulassen. Ich bin nicht wie Vater Donovan, ich bin kein solches Ungeheuer.

Ich bin ein sehr sauberes Ungeheuer.

Sauberkeit kostet natürlich Zeit, aber sie ist es wert. Es lohnt sich, den Dunklen Passagier glücklich zu machen, ihn für eine lange Zeit zu besänftigen. Lohnt sich, es richtig zu machen und ordentlich. Eine Schweinerei aus dieser Welt zu schaffen. Ein paar ordentlich verschnürte Müllsäcke mehr, und meine kleine Ecke der Welt ist ein ordentlicherer und

sauberer Ort. Ein besserer Ort.

Mir blieben etwa acht Stunden, bevor ich verschwunden sein musste. Ich würde sie brauchen, um alles richtig zu machen.

Ich fesselte den Priester mit Paketband auf den Tisch und schnitt seine Kleidung herunter. Rasch erledigte ich die vorbereitenden Arbeiten; rasieren, schrubben, alles wegschneiden, was unordentlich abstand. Wie immer spürte ich die wundervolle, langsam einsetzende Erlösung durch meinen ganzen Körper strömen. Sie würde mich durchfließen, während ich arbeitete, würde ansteigen und mich mitreißen, bis zum eigentlichen Ende, wenn das Verlangen und der Priester gemeinsam in der verebbenden Flut verschwanden.

Und in dem Moment, bevor ich mit der ernsthaften Arbeit begann, schlug Vater Donovan die Augen auf und sah mich an. Jetzt gab es keine Furcht mehr; das geschieht manchmal. Er sah direkt zu mir hoch und seine Lippen bewegten sich.

»Was?«, fragte ich. Ich beugte den Kopf ein wenig hinunter. »Ich kann dich nicht hören.«

Ich hörte ihn atmen, langsam und friedlich, und dann sagte er es noch einmal, bevor er die Augen schloss.

»Gern geschehen«, erwiderte ich und fuhr mit der Arbeit fort.

Um halb fünf morgens war der Priester entsorgt.

Mir ging es viel besser. Das tut es danach immer.

Morden vermittelt mir ein gutes Gefühl. Es löst die Spannungen in Darling Dexters dunklem Wesen. Es ist eine köstliche Befreiung, ein notwendiges Aufdrehen aller hydraulischen Ventile im Innern. Ich genieße meine Arbeit; tut mir Leid, wenn Sie das stört. Oh, ja, echt, sehr Leid. Aber so ist es. Und natürlich ist es nicht einfach Mord. Es muss auf die richtige Weise erledigt werden, zur rechten Zeit, mit dem richtigen Gefährten – sehr kompliziert, aber sehr notwendig.

Und immer irgendwie erschöpfend. Deshalb war ich müde, aber die Anspannung der letzten Woche hatte mich verlassen, die kalte Stimme des Dunklen Passagiers war verstummt, und ich konnte wieder ich selbst sein.

Der schrullige, komische, unbekümmerte, innerlich tote Dexter. Nicht länger Dexter mit dem Messer, Dexter der Rächer. Bis zum nächsten Mal.

Ich schaffte alle Leichen samt ihrem neuen Nachbarn zurück in den Garten und säuberte das kleine, zusammenfallende Haus, so gut ich konnte. Ich lud meine Sachen in den Wagen des Priesters und fuhr Richtung Süden zu dem kleinen Seitenkanal, wo ich mit meinem Boot angelegt hatte, einem fünf Meter langen Fischerboot mit geringem Tiefgang und starkem Motor. Ich schob den Wagen hinter meinem Boot in den Kanal und kletterte an Bord. Ich sah zu, wie das Auto sank und dann verschwand. Dann warf ich den Außenborder an und steuerte aus dem Kanal in Richtung Norden über die Bucht. Die Sonne ging gerade auf und spiegelte sich im Wasser. Ich setzte meine fröhlichste Miene auf, nur ein weiterer Fischer am frühen Morgen, der von der Arbeit heimkehrte. Schnapper gefällig? Um halb sieben war ich zurück in meiner Wohnung in Coconut Grove. Ich zog den Objektträger aus meiner Tasche, ein einfacher, sauberer Streifen Glas – nun befand sich darauf ein einziger Tropfen vom Blut des Priesters, genau in der Mitte. Sauber und ordentlich, mittlerweile getrocknet, bereit, unter das Mikroskop geschoben zu werden, wenn ich mich erinnern wollte. Ich legte den Träger zu den übrigen, sechsunddreißig saubere und ordentliche, sehr trockene Tropfen Blut.

Ich duschte extra lang, ließ das heiße, heiße Wasser die letzte Anspannung fortspülen und die Knoten in meiner Muskulatur lockern, schrubbte auch die letzten kleinen, an mir haftenden Spuren vom Geruch des Priesters und des Gartens des kleinen Hauses im Sumpf ab.

Kinder! Ich hätte ihn zweimal umbringen sollen.

Was auch immer mich zu dem machte, was ich bin, machte mich hohl, innerlich leer, unfähig zu Gefühlen.

Sie scheinen nicht besonders wichtig zu sein. Ich bin verdammt sicher, dass die meisten Leute eine ganze Menge täglicher Kontakte nur vortäuschen. Ich täusche eben alles vor. Ich bin sehr gut darin, und Gefühle sind niemals vorhanden. Aber ich mag Kinder. Ich kann niemals eigene haben, weil Sex für mich völlig ausscheidet.

Wenn ich mir vorstelle, diese Dinge zu tun ... Wie kann man nur? Wo bleibt der Sinn für Würde? Aber Kinder –, Kinder sind etwas Besonderes. Vater Donovan verdiente zu sterben. Dem Code Harry wurde Genüge getan, ihm und dem Dunklen Passagier.

Um viertel nach sieben fühlte ich mich wieder sauber.

Ich trank Kaffee, aß Müsli und fuhr zur Arbeit.

Das Gebäude, in dem ich arbeite, ist eines dieser großen modernen Dinger, weiß, mit Unmengen von Glas, in der Nähe des Flughafens. Mein Labor liegt im zweiten Stock, im hinteren Teil. Ich habe ein kleines Büro, das an das Labor grenzt. Es ist nicht gerade groß, aber es gehört mir, ein Kabuff neben dem Hauptlabor für Blutuntersuchungen. Alles meins, der Zutritt ist niemandem gestattet. Niemand, mit dem ich teilen muss, niemand, der meinen Bereich in Unordnung bringt. Ein Schreibtisch samt Stuhl, ein weiterer Stuhl für Besucher, falls sie nicht zu groß sind. Computer, Regal, Aktenschränk. Telefon.

Anrufbeantworter.

Ein Anrufbeantworter, der blinkte, als ich hereinkam.

Eine Nachricht für mich ist nicht gerade ein alltägliches Ereignis. Aus irgendeinem Grund gibt es auf der Welt nur wenige Menschen, die einem Blutspurenanalytiker während der Arbeitszeit etwas mitzuteilen haben. Zu diesen wenigen Menschen, die mir etwas zu sagen haben, gehört Deborah Morgan, meine Adoptivschwester.

Ein Cop, wie ihr Vater. Die Nachricht stammte von ihr.

Ich drückte auf den Knopf und hörte blecherne *Tejano*-Musik, dann Deborahs Stimme. »Dexter, bitte, sobald du da bist. Ich bin an einem Tatort draußen am Tamiami Trail, beim Motel Cacique.« Eine kurze Pause. Ich hörte, wie sie die Hand auf die Sprechmuschel legte und etwas zu jemandem sagte. Dann erneut ein Schwall mexikanischer Musik, und sie war wieder dran. »Kannst du sofort herkommen? Bitte, Dex.«

Sie legte auf.

Ich habe keine Familie.

Ich meine, so weit ich weiß. Sicher gibt es dort draußen irgendwo Menschen, die mit dem gleichen genetischen Material versehen sind wie ich. Ich bedaure sie. Aber ich habe sie nie kennen gelernt. Ich habe es nicht versucht, und sie haben nicht versucht, mich zu finden. Ich wurde von Harry und Doris Morgan, Deborahs Eltern, adoptiert und großgezogen. Und angesichts dessen, was ich bin, haben sie dabei wundervolle Arbeit geleistet, meinen Sie nicht?

Beide sind mittlerweile gestorben. Und so ist Deb der einzige Mensch auf der Welt, den es einen rostbraunen Stinktiefurz schert, ob ich tot oder lebendig bin. Ich finde das nett, und wenn ich überhaupt etwas empfinden könnte, dann für Deb.

Deshalb machte ich mich auf den Weg. Ich verließ den Metro-Dade-Parkplatz und fuhr auf den nahe gelegenen Turnpike, der mich nach Norden zu dem Abschnitt des Tamiami Trail führte, an dem das Motel Cacique und mehrere hundert seiner Brüder und Schwestern liegen.

Auf seine eigene Art ist es das Paradies. Besonders für Kakerlaken. Reihen von Gebäuden, die gleichzeitig schimmern und vermodern. Leuchtendes Neon über uralten, verwahrlosten, vom Schwamm befallenen Gemäuern. Entweder fährt man nachts dorthin oder gar nicht. Denn das Ganze bei Tageslicht zu betrachten veranschaulicht einem die Grundlage unseres brüchigen Vertrags mit dem Leben.

In jeder Großstadt existiert ein Areal wie dieses. Wenn ein scheckiger Zwerg mit fortgeschrittener Lepra Sex mit einem Känguruh und einem Teenagerchor sucht, wird er hier fündig werden, einschließlich eines Zimmers. Wenn er fertig ist, kann er die ganze Bande auf einen kubanischen Kaffee und ein *Medianoche*-Sandwich nach nebenan schleppen. Niemand wird sich daran stören, solange er Trinkgeld gibt.

Deborah war in der letzten Zeit zu oft hier gewesen. Ihre Meinung, nicht meine. Es schien ein guter Ort zu sein, wenn man Polizist war und seine statistische Chance erhöhen wollte, jemanden bei etwas Illegalem zu ertappen.

Deborah sah das anders. Vielleicht, weil sie bei der Sitte war. Eine gut aussehende junge Frau von der Sitte am Tamiami Trail endet gewöhnlich als Köder am Haken.

Steht fast nackt draußen, um Männer zu fassen, die für Sex bezahlen wollen. Deborah hasste es. Sie konnte sich über Prostitution nicht aufregen, es sei denn als soziales Anliegen. Sie glaubte nicht, dass Schwänze zu fangen etwas mit Verbrechensbekämpfung zu tun hatte. Und außerdem hasste sie alles, was ihre Weiblichkeit und ihre üppige Figur überbetonte. Aber das wusste nur ich.

Sie wollte ein Cop sein, es war nicht ihre Schuld, dass sie eher wie das Playmate des Monats aussah.

Schon als ich auf den Parkplatz abbog, den sich das Motel Cacique und sein Nachbar, Titos Café Cubano, teilen, konnte ich erkennen, dass sie augenblicklich eine verdammt Menge Figur bot. Sie trug ein neonrosa Schlauchtop, Satinshorts, schwarze Netzstrümpfe und Pfennigabsätze. Direkt aus dem Kostümfundus für Hollywoodnutten in 3-D.

Vor ein paar Jahren bekam irgendjemand im Büro der Sitte den Tipp, dass die Luden auf den Straßen sich über sie lustig machten. Es schien, dass die Jungs von der Sitte die Aufmachung aussuchten, in der ihre weiblichen Kollegen auf Beutefang gingen. Ihre Auswahl der Kleidungsstücke verriet erschreckend viel über ihre persönlichen Vorlieben im Bereich Persionen, aber sie sahen nicht gerade nach Nuttenklamotten aus. Daher wusste jeder auf der Straße Bescheid, sobald ein neues Mädchen Marke und Waffe in ihrem Handtäschchen spazieren trug.

Als Ergebnis des Tipps bestanden die Jungs von der Sitte darauf, dass die Mädchen, die undercover arbeiteten, ihre Ausstattung für den Job selbst aussuchten. Schließlich wissen Frauen sowieso besser, was ihnen steht, oder? Vielleicht tun das die meisten. Deborah nicht. Sie fühlte sich nur in Uniform richtig wohl. Sie hätten sehen sollen, was sie zu ihrem Abschlussball tragen wollte. Und jetzt – ich hatte noch nie eine schöne Frau in einer so offenherzigen Kostümierung gesehen, die sexuell weniger

attraktiv gewirkt hätte als Deborah.

Aber sie hielt durch. Sie drängte die Menge zurück, ihre Marke hatte sie an das Schlauchtop geheftet. Sie war deutlicher zu sehen als die halbe Meile gelbes Absperrband, das bereits aufgespannt worden war, deutlicher auch als die drei Streifenwagen, die mit flackerndem Blaulicht dort parkten. Das rosa Schlauchtop leuchtete noch heller.

Sie stand auf der anderen Seite des Parkplatzes und hielt den Technikern der Spurensicherung, die anscheinend den Müllcontainer des Cafés durchwühlten, die raunende Menge vom Leib. Ich war froh, dass ich zu einer anderen Abteilung gehörte. Der Gestank wehte quer über den Parkplatz in mein Wagenfenster – der stechende Geruch nach südamerikanischem Kaffeesatz gemischt mit dem nach vergorenen Früchten und ranzigem Schweinefleisch.

Der an der Einfahrt zum Parkplatz postierte Polizist war ein Typ, den ich kannte. Er winkte mich hinein, und ich fand eine Lücke.

»Deb«, grüßte ich, während ich hinüberspazierte. »Nette Aufmachung. Bringt deine Figur wirklich vorteilhaft zur Geltung.«

»Verpiss dich«, erwiderte sie und errötete. Bei einem ausgewachsenen Cop ein seltener Anblick.

»Sie haben noch eine Nutte gefunden«, sagte sie. »Zumindest glauben sie, dass es eine Nutte ist. Schwer zu sagen, wenn man die Reste sieht.«

»Das ist die Dritte in den letzten fünf Monaten«, stellte ich fest.

»Die Fünfte«, korrigierte sie mich. »Oben in Broward gab es noch zwei.« Sie schüttelte den Kopf. »Offiziell behaupten diese Arschlöcher immer noch, es gäbe keine Verbindung.«

»Sie hätten sonst einen Haufen Papierkram zu erledigen«, bemerkte ich zuvorkommend.

Deb zeigte mir die Zähne. »Wie wäre es mit ein wenig verdammter grundlegender Ermittlungsarbeit?«, schnarrte sie. »Ein Idiot kann erkennen, dass diese Morde etwas miteinander zu tun haben.« Sie schauderte ein bisschen.

Ich starrte sie erstaunt an.

Sie war ein Cop, Tochter eines Cops. Solche Dinge ließen sie kalt. Als sie noch eine Anfängerin gewesen war und die älteren Polizisten ihr Streiche gespielt hatten – sie zeigten ihr die zerstückelten Leichen, die in Miami

jeden Tag auftauchen, damit sie ihr Mittagessen erbrach –, hatte sie nicht mit der Wimper gezuckt. Sie hatte alles gesehen. War da gewesen, hatte es erlebt und das T-Shirt gekauft.

Aber jetzt schauderte sie.

Interessant.

»Hier geht es um etwas Besonderes, oder?«, fragte ich sie.

»Er fällt in meine Zuständigkeit, wegen der Nutten.« Sie zeigte mit dem Finger auf mich. »Und DAS bedeutet, dass ich eine Chance habe, mitzumachen, aufzufallen und zur Mordkommission befördert zu werden.«

Ich schenkte ihr mein fröhliches Lächeln. »Ehrgeiz, Deborah?«

»Gottverdammst richtig«, bestätigte sie. »Ich will raus aus der Sitte, und ich will raus aus diesem Nuttenaufzug. Ich will zur Mordkommission, Dexter, und das hier könnte meine Fahrkarte sein. Nur ein kleiner Durchbruch –« Sie zögerte. Und dann sagte sie etwas absolut Erstaunliches. »Bitte hilf mir, Dex«, sagte sie. »Ich hasse es wirklich.«

»Bitte, Deborah? Hast du wirklich *Bitte* gesagt? Weißt du eigentlich, wie nervös mich das macht?«

»Hör auf mit dem Blödsinn, Dex.«

»Aber Deborah, wirklich –«

»Hör auf, habe ich gesagt. Wirst du mir nun helfen oder nicht?«

So formuliert und mit dem seltenen *Bitte*, das in der Luft hing, was konnte ich da anderes antworten als: »Natürlich, Deb. Das weißt du doch.«

Sie fasste mich scharf ins Auge und nahm ihr Bitte zurück. »Ich weiß es nicht, Dexter. Was dich angeht, weiß ich gar nichts.«

»Natürlich werde ich dir helfen, Deb«, wiederholte ich, wobei ich versuchte, verletzt zu klingen. Und mit einer wirklich guten Imitation gekränkter Würde wandte ich mich zu den Mülltonnen und zu dem Rest der Laborratten um.

Camilla Figg kroch durch den Müll und suchte nach Fingerabdrücken. Sie war eine stämmige Frau von fünfunddreißig mit kurzen Haaren, die niemals auf meine luftigen, charmanten Komplimente zu reagieren schien.

Aber als sie mich sah, richtete sie sich auf den Knien auf, errötete, und sah zu, wie ich vorüberging, ohne ein Wort zu sagen. Sie schien mich immer anzustarren und zu erröten.

Auf der anderen Seite der Müllcontainer saß Vince Masuoka auf einem

umgedrehten Milchkarton und stocherte in einer Hand voll Abfall herum. Er war Halbjapaner und riss gern Witze darüber, dass er die kürzere Hälfte abbekommen hatte. Zumindest nannte er es Witze.

Irgendetwas an Vinces breitem asiatischen Lächeln war leicht daneben. Als hätte er Lächeln aus einem Bilderbuch gelernt. Selbst wenn er die üblichen schmutzigen Witze über Polizisten riss, war ihm niemand wirklich böse. Andererseits lachte auch niemand, aber das konnte ihn nicht aufhalten. Er vollzog alle korrekten rituellen Gesten, aber er schien nur so zu tun, als ob. Ich glaube, darum mochte ich ihn. Noch ein Typ, der vorgab, ein menschliches Wesen zu sein, genau wie ich.

»Nun, Dexter«, sagte Vince, ohne den Kopf zu heben. »Was führt dich hierher?«

»Ich wollte dabei zuschauen, wie echte Experten in einer absolut professionellen Atmosphäre arbeiten«, erwiderte ich. »Hast du welche gesehen?«

»Haha«, machte er. Es sollte ein Lachen sein, aber es schien noch unechter als sein Lächeln. »Du glaubst wohl, du wärst in Boston.« Er entdeckte etwas und hielt es blinzeln ins Licht. »Ernsthaft, warum bist du hier?«

»Warum sollte ich nicht hier sein, Vince?«, sagte ich und täuschte einen indignierten Ton vor. »Es ist ein Tatort, oder nicht?«

»Dein Job sind Blutspuren«, antwortete er, warf weg, worauf auch immer er gestarrt hatte, und suchte weiter.

»Ich weiß.«

Er sah mich mit seinem strahlendsten falschen Lächeln an. »Hier gibt es kein Blut, Dex.«

Mir wurde schwindelig. »Was soll das heißen?«

»Kein Blut drin, drauf oder drum herum, Dex. Überhaupt kein Blut. Die unheimlichste Angelegenheit, die du jemals gesehen hast«, erwiderte er.

Überhaupt kein Blut. Ich konnte hören, wie die Bemerkung in meinem Kopf widerhallte und immer lauter wurde. Kein heißes, klebriges, ekliges Blut. Keine Spritzer. Keine Flecken. ÜBERHAUPT KEIN BLUT.

Warum hatte ich daran nicht gedacht? Es fühlte sich an wie ein fehlendes Teil von etwas, von dem ich nicht gewusst hatte, dass es unvollständig war.

Ich gebe nicht vor zu verstehen, was es mit Dexter und Blut auf sich hat. Allein beim Gedanken daran beiße ich die Zähne zusammen – und trotzdem

habe ich es zu meiner Karriere, meinem Studium, meiner Arbeit gemacht.

Offensichtlich handelt es sich hier um etwas sehr Tiefgründiges, aber ich finde es ein bisschen ermüdend, dem nachzugehen. Ich bin, was ich bin, und ist es nicht ein wunderschöner Abend, um einen Kindermörder zu zerlegen?

Aber das – »Geht es dir gut, Dexter?«, fragte Vince.

»Blendend«, sagte ich. »Wie hat er es gemacht?«

»Kommt drauf an.«

Ich sah Vince an. Er starrte auf eine Hand voll Kaffeesatz, in dem er sorgfältig mit einem in Gummihandschuhen steckenden Finger herumrührte.

»Kommt worauf an, Vince?«

»Darauf, *wer* er ist und *was* er macht«, antwortete er.

»Haha.«

Ich schüttelte den Kopf. »Man kann es mit der Unergründlichkeit auch übertreiben«, sagte ich. »Wie wird der Mörder das Blut los?«

»Im Moment schwer zu sagen«, erwiderte er. »Wir haben nichts gefunden. Und die Leiche ist in keinem guten Zustand, deshalb wird es schwierig werden, etwas zu entdecken.«

Das klang nicht gerade spannend. Ich lasse gern eine ordentliche Leiche zurück. Kein Ärger, keine Unordnung, kein tropfendes Blut. Falls es sich bei diesem Killer nur um einen weiteren, an einem Knochen zerrenden Hund handelte, war ich nicht interessiert.

Er wies mit dem Kopf auf eine sieben Meter entfernte Stelle. »Da drüben«, sagte er. »Bei LaGuerta.«

»Du meine Güte«, sagte ich. »Hat LaGuerta die Leitung?«

Er lächelte mich wieder falsch an. »Der Killer hat Glück.«

Ich sah hinüber. Eine kleine Gruppe Menschen stand um einen Haufen Müllsäcke herum. »Ich sehe nichts.«

»Direkt da drüben. Die Müllsäcke. In jedem steckt ein Leichenteil. Er hat das Opfer in Stücke geschnitten und die dann wie Weihnachtsgeschenke eingewickelt. Hast du jemals so was gesehen?«

Selbstverständlich hatte ich das.

So mache ich es.

Im gleißenden Sonnenschein von Miami hat der Anblick eines Tatortes etwas seltsam Fremdartiges und Entwaffnendes. Die bizarrsten Morde wirken antiseptisch. Gestellt. Als befände man sich in einer neuen gewagten Themenwelt von Disneyland. Dahmer-Land.

Komm und probier den Kühlschrank. Bitte erbrechen Sie Ihren Lunch nur in die dafür vorgesehenen Behälter.

Nicht, dass der Anblick zerstückelter Leichen mich jemals gestört hätte, o nein, nicht im Mindesten. Ich habe leichte Vorbehalte gegenüber den Unsauberen, wenn sorglos mit Körperflüssigkeiten umgegangen wurde – ekliges Zeug. Abgesehen davon ist es nicht schlimmer als der Anblick von Rippchen beim Fleischer. Aber Anfänger und Besucher neigen an Tatorten zum Kotzen – und aus irgendeinem Grund kotzen sie hier unten viel weniger als oben im Norden. Die Sonne nimmt dem Ganzen den Stachel. Sie macht die Angelegenheit sauberer, lässt sie ordentlicher aussehen. Vielleicht ist das der Grund für meine Liebe zu Miami. Es ist so eine *saubere* Stadt.

Und auch dieser Tag in Miami war bereits heiter und warm. Jeder, der eine Anzugjacke trug, sah sich nach einer Stelle zum Aufhängen um. Leider gab es keine solche Stelle auf diesem schmuddeligen kleinen Parkplatz.

Hier standen nur fünf oder sechs Autos und der Müllcontainer. Man hatte ihn in eine Ecke nahe dem Café geschoben, vor eine rosa Stuckmauer, auf der Stacheldraht angebracht war. Dort befand sich der Hintereingang des Cafés. Eine mürrische junge Frau ging raus und rein und machte glänzende Geschäfte mit dem Verkauf von *café cubano* und *pastelas* an die Polizisten und Techniker am Tatort. Die Hand voll erlesener Cops in Anzügen, die an Mordschauplätzen herumhängen, um entweder aufzufallen, Druck auszuüben oder sicherzugehen, dass sie wissen, was vor sich geht, mussten nun mit einem weiteren Problem jonglieren. Kaffee, Pastete, eine Anzugjacke.

Die Bande von der Spurensicherung trug keine Anzüge.

Hawaiihemden mit zwei Brusttaschen waren eher ihre Kragenweite. Ich trug selbst eins. Das sich wiederholende Muster bestand aus Voodootrommlern und Palmen vor limonengrünem Hintergrund. Stilvoll, aber praktisch.

Ich wandte mich an das mir am nächsten stehende Hawaiihemd in dem Gewirr von Menschen rund um die Leiche. Es gehörte zu Angel Batista-keine-Verwandtschaft, wie er sich vorzustellen pflegte. Hi, ich bin Angel Batista, keine Verwandtschaft. Er arbeitete für die Gerichtsmedizin. Im Augenblick kauerte er neben einem der Müllsäcke und spähte hinein.

Ich gesellte mich zu ihm. Ich war selbst neugierig auf den Inhalt des Beutels. Alles, was Deborah eine Reaktion entlockte, war einen Blick wert.

»Angel«, grüßte ich, als ich ihn erreichte. »Was haben wir?«

»Was meinst du mit *wir*, weißer Junge?«, fragte er.

»Hier gibt es kein Blut. Du bist arbeitslos.«

»Hörte ich bereits.« Ich kauerte mich neben ihn. »Ist es hier passiert oder wurde sie nur hier abgeladen?«

Er wiegte den Kopf. »Schwer zu sagen. Der Container wird zwei Mal die Woche geleert, sie lag vielleicht schon seit zwei Tagen hier drin.«

Ich schaute mich auf dem Parkplatz um, sah dann hinüber zur schäbigen Fassade des El Cacique. »Was ist mit dem Hotel?«

Angel zuckte die Achseln.

»Sie durchsuchen es noch, aber ich glaube nicht, dass sie etwas finden werden. Die anderen Male hat er einfach einen vorhandenen Container benutzt. Hu«, sagte er plötzlich.

»Was?«

Er benutzte einen Bleistift, um den Plastiksack auseinander zu ziehen. »Sieh dir diesen Schnitt an.«

Das Ende eines ausgelösten Beins schaute heraus, im gleißenden Sonnenschein wirkte es bleich und ausgesprochen tot. Dieses Stück endete unter dem Knöchel, der Fuß war sauber abgehackt worden. Darauf war ein kleiner Schmetterling eintätowiert, dessen einer Flügel zusammen mit dem Fuß abgetrennt worden war.

Ich pff. Es war beinah chirurgisch. Der Typ lieferte saubere Arbeit – besser konnte ich es auch nicht. »Sehr sauber«, bemerkte ich. Und das war es, selbst abgesehen von der Perfektion des Schnitts. Ich hatte noch nie so sauberes, trockenes, *ordentlich* wirkendes totes Fleisch gesehen. Wundervoll.

»*Me cago en diez* auf sauber und ordentlich«, sagte er.

»Es ist nicht fertig.«

Ich starrte an ihm vorbei tiefer in den Sack. Nichts bewegte sich darin. »Für mich sieht es ziemlich fertig aus, Angel.«

»Schau her«, forderte er mich auf. Er öffnete einen der anderen Säcke. »Dieses Bein hat er in vier Stücke zerteilt. Fast wie mit einem Lineal, he? Und das hier«, er wies auf den ersten Knöchel, den ich so tief bewundert hatte, »das hier schneidet er nur in zwei Teile? Wie kommt das, he?«

»Ich weiß es ganz sicher nicht«, sagte ich. »Vielleicht kann sich Detective LaGuerta einen Reim darauf machen.«

Angel schaute mich einen Moment lang an, und wir gaben uns beide große Mühe, keine Miene zu verziehen.

»Vielleicht«, sagte er und machte sich wieder an die Arbeit. »Warum gehst du nicht und fragst sie?«

»Hasta luego, Angel«, verabschiedete ich mich.

»Mit ziemlicher Sicherheit«, antwortete er, den Kopf über dem Plastiksack. Vor einigen Jahren waren Gerüchte im Umlauf gewesen, dass Detective Migdia LaGuerta zur Mordkommission versetzt worden war, weil sie mit jemandem geschlafen hatte. Wenn man sie so ansah, konnte man es fast glauben. Alle erforderlichen Teile saßen bei ihr an den richtigen Stellen, um sie auf eine mürrische, aristokratische Weise attraktiv wirken zu lassen. Eine wahre Make-up-Künstlerin und sehr gut gekleidet, Bloomingdale-Schick.

Aber die Gerüchte können nicht stimmen. Obwohl sie äußerlich sehr feminin wirkte, habe ich nie eine Frau getroffen, die innerlich maskuliner gewesen wäre. Sie war hart, ehrgeizig auf äußerst selbstsüchtige Weise, und ihre einzige Schwäche schienen wie Models aussehende Männer zu sein, die ein paar Jahre jünger waren als sie. Deshalb bin ich sicher, dass Sex nicht der Grund für ihre Versetzung zur Mordkommission war. Sie arbeitet für die Mordkommission, weil sie Kubanerin ist, ihre Karten richtig ausspielt und weiß, wie man anderen in den Arsch kriecht. Diese Kombination bringt einen in Miami wesentlich weiter als Sex.

LaGuerta ist wirklich gut im Arschkriechen, sie ist eine Weltklasse-Arschkriecherin. Sie ist bis zur gehobenen Position einer Mordermittlerin durch sämtliche Ärsche gekrochen. Unglücklicherweise handelt es sich dabei um einen Job, bei dem ihre Fähigkeiten zum rückwärtigen Schleimen nicht gefragt waren, und sie war ein miserabler Detective.

So etwas passiert, Inkompetenz wird häufig belohnt. Ich muss so oder so

mit ihr arbeiten. Also habe ich meinen nicht unbeträchtlichen Charme eingesetzt, damit sie mich mag. Einfacher, als man denkt. Jeder kann bezaubernd sein, wenn es ihm nichts ausmacht, nur so zu tun, und all die dummen, offensichtlichen, Übelkeit erregenden Dinge zu sagen, die den meisten Menschen mit einem Gewissen nicht über die Lippen kommen. Glücklicherweise besitze ich kein Gewissen. Ich spreche sie aus.

Während ich mich der kleinen Gruppe beim Café näherte, befragte LaGuerta jemanden in Maschinengewehr-Spanisch. Ich spreche Spanisch; außerdem verstehe ich ein wenig Kubanisch. Bei LaGuerta verstand ich nur eins von zehn Wörtern. Der kubanische Dialekt ist die Verzweiflung der spanischsprachigen Welt. Der einzige Zweck des Sprechens scheint ein Rennen gegen eine unsichtbare Stoppuhr zu sein, um innerhalb von drei Sekunden so viel wie möglich herauszukriegen, ohne einen Konsonanten zu verwenden.

Der Trick beim Verstehen besteht darin zu wissen, was jemand sagen will, bevor er es tut. Das trägt zum Teil zu der Verschworenheit bei, über die sich Nichtkubaner manchmal aufregen.

Der Mann, den LaGuerta löcherte, war kurz und breit, dunkel, mit indianischen Zügen und eindeutig eingeschüchtert von Dialekt, Tonfall und Dienstmarke. Er versuchte sie nicht anzusehen, weshalb sie anscheinend noch schneller redete.

»No, no hay nadie afuera«, sagte er leise, langsam, mit abgewandtem Blick. »Todos estan en café.« *Niemand war draußen, alle waren im Café.*

»Donde estabas?«, herrschte sie ihn an. *Wo waren Sie?* Der Mann blickte auf den Stapel Leichenteile und schaute rasch weg. »Cocina.« *Die Küche.* »Entonces yo saco la basura.« *Dann habe ich den Müll rausgebracht.*

LaGuerta machte weiter, bedrängte ihn verbal, stellte die falschen Fragen im falschen Ton, tyrannisierte und erniedrigte ihn, bis er allmählich das Grauen vergaß, das die Entdeckung der Leichenteile im Müllcontainer bei ihm ausgelöst hatte und sich mürrisch und unkooperativ verhielt.

Eine echte Meisterleistung. Knöpf dir den Schlüsselzeugen vor und bring ihn gegen dich auf. Wenn man den Fall in den ersten entscheidenden Stunden versauen kann, spart das später eine Menge Zeit und Papierkram.

Sie endete mit ein paar Drohungen und schickte den Mann fort. »Indio«, spuckte sie, als er außer Hörweite getrottet war.

»Die muss es auch geben, Detective«, sagte ich. »Selbst dumme Bauern.« Sie schaute auf und ließ ihren Blick langsam an mir herabgleiten, während ich dort stand und mich nach dem Grund fragte. Hatte sie vergessen, wie ich aussah? Aber sie war fertig und lächelte mich strahlend an. Sie mochte mich wirklich, die Idiotin.

»Hola, Dexter. Was führt Sie hierher?«

»Ich habe gehört, dass Sie hier sind und konnte mich nicht zurückhalten. Bitte, Detective, wollen Sie mich heiraten?«

Sie kicherte. Die übrigen Beamten in Hörweite wechselten einen Blick und sahen dann weg. »Ich kaufe keinen Schuh, den ich nicht anprobiert habe«, sagte LaGuerta.

»Egal, wie gut er aussieht.« Und obwohl ich mir der Wahrheit ihres Ausspruchs gewiss war, erklärte es eigentlich nicht, warum sie sich während des Sprechens mit der Zunge über die Lippen fuhr. »Jetzt müssen Sie aber gehen, Sie lenken mich ab. Ich muss ernsthaft arbeiten.«

»Das sehe ich«, erwiderte ich. »Wissen Sie schon, wer der Killer ist?«

Sie schnaubte. »Sie klingen wie ein Reporter. In einer Stunde werden diese Arschlöcher über mich herfallen.«

»Was werden Sie ihnen sagen?«

Sie sah hinunter auf die Leichenteile und runzelte die Stirn. Nicht, weil der Anblick ihr etwas ausmachte. Sie sah ihre Karriere, während sie versuchte, sich ihre Antworten für die Presse zurechtzulegen.

»Es ist nur eine Frage der Zeit, bis der Killer einen Fehler macht und wir ihn erwischen ...«

»Bedeutet das«, unterbrach ich sie, »dass er bis jetzt keine Fehler gemacht hat, Sie keine Anhaltspunkte haben und warten müssen, bis er wieder tötet, bevor Sie etwas unternehmen können?«

Sie musterte mich scharf. »Ich habe es vergessen. Warum mag ich Sie?«

Ich zuckte nur die Achseln. Ich hatte keine Ahnung – aber sie offensichtlich auch nicht.

»Was wir haben ist *nada y nada*. Dieser Guatemalteke«, sie schnitt dem sich entfernenden Indio eine Grimasse, »entdeckte die Leiche, als er den Müll aus dem Restaurant brachte. Die Müllsäcke waren ihm fremd, deshalb öffnete er einen, um nachzuschauen, ob was Interessantes drin war. Es war der Kopf.«

»Spitze«, murmelte ich.

»Hä?«

»Nichts.«

Sie schaute mit gerunzelter Stirn umher, vielleicht hoffte sie, ein Anhaltspunkt würde hervorhüpfen, damit sie ihn abknallen konnte.

»Und das war's. Niemand hat etwas gesehen oder gehört. Nichts. Jetzt muss ich warten, bis die Freaks aus Ihrer Abteilung fertig sind, bevor ich weitermachen kann.«

»Detective«, erklang eine Stimme hinter uns. Captain Matthews schlenderte in einer Wolke von Aramis-Aftershave herüber, was hieß, dass die Reporter jeden Moment hier eintreffen würden.

»Hallo, Captain«, begrüßte LaGuerta.

»Ich habe Officer Morgan gebeten, peripher an dem Fall mitzuarbeiten«, sagte er. LaGuerta zuckte zusammen.

»In ihrer Eigenschaft als Undercoveragentin hat sie Zugang zu Quellen innerhalb der Prostituiertengemeinschaft, die uns bei der Lösung des Falls von Nutzen sein könnten.« Der Mann redete wie ein Thesaurus. Zu viele Jahre schriftlicher Berichte.

»Captain, ich glaube nicht, dass das nötig sein wird«, sagte LaGuerta.

Er zwinkerte und legte ihr eine Hand auf die Schulter.

Menschenführung ist eine Gabe. »Entspannen Sie sich, Detective. Ihr Vorrecht, die Ermittlungen zu leiten, wird dadurch nicht in Frage gestellt. Sie wird sich nur dann bei Ihnen melden, wenn sie etwas zu berichten hat. Zeugen, diese Art Dinge. Ihr Vater war ein verdammt guter Polizist. In Ordnung?« Sein Blick wurde glasig und konzentrierte sich dann auf etwas am anderen Ende des Parkplatzes. Ich schaute hin. Der Übertragungswagen von Channel 7 rollte heran. »Entschuldigen Sie mich«, sagte Matthews. Er richtete seine Krawatte, setzte ein ernstes Gesicht auf und schlenderte hinüber.

»Putz«, fluchte LaGuerta leise.

Ich wusste nicht, ob diese Bemerkung eher genereller Natur war oder ob sie sich auf Deb bezog, aber ich hielt es ebenfalls für eine gute Gelegenheit, mich davonzumachen, bevor Detective LaGuerta wieder einfiel, dass Officer Putz meine Schwester war.

Als ich mich wieder zu Deb gesellte, schüttelte Matthews gerade Jerry

Gonzalez von Channel 7 die Hand.

Jerry war Miamis führender Vertreter des Blut-und-Tote-bringen-Quote-Journalismus. Mein Lieblingstyp.

Dieses Mal würde er eine Enttäuschung erleben.

Ein leichter Schauer durchfuhr mich. *Überhaupt kein Blut.*

»Dexter«, sagte Deborah und versuchte dabei wie ein Cop zu klingen, aber ich wusste, wie aufgeregt sie war.

»Ich habe mit Captain Matthews gesprochen. Er lässt mich mitmachen.«

»Hab ich gehört«, erwiderte ich. »Sei vorsichtig.«

Sie zwinkerte. »Wie meinst du das?«

»LaGuerta«, sagte ich.

Deborah schnaubte. »Die«, sagte sie.

»Ja. Die. Sie mag dich nicht, und sie will nicht, dass du ihr ins Gehege kommst.«

»Pech. Sie hat ihre Befehle vom Captain.«

»Mhm. Und sie hat bereits fünf Minuten damit verbracht, darüber nachzudenken, wie sie die umgehen kann. Pass lieber auf, Debs.«

Sie zuckte nur die Achseln. »Was hast du herausgefunden?«, fragte sie.

Ich schüttelte den Kopf. »Noch nichts. LaGuerta ist mit ihrem Latein am Ende. Aber Vince meinte ...« Ich hielt inne. Darüber auch nur zu reden schien mir zu intim.

»Vince meinte was?«

»Nur eine Kleinigkeit, Debs. Ein Detail. Wer weiß schon, welche Bedeutung es hat.«

»Niemand, wenn du nicht damit herausrückst, Dexter.«

»Es ... es scheint kein Blut mehr in der Leiche zu sein. Überhaupt kein Blut.«

Deborah schwieg einen Augenblick nachdenklich. Kein ehrfürchtiges Schweigen wie bei mir. Nur nachdenklich.

»Okay«, sagte sie schließlich. »Ich gebe auf. Was bedeutet das?«

»Zu früh, um etwas dazu zu sagen«, sagte ich.

»Aber du glaubst, dass es eine Bedeutung hat?«

Es bedeutete ein leichtes Schwindelgefühl im Kopf. Den einsetzenden Drang, mehr über den Killer herauszufinden. Es bedeutete ein zustimmendes Kichern des Dunklen Passagiers, der so bald nach dem Priester eigentlich

hätte schweigen müssen. Aber das konnte ich Deborah wohl kaum erklären, nicht wahr? Deshalb sagte ich nur:

»Könnte sein, Deb. Wer weiß das schon so genau?«

Sie musterte mich einen halben Moment lang scharf, dann zuckte sie die Achseln. »Gut, okay«, meinte sie.

»Sonst noch was?«

»Oh, eine ganze Menge«, antwortete ich. »Sehr saubere Arbeit mit der Klinge. Die Schnitte sind beinahe chirurgisch. Wenn sie nichts im Hotel entdecken, was auch niemand erwartet, wurde die Leiche woanders getötet und hier entsorgt.«

»Wo?«

»Sehr gute Frage. Gute Polizeiarbeit besteht zur Hälfte aus dem Stellen der richtigen Fragen.«

»Die andere Hälfte besteht aus Antworten.«

»Na dann. Niemand kennt bis jetzt das *wo*, Deb. Und ich habe natürlich auch nicht alle forensischen Daten –«

»Aber du beginnst, ein Gefühl dafür zu entwickeln«, beschwor sie mich.

Ich sah sie an. Sie erwiderte meinen Blick. Ich hatte schon zuvor Eingebungen gehabt. Ich hatte in der Hinsicht einen gewissen Ruf. Meine Ahnungen waren häufig zutreffend. Und warum auch nicht. Oft weiß ich, wie die Mörder denken. Ich denke genauso. Natürlich behielt ich nicht immer Recht. Und ich wollte auch nicht, dass die Polizei *jeden* Serienmörder erwischte, der dort draußen sein Unwesen trieb. Was für ein Hobby sollte ich mir dann zulegen? Aber dieser hier – welche Richtung sollte ich in dieser spannenden Eskapade einschlagen?

»Sag es mir, Dexter«, drängte Deborah. »Hast du irgendwelche Ideen?«

»Möglich«, sagte ich. »Es ist noch ein bisschen zu früh.«

»Nun, Morgan«, sagte LaGuerta hinter uns. Wir drehten uns um. »Wie ich sehe, sind Sie für echte Polizeiarbeit gekleidet.«

Etwas in LaGuertas Tonfall war wie ein Schlag ins Gesicht. Deborah wurde steif. »Detective«, erwiderte sie. »Haben Sie etwas herausgefunden?« Ihr Ton verriet, dass sie die Antwort kannte.

Eine unfaire Bemerkung. Aber sie traf nicht. LaGuerta winkte ab. »Es sind nur Huren«, sagte sie mit einem scharfen Blick auf Debs Dekolleté, das durch ihren Nuttenaufzug noch betont wurde. »Nur Nutten. Das Wichtigste

ist, die Presse davon abzuhalten, hysterisch zu werden.« Sie schüttelte langsam, wie ungläubig, den Kopf und sah auf. »Angesichts dessen, was man mit Druck erreichen kann, sollte das einfach sein.« Und sie zwinkerte mir zu und schlenderte davon, hinüber zum Zaun, wo Captain Matthews ausgesprochen würdevoll mit Jerry Gonzalez von Channel 7 sprach.

»Miststück«, sagte Deborah.

»Es tut mir Leid, Debs. Soll ich lieber sagen *Der zeigen wir es?* Oder mache ich jetzt weiter mit *Ich hab's dir ja gesagt?*«

Sie funkelte mich an. »Verdammt, Dexter«, meinte sie.

»Ich wäre wirklich gern diejenige, die den Kerl findet.«

Und wenn ich an dieses *überhaupt kein Blut* dachte ... Ich auch. Ich wollte ihn auch schrecklich gern finden.

An diesem Abend fuhr ich nach der Arbeit mit dem Boot hinaus. Um Deborahs Fragen zu entgehen und über meine Gefühle nachzudenken. *Gefühle*. Ich, Gefühle. Was für eine Vorstellung.

Ich steuerte mein Fischerboot vorsichtig aus dem Kanal heraus, tuckerte mit geringer Geschwindigkeit an den letzten Häusern vorbei, die durch hohe Hecken und Maschendrahtzäune voneinander abgeschirmt wurden. Automatisch winkte und lächelte ich all den Nachbarn draußen in ihren ordentlich gestutzten Gärten am Kanalufer zu. Kinder spielten auf den manikürten Rasenflächen. Mom und Dad grillten oder faulenzten oder polierten den Stacheldraht, während sie mit Argusaugen über ihre Brut wachten. Ich grüßte jeden. Einige winkten sogar zurück. Sie kannten mich, hatten mich schon früher vorbeifahren sehen, immer fröhlich, immer einen Gruß auf den Lippen. *Er war immer so ein netter Mann.*

Sehr freundlich. Ich kann nicht glauben, dass er diese schrecklichen Dinge getan hat ... Am Ausgang des Kanals drehte ich den Motor auf und nahm Kurs nach Südosten in Richtung Cape Florida.

Der Wind in meinem Gesicht und der Geschmack der salzigen Gischt halfen mir, einen klaren Kopf zu bekommen. Ich fühlte mich sauber und etwas frischer. Es fiel mir wesentlich leichter nachzudenken. Zum Teil lag es an der Ruhe und dem Frieden auf dem Wasser. Und zum Teil daran, dass die übrigen Boote mich scheinbar in bester Miami-Tradition umzubringen versuchten. Ich fand das sehr entspannend. Ich fühlte mich richtig zu Hause. Das ist mein Land; das ist mein Volk.

Während der Arbeitszeit hatte ich nur wenige forensische Neuigkeiten erfahren. Um die Mittagsstunde kam die Story in den Nachrichten. Nach der »grausigen Entdeckung« beim Motel Cacique flog der Deckel von den Nuttenmorden. Channel 7 hatte bei der Präsentation des hysterischen Grauens von Leichenteilen in einem Müllcontainer wundervolle Arbeit geleistet, ohne irgendetwas über sie zu sagen. Wie Detective LaGuerta so scharfsinnig beobachtet hatte, handelte es sich nur um Nutten; aber sobald der öffentliche Druck seitens der Medien anstieg, konnten es ebenso gut Senatorentöchter sein. Und so hatte das Department bei seinen

Verteidigungsmanövern einen Gang zugelegt, da sie haargenau wussten, welche Art herzerweichenden Geschwätzes die mutige und fürchtlose Infanterie der fünften Gewalt von sich geben würde.

Deb hatte am Tatort ausgeharrt, bis der Captain begann, sich wegen der Genehmigung zu vieler Überstunden Gedanken zu machen, dann hatte man sie nach Hause geschickt. Gegen vierzehn Uhr begann sie mich anzurufen, um sich nach meinen Fortschritten zu erkundigen, die nur sehr gering waren. Im Hotel hatten sich keine Anhaltspunkte gefunden. Auf dem Parkplatz waren so viele Reifenspuren, dass man sie nicht mehr unterscheiden konnte. Keine Abdrücke oder Spuren im Müllcontainer, auf den Säcken oder Leichenteilen. Alles war vollkommen rein, selbst nach den Maßstäben des Gesundheitsamts.

Der einzige wichtige Anhaltspunkt des Tages war das linke Bein. Wie Angel bemerkt hatte, war das rechte in mehrere saubere Stücke geschnitten worden, an Hüfte, Knie und Knöchel durchtrennt. Aber das linke Bein nicht. Es waren nur zwei säuberlich verpackte Stücke.

Aha, machte Detective LaGuerta, das weibliche Genie.

Jemand hatte den Mörder unterbrochen, ihn überrascht, ihn aufgeschreckt, so dass er die Operation nicht vollenden konnte. Er geriet in Panik, als er gesehen wurde. Und sie konzentrierte alle Anstrengungen darauf, diesen Zeugen zu finden.

LaGuertas Unterbrechungstheorie warf nur ein winziges Problem auf. Es handelte sich nur um eine kleine Sache, vielleicht war es nur Haarspalterei, aber – die ganze Leiche war pedantisch gesäubert und verpackt worden, vermutlich nachdem sie zerstückelt worden war. Und dann hatte man sie zu dem Müllcontainer gebracht, wobei der Mörder offensichtlich ausreichend Zeit und Konzentration besessen hatte, um keine Fehler zu begehen und keinerlei Spuren zu hinterlassen. Entweder hatte niemand LaGuerta darauf aufmerksam gemacht oder – Wunder über Wunder! – konnte es sein, dass niemand es bemerkt hatte? Möglich; vieles bei der Polizeiarbeit ist reine Routine, das Zusammenfügen von Einzelheiten zu Mustern. Und wenn das Muster nagelneu war, konnten die Ermittler agieren wie drei blinde Männer, die einen Elefanten unter dem Mikroskop untersuchten.

Aber da ich weder blind war noch Routine mir die Sicht verstellte, schien es mir wesentlich wahrscheinlicher, dass der Mörder einfach unbefriedigt

war. Jede Menge Zeit, um zu arbeiten, aber – dies war der fünfte Mord nach demselben Muster. Wurde das simple Zerlegen der Leiche allmählich langweilig? War unser Junge auf der Suche nach etwas anderem, Frischem? Einer neuen Richtung, einem noch nicht ausprobierten Kick? Fast konnte ich seine Frustration spüren. So weit zu kommen, den Weg bis zum Ende gegangen zu sein, die Überreste für Geschenkpäckchen zerlegt zu haben. Und dann die plötzliche Erkenntnis: *Das ist es nicht. Etwas stimmt einfach nicht.* Coitus interruptus.

Es füllte ihn einfach nicht mehr aus. Er brauchte etwas anderes. Er versuchte etwas auszudrücken und hatte das notwendige Vokabular noch nicht gefunden. Und meiner persönlichen Meinung nach – ich meine, wenn ich er wäre – würde ihn das außerordentlich frustrieren.

Und sehr wahrscheinlich würde er weiterhin nach der Antwort suchen.

Bald.

Sollte LaGuerta doch nach einem Zeugen fahnden. Es gab keinen. Hier handelte es sich um ein kaltes, sorgfältig vorgehendes Ungeheuer, das mich total faszinierte.

Und was sollte ich wegen dieser Faszination unternehmen? Ich war nicht sicher, deshalb hatte ich mich auf mein Boot zurückgezogen.

Ein Donzi kreuzte mit 70 Meilen pro Stunde meine Bugwelle, er verfehlte mich nur um ein paar Zoll. Ich winkte fröhlich und kehrte in die Gegenwart zurück. Ich näherte mich Stiltville, der zum größten Teil verlassenen Ansammlung alter Pfahlbauten in den Gewässern nahe Cape Florida.

Ich beschrieb ziellos einen großen Kreis und ließ meine Gedanken wieder wandern.

Was sollte ich tun? Ich musste mich jetzt entscheiden, bevor ich für Deborah zu nützlich wurde. Ich konnte ihr selbstverständlich helfen, den Fall zu lösen, es gab keinen Besseren dafür. Kein anderer dachte auch nur in die richtige Richtung. Aber wollte ich ihr helfen? Wollte ich, dass der Mörder gefasst wurde? Oder wollte ich ihn selbst finden und aufhalten? Und davon abgesehen – oh, was für ein bohrender kleiner Gedanke –, wollte ich ihn überhaupt aufhalten? Was sollte ich tun?

Zu meiner Rechten konnte ich im schwindenden Licht des Tages gerade noch Eliot Key erkennen. Und wie jedes Mal erinnerte mich das an meinen Campingausflug dorthin mit Harry Morgan. Meinem Adoptivvater.

Dem guten Cop. *Du bist anders, Dexter.*

Ja, Harry, das bin ich mit Sicherheit.

Aber du kannst lernen, diese Andersartigkeit zu kontrollieren und sie konstruktiv zu nutzen.

In Ordnung, Harry. Wenn du meinst, dass ich das tun sollte.

Wie?

Und er sagte es mir.

Der Sternenhimmel über Florida ist mit keinem anderen Sternenhimmel zu vergleichen, wenn man vierzehn Jahre alt ist und mit seinem Dad zelten geht. Sogar wenn er nur der Adoptivvater ist. Und selbst dann erfüllt einen der Anblick dieser Sterne mit einer gewissen Befriedigung, da Gefühle nicht zur Debatte stehen. Du fühlst es nicht. Das ist einer der Gründe, warum du hier bist.

Das Feuer glimmt nur noch, die Sterne leuchten außergewöhnlich hell, und der liebe alte Adoptivpapi hat schon eine Weile geschwiegen, während er kleine Schlucke aus einem altmodischen Flachmann trinkt, den er aus einer Tasche seines Rucksacks gezogen hat. Er kann das nicht sehr gut, nicht so wie viele andere Cops, er ist nicht wirklich ein Trinker. Aber jetzt ist sie leer, und wenn er jemals sagen will, was er sich vorgenommen hat, dann ist jetzt der richtige Zeitpunkt gekommen.

»Du bist anders, Dexter«, sagt er.

Ich wende den Blick von den leuchtenden Sternen. Rund um die kleine sandige Lichtung tanzen Schatten im letzten Glühen des Feuers. Einige wandern über Harrys Gesicht. Er ist mir fremd, als hätte ich ihn nie zuvor gesehen. Entschlossen, unglücklich, ein wenig betrunken.

»Wie meinst du das, Dad?«

Er weicht meinem Blick aus. »Die Billups sagen, dass Buddy verschwunden ist«, sagt er.

»Die lärmige kleine Töle. Er hat immer die ganze Nacht gekläfft. Mom konnte nicht schlafen.«

Mom brauchte ihren Schlaf. Wenn man an Krebs stirbt, braucht man viel Ruhe, und die bekam sie nicht, solange der schreckliche kleine Köter von gegenüber jedem Blatt hinterherkläffte, das den Bürgersteig entlangwehte.

»Ich habe das Grab gefunden«, sagt Harry. »Es liegen eine Menge Knochen drin, Dexter. Nicht nur Buddys.«

Was soll ich dazu sagen? Ich nehme mir vorsichtig eine Hand voll Kiefernadeln und warte auf Harry.

»Seit wann machst du das schon?«

Ich sehe prüfend in Harrys Gesicht, dann schaue ich quer über die Lichtung zum Strand. Dort liegt unser Boot, es schaukelt sanft auf den Wellen. Die Lichter von Miami sind rechts, ein weiches weißes Glühen. Ich kann nicht einschätzen, worauf Harry hinauswill, was er hören möchte. Aber mein Adoptivvater ist sehr direkt, und was ihn angeht ist die Wahrheit immer eine gute Idee. Er weiß sowieso immer alles oder findet es heraus.

»Anderthalb Jahre«, sage ich.

Harry nickt. »Warum hast du damit angefangen?«

Eine sehr gute Frage, die mich im Alter von vierzehn überfordert. »Es ist einfach ... eine Art ... ich muss es einfach«, versichere ich ihm. Selbst damals, so jung und schon so geschmeidig.

»Hörst du eine Stimme?«, will er wissen. »Etwas oder jemanden, der dir befiehlt, etwas zu tun, und dann musst du es machen?«

»Äh«, erwidere ich mit der Eloquenz eines Vierzehnjährigen. »Nicht unbedingt.«

»Erzähl es mir«, sagt Harry.

Oh, ein Mond, ein guter feister Mond, etwas Größeres, das man anstarren kann. Ich umkrampfe eine weitere Hand voll Kiefernadeln. Mein Gesicht brennt, als hätte Dad mich aufgefordert, von Sexphantasien zu erzählen.

Was auf gewisse Weise – »Es, äh ... eine Art, du weißt schon. Ein *Wesen*«, sage ich. »In mir. Beobachtet mich. Vielleicht, hm. Lachend? Aber nicht wirklich eine Stimme, einfach ...« Ein viel sagendes Teenager-Achselzucken. Aber Harry scheint einen Sinn darin zu erkennen.

»Und dieses *Etwas*. Es zwingt dich, zu töten.«

Hoch über unseren Köpfen kriecht langsam ein behäbiger Jet vorüber. »Nein, äh. Es *zwingt* mich nicht«, erwidere ich. »Es lässt das nur wie eine gute Idee aussehen.«

»Hast du jemals etwas anderes töten wollen? Etwas Größeres als einen Hund?«

Ich versuche zu antworten, aber mir scheint etwas im Hals zu stecken. Ich räuspere mich. »Ja«, sage ich.

»Einen Menschen?«

»Niemand Speziellen, Dad. Einfach ...« Ich zucke wieder die Achseln.

»Warum hast du es nicht getan?«

»Weil ... ich dachte, es würde euch nicht gefallen. Dir und Mom.«

»Das ist alles, was dich davon abgehalten hat?«

»Ich, äh ... ich wollte nicht, dass du ... wütend auf mich bist. Äh ... du weißt schon. Enttäuscht.«

Ich werfe einen verstohlenen Blick auf Harry. Er sieht mich unbewegt an.

»Sind wir deshalb hier, Dad? Um darüber zu reden?«

»Ja«, sagt Harry. »Wir müssen dich in den Griff kriegen.«

In den Griff kriegen, ja klar. Eine typische Harry-Vorstellung über Lebensführung, mit Krankenhausfluren und gewienerten Schuhen. Und selbst damals wusste ich: Ab und an jemanden abzuschlachten würde früher oder später meinem ordentlichen Leben in die Quere kommen.

»Wie?«, frage ich, und er mustert mich lange und intensiv, und als er erkennt, dass ich ihm Schritt für Schritt gefolgt bin, nickt er.

»Braver Junge«, sagt er. »Nun.« Und im Widerspruch zu dieser Ankündigung vergeht lange Zeit, bis er wieder zu sprechen beginnt. Ich beobachte die Lichter eines vorüberfahrenden Bootes, vielleicht zweihundert Meter von unserer kleinen Bucht entfernt. »Nun«, sagt Harry wieder, und ich sehe ihn an. Aber jetzt schaut er weg, über das ersterbende Feuer, in die Zukunft irgendwo da draußen. »Es geht so«, erklärt er. Ich höre aufmerksam zu. So beginnt Harry, wenn er einem eine grundlegende Wahrheit mitteilt. Als er mir zeigte, wie man einen Curveball wirft und den Angelhaken auswirft. *Es geht so*, sagte er immer, und so war es dann auch, einfach so.

»Ich werde alt, Dexter.« Er wartete auf meinen Widerspruch, aber ich sage nichts, und er nickt. »Ich glaube, dass man die Dinge anders sieht, wenn man älter wird«, fährt er fort. »Nicht unbedingt, weil man nachsichtiger wird oder die Dinge im Graubereich statt schwarzweiß sieht. Ich bin wirklich überzeugt, dass ich vieles anders verstehe. Besser.« Er sieht mich an, Harrys Blick. Aufrichtige Liebe aus blauen Augen.

»Okay«, sage ich.

»Vor zehn Jahren hätte ich dich noch in irgendeine Anstalt gebracht«, sagt er, und ich zwinkere. Das hätte beinahe wehgetan, wenn ich nicht schon selbst daran gedacht hätte. »Heute«, sagt er, »weiß ich es, glaube ich, besser. Ich weiß, was du bist, und ich weiß, dass du ein guter Junge bist.«

»Nein«, sage ich, es kommt leise und schwach heraus, aber Harry hört es.

»Doch«, sagt er energisch. »Du bist ein guter Junge, Dex, das weiß ich. Ich *weiß* es.« Nun fast zu sich selbst, vielleicht um der Wirkung willen, und dann senkt er seinen Blick in meinen. »Sonst würde es dich nicht kümmern, was ich denke oder was Mom denkt. Du würdest es einfach tun. Du kannst es nicht ändern, das weiß ich. Weil ...« Er hält inne und sieht mich einen Moment lang an. Es bereitet mir Unbehagen.

»Woran kannst du dich von früher noch erinnern?«, fragt er. »Du weißt schon. Bevor wir dich angenommen haben.«

Es tut immer noch weh, aber ich weiß nicht warum. Ich war erst vier. »An gar nichts.«

»Gut«, sagt er. »Niemand sollte sich an so etwas erinnern.« Und zeit seines Lebens werde ich von ihm nicht mehr darüber erfahren. »Aber auch wenn du dich nicht erinnerst, Dex, es hat dir etwas angetan. Diese Dinge haben dich zu dem gemacht, was du bist. Ich habe mit einigen Leuten darüber gesprochen.« Und befremdlicherweise schenkt er mir ein kleines, fast schüchternes Harry-Lächeln. »Ich habe mit so etwas gerechnet. Was mit dir geschehen ist, als du ein kleines Kind warst, hat dich geformt. Ich habe versucht, es wieder gutzumachen, aber ...« Er zuckt die Achseln. »Es war zu stark, zu übermächtig. Es ist zu früh auf dich eingedrungen und wird bleiben. Es gibt dir den Wunsch ein zu töten. Und du kannst nichts dagegen tun. Du kannst es nicht ändern ... aber ...«, sagt er und schaut wieder weg, wohin, kann ich nicht sagen. »Aber du kannst es kanalisieren. Kontrollieren. Auswählen ...« Er formuliert jetzt sehr sorgfältig, sorgfältiger, als ich es jemals bei ihm gehört habe. »Wählen was ... oder *wen* ... du tötest ...«

Und er lächelt mich auf eine Weise an, die ich niemals zuvor gesehen habe, ein Lächeln, so trost- und freudlos wie die Asche des ersterbenden Feuers. »Es gibt viele Menschen, die es verdient haben, Dex ...«

Und mit diesen wenigen Worten gab er meinem ganzen Leben Gestalt, meinem Wesen, meinem wer und was ich bin. Dieser wunderbare, alles sehende, allwissende Mann. Harry. Mein Vater.

Wäre ich nur fähig zu lieben, wie hätte ich Harry geliebt.

Schon so lange her. Harry ist lange tot. Aber seine Lehren lebten weiter. Nicht weil ich irgendwelche warmen rührseligen Emotionen hegte. Weil Harry Recht hatte.

Ich hatte das wieder und wieder bewiesen. Harry wusste Bescheid, und er war mein Lehrmeister.

Sei achtsam, sagte Harry. Und er brachte mir bei, achtsam zu sein, wie es nur ein Cop einem Killer beibringen konnte.

Sorgfältig unter denen auszuwählen, die es verdient hatten. Absolut sicherzugehen. Und danach aufzuräumen.

Keine Spuren zu hinterlassen. Und immer jede emotionale Verwicklung zu vermeiden; sie konnte zu Fehlern führen.

Und vorsichtig zu sein erstreckte sich selbstverständlich weit über das Töten hinaus. Vorsichtig zu sein hieß auch, ein vorsichtiges Leben zu führen. Sich zu splitten.

Sich zu sozialisieren. Das Leben zu imitieren.

Was ich alles sehr sorgfältig getan hatte. Ich war ein fast perfektes Hologramm. Über jeden Verdacht, jeden Vorwurf erhaben, gegen jegliche Verachtung gefeit. Ein ordentliches, höfliches Ungeheuer, der Junge von nebenan. Selbst Deborah ließ sich mindestens die Hälfte der Zeit täuschen. Natürlich glaubte sie auch, was sie glauben wollte.

Und gerade jetzt glaubte sie, dass ich ihr bei der Aufklärung dieser Morde helfen, ihrer Karriere einen kräftigen Schub geben und sie aus ihrem Hollywoodnuttenaufzug in ein Schneiderkostüm katapultieren konnte. Und natürlich hatte sie Recht, ich konnte ihr helfen. Aber ich wollte nicht wirklich, weil ich es genoss, diesen anderen Mörder bei der Arbeit zu beobachten und eine Art ästhetische Verbindung mit ihm spürte, oder ...
Emotionale Verwicklung.

Schön. Da war es. Ich verstieß ganz eindeutig gegen den Code Harry.

Ich steuerte das Boot zurück zum Kanal. Es war mittlerweile vollkommen dunkel, aber ich orientierte mich an einem Funkturm, der ein paar Grade westlich von meinem heimatlichen Gewässer stand.

So sollte es sein. Harry hatte immer Recht gehabt, er hatte auch jetzt Recht. *Lass dich nicht auf emotionale Verwicklungen ein*, hatte Harry gesagt. Und das würde ich nicht.

Ich würde Deb helfen.

Am nächsten Morgen regnete es, und der Verkehr war irre, wie immer bei Regen in Miami. Einige Teilnehmer fuhren wegen der rutschigen Straßen sehr langsam. Das machte einige der anderen wahnsinnig, die hupten, aus den Fenstern brüllten, auf dem Seitenstreifen beschleunigten und die Fäuste schüttelten, während sie neben den Kriechern herschlingerten.

An der Lejeune-Zufahrt war ein großer Milchlaster auf den Seitenstreifen geprescht und hatte einen Bus voller Kinder einer katholischen Schule gerammt. Der Milchlaster überschlug sich. Und nun kauerten drei junge Mädchen in karierten Wollröcken mit benommener Miene in einer riesigen Milchlache. Der Verkehr stand fast eine Stunde still. Eines der Kinder wurde mit dem Hubschrauber ins Jackson Hospital geflogen. Die anderen hockten in ihren Uniformen in der Milch und sahen zu, wie die Erwachsenen einander anbrüllten.

Ich schlich bedächtig voran und hörte Radio. Anscheinend war die Polizei dem Tamiami-Killer hart auf den Fersen. Einzelheiten wurden nicht genannt, aber Captain Matthews gab eine reizende Vorstellung. Bei ihm klang es so, als würde er persönlich die Verhaftung vornehmen, sobald er seinen Kaffee ausgetrunken hatte.

Ich fuhr schließlich auf die Nebenstraßen ab und gab nur ein wenig mehr Gas. Ich hielt an einer Doughnut-Bude nicht weit vom Flughafen. Ich kaufte eine Apfeltasche und einen Berliner, aber die Apeltasche schaffte es nicht einmal bis ins Auto. Mein Stoffwechsel arbeitet sehr rasch. Das kommt vom guten Leben.

Als ich bei der Arbeit ankam, hatte der Regen aufgehört.

Während ich die Lobby betrat, die Stechuhr bediente und nach oben ging, kam die Sonne heraus, und vom Pflaster stieg Dampf auf.

Deb wartete schon auf mich.

Sie sah an diesem Morgen nicht glücklich aus. Natürlich sah sie sowieso nur noch selten glücklich aus. Immerhin ist sie ein Cop, und die meisten von ihnen beherrschen den Trick einfach nicht. Sie verbringen während ihrer Arbeit zu viel Zeit mit dem Versuch, nicht menschlich zu wirken. Dadurch werden ihre Mienen starr.

»Deb«, grüßte ich. Ich legte die knisternde weiße Gebäcktüte auf den Schreibtisch.

»Wo warst du gestern Abend?«, fragte sie. Ausgesprochen sauer, wie ich erwartet hatte. Bald würden diese Falten nicht mehr verschwinden und ein wunderbares Gesicht ruinieren: tiefblaue, vor Intelligenz funkelnde Augen, eine Stupsnase mit einem Hauch Sommersprossen, umrahmt von schwarzem Haar. Schöne Züge, die im Moment von sieben Pfund billigem Make-up verunstaltet wurden.

Ich schaute sie voller Zuneigung an. Sie kam offensichtlich von der Arbeit, heute in einem Spitzenbüstenhalter, rosa Satinshorts und goldenen Stilettos. »Mach dir darüber keine Gedanken«, sagte ich. »Wo warst du?«

Sie errötete. Sie hasste es, etwas anderes zu tragen als eine saubere, gebügelte Uniform. »Ich habe versucht, dich anzurufen«, sagte sie.

»Tut mir Leid«, sagte ich.

»Klar, sicher.«

Ich setzte mich auf meinen Stuhl und hielt den Mund.

Deb lässt es gern an mir aus. Dafür ist die Familie schließlich da. »Warum wolltest du so dringend mit mir sprechen?«

»Sie halten mich raus«, sagte sie. Sie öffnete die Doughnut-Tüte und spähte hinein.

»Was hast du erwartet?«, sagte ich. »Du weißt, wie LaGuerta zu dir steht.«

Sie zog den Berliner aus der Tüte und schlang ihn hinunter.

»Ich habe erwartet«, sagte sie mit vollem Mund, »dass man mich mitmachen lässt. Wie es der Captain angeordnet hat.«

»Du hast keinen hohen Dienstgrad«, sagte ich. »Und bist undiplomatisch.«

Sie zerknüllte die Tüte und warf sie mir an den Kopf.

»Verdammt, Dexter«, fluchte sie. »Du weißt verdammt gut, dass ich es verdient habe, zur Mordkommission versetzt zu werden. Stattdessen ...« Sie ließ ihren BH-Träger schnalzen und wies auf ihre spärliche Bekleidung. »Diese Scheiße.«

Ich nickte. »Obwohl sie dir gut steht«, bemerkte ich.

Sie zog eine grauenhafte Grimasse: Wut und Ekel kämpften um den verfügbaren Platz. »Ich hasse es«, sagte sie. »Ich schwöre, wenn ich das noch viel länger machen muss, werde ich wahnsinnig.«

»Es ist noch ein wenig früh, so schnell kann ich die ganze Angelegenheit

nicht klären, Deb.«

»Scheiße«, sagte sie. Was man auch sonst über die Polizeiarbeit sagen mochte, sie ruinierte Debs Vokabular.

Sie bedachte mich mit einem kalten, harten Cop-Blick, dem ersten, den sie jemals auf mich gerichtet hatte. Es war Harrys Blick, die gleichen Augen, das gleiche Gefühl, dass sie direkt durch dich hindurch die Wahrheit sahen.

»Verarsch mich nicht, Dex«, warnte sie. »Bei jedem zweiten Fall musst du nur einen Blick auf die Leiche werfen und weißt, wer es getan hat. Ich habe dich nie gefragt, wie du das machst, aber wenn dir bei diesem hier irgendeine Eingebung gekommen ist, dann will ich das wissen.« Sie trat wütend gegen meinen Tisch und hinterließ eine kleine Delle. »Gottverdammte, ich will raus aus diesen blöden Klamotten.«

»Und wir sehnen uns alle nach diesem Anblick, Morgan«, erklang eine dunkle, aufgesetzt wirkende Stimme im Türrahmen hinter ihr. Ich schaute hoch. Vince Masuoka lächelte zu uns herein.

»Du könntest doch gar nichts damit anfangen, Vince«, schoss Deb zurück. Er lächelte noch breiter, dieses strahlende, aufgesetzte Bilderbuchlächeln. »Warum versuchen wir es nicht einfach?«

»Und wovon träumst du nachts?«, erwiderte Deb und zog dabei einen Schmollmund, den ich seit ihrem zwölften Lebensjahr nicht mehr gesehen hatte.

Vince wies mit dem Kopf auf die zerknüllte weiße Tüte auf meinem Schreibtisch. »Du warst an der Reihe, Kumpel. Was hast du mir mitgebracht? Wo ist es?«

»Tut mir Leid, Vince«, entschuldigte ich mich. »Debbie hat deinen Berliner inhaliert.«

»Schön wär's«, sagte er mit seinem aufgesetzten lüsternen Grinsen. »Dann könnte ich an ihren Drops lutschen. Du schuldest mir einen Riesendoughnut, Dex.«

»Der einzige Riese, den du jemals haben wirst«, spottete Deb.

»Was zählt, sind die Fähigkeiten des Bäckers und nicht die Größe des Doughnuts«, versicherte ihr Vince.

»Bitte«, flehte ich. »Ihr holt euch noch eine Stirnlappenzerrung. Es ist zu früh, um so clever zu sein.«

»Ah-ha«, sagte Vince mit diesem furchtbaren aufgesetzten Lachen. »Ah-ha

ha-ha. Bis dann.« Er zwinkerte mir zu. »Denk an meinen Doughnut.«

»Also was hast du bis jetzt herausgefunden?«, fragte Deb.

Deb glaubte, dass mich hin und wieder Ahnungen heimsuchten. Sie hatte Grund dazu. Gewöhnlich hingen meine genialen Eingebungen mit brutalen Schlägern zusammen, die alle paar Wochen zum Vergnügen ein paar arme Penner aufmischten.

Einige Male schon hatte Deborah erlebt, wie ich rasch meinen sauberen Finger auf die Stelle legte, die alle anderen übersehen hatten. Sie hatte niemals etwas dazu gesagt, aber meine Schwester ist ein verdammt guter Cop, und so ist sie schon seit einiger Zeit mir gegenüber misstrauisch. Sie weiß nicht warum, aber sie weiß, dass etwas nicht stimmt, und hin und wieder macht sie sich deswegen ernsthaft Gedanken, denn trotz allem liebt sie mich. Das letzte lebendige Wesen auf Erden, das mich liebt. Das ist kein Selbstmitleid, sondern klare, kühle Selbsterkenntnis. Ich bin nicht liebenswert. Harrys Plan folgend habe ich versucht, mich auf andere Menschen einzulassen, auf Beziehungen und sogar – in meinen närrischeren Momenten – auf Liebe. Aber es funktioniert nicht. In mir ist etwas zerbrochen oder fehlt ganz, und früher oder später kommt mir die andere Person auf die Schliche oder es kommt wieder eine dieser Nächte.

Ich kann nicht einmal Haustiere halten. Tiere verabscheuen mich. Einmal habe ich mir einen Hund gekauft; er bellte und jaulte zwei Tage lang in permanenter, unsinniger Wut – *mich* an –, bevor ich mich seiner entledigen musste. Ich versuchte es mit einer Schildkröte. Ich streichelte sie einmal; danach wollte sie nicht wieder aus ihrem Panzer hervorkommen, und nach ein paar Tagen starb sie. Sie starb lieber, als sich von mir anschauen oder berühren zu lassen.

Niemand sonst liebt mich oder wird es jemals tun. Nicht einmal – besonders nicht – ich. Ich weiß, was ich bin, und dieses Ding kann man nicht lieben. Ich stehe allein in der Welt, ganz allein, abgesehen von Deborah. Und natürlich abgesehen von dem Ding in meinem Inneren, das nicht allzu oft zum Spielen herauskommt. Und auch nicht wirklich mit mir spielt, sondern jemand anderen dazu braucht.

Und so gut ich es vermag, kümmerge ich mich um sie, um die liebe Deborah. Es ist vermutlich keine Liebe, aber ich ziehe es vor, sie glücklich zu sehen.

Und hier saß sie, die liebe Deborah, und schaute unglücklich drein. Meine Familie. Starrte mich an und wusste nicht, was sie sagen sollte, war aber näher als jemals zuvor daran, etwas zu sagen.

»Nun«, sagte ich. »Eigentlich ...«

»Ich *wusste* es! Du hast DOCH etwas.«

»Du darfst meine Trance nicht stören, Deborah. Ich habe Kontakt zum Reich der Geister.«

»Spuck's aus«, sagte sie.

»Es geht um dieses abgebrochene Zerlegen, Deb. Das linke Bein.«

»Was ist damit?«

»LaGuerta glaubt, dass der Killer gestört wurde, nervös wurde, seine Arbeit nicht zu Ende gebracht hat.«

Deborah nickte. »Gestern Abend hat sie mich angewiesen, die Nutten zu befragen, ob sie etwas gesehen haben. Es muss jemanden geben.«

»O nein, du nicht auch noch«, stöhnte ich. »*Denk nach*, Deborah. Falls er gestört wurde – zu viel Angst hatte, um weiterzumachen ...«

»Die Verpackung«, platzte sie heraus. »Er hat trotzdem eine Menge Zeit aufgewendet, um die Leiche zu verpacken und sauber zu machen.«

Sie sah überrascht drein. »Scheiße. *Nachdem* er gestört worden war?«

Ich klatschte in die Hände und strahlte sie an. »Bravo, Miss Marple!«

»Das ergibt doch keinen Sinn.«

»Im Gegenteil. Falls genug Zeit bleibt, das Ritual aber nicht vollendet wird – und denk dran, Deborah, das Ritual ist nahezu alles –, was folgern wir daraus?«

»Um Himmels willen, warum sagst du es mir nicht einfach?«, schnappte sie.

»Wo bliebe dann das Vergnügen?«

Sie atmete heftig aus. »Verdammt. Also gut, Dex. Falls er nicht gestört wurde, es aber trotzdem nicht beendet hat ... Scheiße. Das Einwickeln war wichtiger als das Zerlegen?«

Ich bekam Mitleid mit ihr. »Nein, Deb. Denk nach. Das war die Fünfte nach dem gleichen Muster. Vier linke Beine wurden vollständig zerlegt. Aber jetzt Nummer fünf ...« Ich zuckte die Achseln und zog eine Augenbraue hoch.

»Ach, Scheiße, Dexter, woher soll ich das wissen? Vielleicht brauchte er

nur vier linke Beine. Vielleicht ... keine Ahnung. Ich schwöre bei Gott. Was?«

Ich lächelte und schüttelte den Kopf. Ich fand es so einleuchtend. »Der Kitzel ist weg, Deb. Etwas stimmt einfach nicht. Es funktioniert nicht. Ein wesentlicher Teil des Zaubers, der es vollkommen macht, ist einfach nicht da.«

»Und das hätte ich mir denken können?«

»Jemand sollte es, meinst du nicht? Und deshalb bremste er sozusagen ab, suchte nach Inspiration und fand nichts.«

Sie runzelte die Stirn. »Also ist er damit durch? Er wird es nicht wieder tun?«

Ich lachte. »O mein Gott, nein, Deb. Ganz im Gegenteil. Wenn du ein Priester wärest und wahrhaft an Gott glaubtest, aber nicht die richtige Art finden könntest, ihn anzubeten, was würdest du tun?«

»Es weiter versuchen«, erwiderte sie. »Bis ich es richtig mache.« Sie blickte mich scharf an. »O Gott. Das glaubst du also? Er wird es bald wieder tun?«

»Es ist nur eine Ahnung«, sagte ich bescheiden. »Ich könnte mich irren.« Aber ich war sicher, dass ich mich nicht irrte.

»Wir sollten uns etwas ausdenken, wie wir ihn dann fassen können«, sagte sie. »Und nicht nach einem Zeugen fahnden, den es gar nicht gibt.« Sie stand auf und ging zur Tür. »Ich ruf dich nachher an. Tschüs.« Und weg war sie.

Ich zupfte an der weißen Papiertüte. Sie war leer. Genau wie ich: eine glatte, knisternde Oberfläche – und absolut nichts darin.

Ich faltete die Tüte und legte sie in den Papierkorb neben meinem Schreibtisch. Heute Morgen musste einiges an Arbeit erledigt werden, echte, offizielle, polizeiliche Laborarbeit. Ich musste einen langen Bericht tippen, die dazugehörenden Bilder einsortieren, Beweise archivieren. Es war Routinearbeit, ein Doppelmord, der wahrscheinlich nie vor Gericht gehen würde, aber ich habe es gern, wenn alles, was ich anfasse, gut organisiert ist.

Außerdem war dieser Fall interessant. Die Auswertung der Blutspuren war schwierig gewesen; arterielle Blutungen, mehrere Opfer – die sich offensichtlich umherbewegt hatten – und Abdrücke, die von einer Kettensäge stammen mussten. Es war fast unmöglich gewesen, den Angriffspunkt zu bestimmen. Um den ganzen Raum abzudecken, hatte ich

fast zwei Flaschen Luminol verbraucht, das selbst die schwächsten Blutflecken sichtbar macht und mit zwölf Dollar pro Flasche erschreckend teuer ist.

Ich musste tatsächlich Fäden spannen, um die primären Blutspuren nachvollziehen zu können, eine Technik, die alt genug ist, um wie Alchemie zu wirken. Die Muster der Spritzer waren erstaunlich, anschaulich; leuchtende, wüste, wilde Spritzer liefen über Wände, Möbel, Fernseher, Handtücher, Tagesdecken, Vorhänge – ein überwältigendes wildes Grauen sprühenden Bluts. Selbst in Miami sollte man annehmen, dass jemand etwas gehört hatte. Zwei Menschen waren in einem eleganten, teuren Hotelzimmer mit einer Kettensäge bei lebendigem Leib abgeschlachtet worden, und die Nachbarn hatten einfach den Fernseher lauter gedreht.

Man könnte meinen, dass der teure, tugendsame Dexter allzu sehr in seiner Arbeit schwelgt, aber ich bin gerne gründlich, und ich möchte wissen, wo sich das ganze Blut verbirgt. Meine beruflichen Motive liegen auf der Hand, sind mir aber nicht ganz so wichtig wie meine persönlichen. Vielleicht wird mir eines Tages ein vom staatlichen Strafverfolgungssystem beauftragter Psychiater bei der Klärung des Warum behilflich sein.

Auf jeden Fall waren die Körperteile schon erkaltet, als wir am Tatort eintrafen, und wir würden den Typ mit den handgearbeiteten italienischen Mokassins in Größe 41 vermutlich niemals finden. Rechtshänder, übergewichtig, mit einer exzellenten Rückhand.

Aber ich hatte durchgehalten und sehr gute Arbeit geleistet. Ich arbeite nicht mit dem Ziel, die bösen Buben zu schnappen. Warum sollte ich das wollen? Nein, ich arbeite, um Chaos in Ordnung zu verwandeln. Um die ekligen Blutflecken dazu zu bringen, sich ordentlich zu benehmen und dann zu verschwinden. Andere mögen meine Arbeit nutzen, um Verbrecher zu fassen; von mir aus gern, aber es ist nicht wichtig.

Falls ich jemals unvorsichtig genug bin, geschnappt zu werden, wird man von mir behaupten, dass ich ein soziopathisches Ungeheuer bin, ein kranker, verdrehter Dämon, nicht menschlich, und man wird mich vermutlich mit einem selbstgefälligen, selbstzufriedenen Grinsen auf den elektrischen Stuhl schicken. Falls sie Größe 41 jemals fassen, wird man sagen, er sei aufgrund sozialer Einflüsse, denen er nichts entgegenzusetzen hatte, ein schlechter Mensch geworden, und er wird für zehn Jahre ins Gefängnis wandern, bis

man ihn mit genug Geld für einen neuen Anzug und eine neue Kettensäge wieder auf freien Fuß setzt.

Ich verstehe Harry mit jedem Arbeitstag besser.

Freitagabend. Rendezvousabend in Miami. Und ob Sie es glauben oder nicht, Rendezvousabend für Dexter. Seltsamerweise habe ich jemanden gefunden.

Wie bitte? Tieftoter Dexter trifft Debütantentussi? Sex unter Zombies? Hat mein Verlangen, das Leben zu imitieren, mich dazu gebracht, Orgasmen vorzutäuschen?

Atmen Sie durch. Sex spielt dabei keine Rolle. Nach Jahren abscheulichen Fummelns und erniedrigender Versuche, normal zu wirken, habe ich endlich das perfekte Mädchen an Land gezogen.

Rita war beinah so gestört wie ich. Sie hatte viel zu jung geheiratet und zehn Jahre damit verbracht, um der beiden Kinder willen ihre Ehe am Leben zu erhalten. Ihr bezaubernder Lebensgefährte hatte ein paar kleine Probleme. Zunächst Alkohol, dann Heroin, und ob Sie es glauben oder nicht, schließlich Crack. Er schlug sie, der Mistkerl. Zertrümmerte die Möbel, brüllte, warf Dinge nach ihr und stieß Drohungen aus. Dann vergewaltigte er sie. Steckte sie mit irgendwelchen furchtbaren Fixer-Krankheiten an. All das mit schöner Regelmäßigkeit.

Aber Rita hielt durch und kämpfte sich mit ihm durch zwei Entzüge. Dann fiel er eines Abends über die Kinder her, und Rita zog endlich einen Schlusstrich.

Selbstverständlich war ihr Gesicht inzwischen abgeheilt.

Und gebrochene Arme und Rippen sind für Miamis Ärzte Routine. Heute war Rita sehr vorzeigbar, genau das, was das Ungeheuer bestellt hatte.

Die Scheidung war gültig, der Mistkerl weggesperrt, und dann? Ah, die Abgründe der menschlichen Seele. Irgendwie, irgendwann hatte die gute Rita beschlossen, sich wieder mit einem Mann zu treffen. Sie war sicher, das absolut Richtige zu tun – aber infolge der unausgesetzten Schläge, die sie von der Hand des geliebten Mannes erfahren hatte, war sie an Sex vollkommen desinteressiert. Sie suchte nur ein bisschen männliche Gesellschaft.

Sie hatte nach genau dem richtigen Typ gesucht: sensibel, sanft und bereit zu warten. Natürlich dauerte das ziemlich lange. Sie suchte nach einem

Fantasiemann, der mehr Interesse daran hatte, mit jemandem zu reden und ins Kino zu gehen, als dass er Sex brauchte, weil sie *einfach noch nicht dazu bereit war*.

Sagte ich Fantasie? Nun ja. Männer sind nicht so. Die meisten Frauen mit zwei Kindern wissen das nach ihrer ersten Scheidung. Die arme Rita hatte zu jung und zu schlecht geheiratet, um diese wertvolle Lektion zu lernen. Und als Nebenprodukt der Erholung von ihrer schrecklichen Ehe hatte sie die romantische Vorstellung vom perfekten Gentleman entwickelt, der bis in alle Ewigkeit warten würde, dass sie sich wie eine kleine Blume entfaltete, anstatt zu begreifen, dass alle Männer Tiere sind.

Nun gut. Wirklich. Vielleicht hatte so ein Mann im viktorianischen England existiert – wo es an jeder Ecke ein Bordell gab, in dem er zwischen den blumigen Beteuerungen spannungsloser Liebe Dampf ablassen konnte.

Aber meines Wissens nicht im Miami des 21. Jahrhunderts.

Und doch – ich konnte all das perfekt imitieren. Und ich wollte es auch. An einer sexuellen Beziehung war ich nicht interessiert. Ich brauchte einen Deckmantel; Rita war genau das, wonach ich Ausschau hielt.

Sie war, wie gesagt, sehr vorzeigbar. Klein, keck und couragiert, mit einer schlanken, athletischen Figur, kurzen blonden Haaren und blauen Augen. Sie war eine Fitnessfanatikerin, verbrachte ihre gesamte Freizeit mit Laufen, Radfahren und solchem Zeug. Tatsächlich gehörte Schwitzen zu unseren bevorzugten Aktivitäten.

Wir waren durch die Everglades geradelt, die 5000 Meter gelaufen und hatten sogar zusammen Gewichte gestemmt.

Aber das Beste daran waren ihre beiden Kinder. Astor war acht, Cody fünf, und sie waren viel zu ruhig.

Das war nur natürlich. Kinder, deren Eltern regelmäßig versuchen, sich gegenseitig mit dem Mobiliar zu erschlagen, neigen zu leichter Zurückgezogenheit. Jedes in einem Katastrophengebiet aufgewachsene Kind tut das.

Aber man kann sie aus sich herauslocken – nehmen Sie mich als Beispiel. Als Kind war ich namenlosen, unbekannten Schrecken ausgesetzt gewesen, und jetzt stand ich hier: ein nützlicher Bürger, eine Säule der Gesellschaft.

Vielleicht war das einer der Gründe für meine befremdliche Zuneigung zu Cody und Astor. Denn ich mochte sie wirklich, und das verstand ich nicht.

Ich weiß, was ich bin und sehr viel über mich. Aber eine meiner Charaktereigenschaften, die mir echte Rätsel aufgibt, ist meine Haltung gegenüber Kindern. Ich mag sie.

Sie sind mir wichtig. Sie zählen.

Ich begreife es nicht, wirklich. Es würde mir ehrlich nicht das Geringste ausmachen, wenn jeder Mensch im Universum plötzlich den Geist aufgeben würde, abgesehen von mir und vielleicht Deborah. Andere Menschen sind mir unwichtiger als Gartenmöbel. Wie Psychiater es immer so nett formulieren, besitze ich keinen Sinn für die Realität des Anderen. Und dieses Wissen bedrückt mich nicht weiter.

Aber Kinder – Kinder sind etwas anderes. Ich traf mich seit anderthalb Jahren mit Rita, und in dieser Zeit hatte ich langsam und behutsam Astor und Cody für mich eingenommen. Ich war in Ordnung. Ich würde ihnen nicht wehtun. Ich dachte an ihre Geburtstage, ihre Zeugnistermine, ihre Ferien. Ich konnte ihr Haus betreten und würde keinen Schaden anrichten. Man konnte mir vertrauen. Was für eine Ironie, ehrlich. Aber wahr. Ich, der einzige Mann, dem sie wirklich vertrauen konnten. Rita hielt es für einen Teil meines langen, langsamen Werbens um sie. Zeig ihr, dass die Kinder dich mögen – und wer weiß? Aber in Wahrheit bedeuteten sie mir mehr als sie. Vielleicht war es schon zu spät, aber ich wollte nicht, dass sie so wurden wie ich.

An diesem Freitagabend öffnete Astor mir die Tür. Sie trug ein großes T-Shirt mit der Aufschrift *RugRats*, das ihr bis über die Knie reichte. Ihr rotes Haar war zu zwei Zöpfen gebunden, und ihr kleines, stilles Gesicht war vollkommen ausdruckslos.

»Hallo Dexter«, grüßte sie in ihrer allzu ruhigen Art.

Für sie bedeuteten zwei Worte ein langes Gespräch.

»Guten Abend, wunderschöne junge Dame«, sagte ich in meiner besten Lord-Mountbatten-Imitation. »Sie sehen heute Abend besonders reizend aus, wenn ich mir die Bemerkung erlauben darf?«

»Okay«, sagte sie und hielt die Tür auf. »Er ist da«, sagte sie über die Schulter in die Dunkelheit um das Sofa.

Ich trat an ihr vorbei ein. Cody stand direkt hinter ihr, als wollte er ihr für alle Fälle Rückendeckung geben.

»Cody«, sagte ich. Ich gab ihm eine Rolle Necco-Waffeln. Er nahm sie,

ohne mich aus den Augen zu lassen, und ließ einfach die Hand wieder sinken, ohne die Süßigkeiten anzuschauen. Er würde sie erst öffnen, wenn ich fort war, und dann würde er sie mit seiner Schwester teilen.

»Dexter?«, rief Rita aus dem Nebenzimmer.

»Hier drin«, erwiderte ich. »Kannst du diesen Kindern kein Benehmen beibringen?«

»Nein«, sagte Cody leise.

Ein Witz. Ich starrte ihn an. Was kam als Nächstes? Würde er eines Tages singen? Auf der Straße steppen? Am Parteitag der Demokraten teilnehmen? Rita rauschte herein, während sie noch einen Kreolen an ihrem Ohr befestigte. Alles in allem war sie reichlich aufreizend fertig gemacht. Sie trug ein praktisch schwereloses blaues Seidenkleid, das bis zur Mitte der Oberschenkel fiel, und selbstverständlich ihre allerbesten Crosstrainer von New Balance. Ich hatte nie zuvor eine Frau kennen gelernt oder auch nur von einer gehört, die zu Verabredungen bequeme Schuhe trug. Das bezaubernde Geschöpf.

»He, Hübscher«, sagte Rita. »Ich muss nur noch kurz mit dem Babysitter sprechen, dann können wir los.« Sie ging in die Küche, wo ich sie mit dem Nachbarmädchen, die den Job übernommen hatte, die Anweisungen durchgehen hörte. Schlafenszeit. Hausaufgaben. Erlaubte und verbotene Sendungen im Fernsehen. Handynummer. Notrufnummer. Was im Fall einer versehentlichen Vergiftung oder Enthauptung zu tun war.

Cody und Astor starrten mich immer noch an.

»Seht ihr euch einen Film an?«, fragte Astor. Ich nickte. »Wenn wir einen finden, bei dem wir nicht kotzen müssen.«

»Jak«, machte sie. Sie schnitt eine sehr kleine, angeekelte Grimasse. Ich spürte ein winziges Glühen der Befriedigung.

»Kotzt du im Kino?«, fragte Cody.

»Cody«, sagte Astor.

»Tust du's?«, bohrte er.

»Nein«, erwiderte ich. »Aber meistens würde ich gerne.«

»Lass uns gehen«, sagte Rita, die hereingesegelt war und sich hinunterbeugte, um jedes Kind auf die Wange zu küssen. »Hört auf Alice. Schlafenszeit ist um neun.«

»Wirst du wiederkommen?«, fragte Cody.

»Cody! Natürlich komme ich wieder!«, sagte Rita.

»Ich meinte Dexter«, sagte Cody.

»Dann schläfst du schon«, sagte ich. »Aber ich guck noch mal rein, okay?«

»Ich werde nicht schlafen«, versicherte er entschlossen.

»Dann bleibe ich und spiel mit dir Karten«, sagte ich.

»Echt?«

»Versprochen. Poker. Der Gewinner darf die Pferde behalten.«

»Dexter«, mahnte Rita, die aber trotzdem lächelte. »Du wirst dann schon schlafen, Cody. Jetzt aber gute Nacht, Kinder. Seid artig.« Und sie nahm mich am Arm und führte mich zur Tür hinaus.

»Ehrlich«, murmelte sie. »Die beiden fressen dir aus der Hand.«

Der Film war nichts Besonderes. Ich musste nicht wirklich kotzen, aber als wir uns zu einem Abschlussgetränk in einem kleinen Lokal in South Beach einfanden, hatte ich schon den größten Teil der Handlung vergessen.

Ritas Idee. Obwohl sie ihr ganzes Leben in Miami verbracht hatte, hielt sie South Beach für glamourös. Vielleicht lag es an den ganzen Rollerblades. Oder vielleicht glaubte sie, jeder Ort, an dem sich so viele Menschen mit schlechten Manieren herumtrieben, *müsse* glamourös sein.

Auf jeden Fall warteten wir zwanzig Minuten auf einen kleinen Tisch und, nachdem wir uns gesetzt hatten, noch einmal zwanzig Minuten auf die Bedienung. Mich störte es nicht. Ich genoss es, gut aussehenden jungen Idioten dabei zuzusehen, wie sie einander beobachteten.

Ein großartiger Zuschauersport.

Hinterher schlenderten wir den Ocean Boulevard hinunter und plauderten zwanglos – eine Kunst, in der ich mich auszeichne. Es war ein lieblicher Abend. Ein Viertel des Vollmonds, der an jenem Abend geleuchtet hatte, als Vater Donovan mein Gast war, fehlte schon.

Als wir nach unserem Standardabend zurück zu Ritas Haus in South Miami fuhren, kamen wir durch eine der weniger gesunden Gegenden von Coconut Grove. Ein blinkendes rotes Licht erregte meine Aufmerksamkeit, und ich spähte eine Nebenstraße hinab. Ein Tatort. Das gelbe Band war bereits angebracht worden, und mehrere Fahrzeuge hatte man hastig abgestellt.

Das war er, dachte ich, und bevor ich auch nur wusste, was ich damit meinte, riss ich den Wagen herum und fuhr auf den Tatort zu.

»Wohin fahren wir?«, fragte Rita verständlicherweise.

»Ah«, sagte ich. »Ich will nur nachsehen, ob ich gebraucht werde.«

»Hast du keinen Pieper?«

Ich schenkte ihr mein gewinnendstes Freitagabendlächeln. »Sie *wissen* nicht immer, dass sie mich brauchen.«

Ich hätte vermutlich sowieso angehalten, um mit Rita anzugeben. Schließlich lag der Witz eines Deckmantels darin, ihn herzuzeigen. Aber in Wahrheit hätte mich die unwiderstehliche, leise jammernde Stimme in meinem Ohr so oder so zum Halten bewegt. *Das war er*. Und ich musste herausfinden, was er vorhatte. Ich ließ Rita im Wagen und eilte hinüber.

Er hatte nichts Gutes im Sinn, der Schlawiner. Dort lag wieder der gleiche Stapel sorgfältig eingewickelter Leichenteile. Angel-keine-Verwandtschaft beugte sich in fast derselben Haltung darüber wie zuvor, als ich ihn am letzten Tatort zurückgelassen hatte.

»*Hijo de puta*«, sagte er, als ich ihn erreichte.

»Nicht ich, hoffe ich«, sagte ich.

»Der Rest von uns beklagt sich, wenn er am Freitagabend arbeiten muss«, bemerkte Angel. »Du tauchst mit deiner Verabredung auf. Und es ist *immer noch nichts* für dich dabei.«

»Selber Typ, selbes Muster?«

»Derselbe«, sagte er. Er schlug den Kunststoff mit seinem Füller zurück. »Wieder knochentrocken«, stellte er fest. »Überhaupt kein Blut.«

Die Worte machten mich leicht schwindelig. Ich beugte mich vor, um einen Blick darauf zu werfen. Wieder waren die Leichenteile erstaunlich sauber und trocken. Sie hatten einen leichten Blauschimmer und schienen augenblicklich konserviert zu sein. Wunderbar.

»Die Schnitte variieren dieses Mal ein wenig«, sagte Angel. »An vier Stellen.« Er zeigte darauf. »Sehr heftig hier, fast emotional. Dann hier, nicht so stark. Hier und hier, dazwischen. Hm?«

»Sehr hübsch«, sagte ich.

»Und dann schau dir das an«, sagte er. Er schob das blutleere Stück obenauf mit dem Stift zur Seite. Darunter schimmerte weiß ein weiteres Stück. Das Fleisch war der Länge nach sorgfältig abgeschält worden, um den sauberen Knochen freizulegen.

»Warum hat er das getan?«, fragte Angel leise.

Ich holte Luft. »Er experimentiert«, sagte ich. »Versucht den richtigen Weg

zu finden.« Und ich starrte auf den sauberen trockenen Abschnitt, bis mir bewusst wurde, dass Angel mich schon eine Weile ansah.

»Wie ein Kind, das mit seinem Essen spielt«, beschrieb ich das Ganze Rita, nachdem ich zum Auto zurückgekehrt war.

»Mein Gott«, sagte Rita. »Das ist ja grauenhaft.«

»Ich glaube, das richtige Wort wäre *abscheulich*«, meinte ich.

»Wie kannst du darüber Witze machen, Dexter?«

Ich lächelte sie beruhigend an. »Bei meiner Arbeit gewöhnt man sich an so etwas«, sagte ich. »Wir machen Witze, um unseren Schmerz zu überspielen.«

»Großer Gott, ich hoffe, sie kriegen diesen Irren bald.«

Ich dachte an die säuberlich aufgeschichteten Leichenteile, die Vielfalt der Schnitte, die absolut wundervolle Blutleere. »Nicht zu bald«, sagte ich.

»Was hast du gesagt?«, fragte sie.

»Ich habe gesagt, ich glaube nicht, dass das allzu bald passiert. Der Killer ist extrem clever, und der verantwortliche Detective interessiert sich mehr für die politischen Aspekte als für die Aufklärung der Morde.«

Sie sah mich an, um herauszufinden, ob ich Scherze machte. Dann saß sie eine Weile schweigend da, während wir die US 1 hinunterfuhren. Erst in South Miami ergriff sie wieder das Wort. »Ich kann mich an den Anblick einfach nicht gewöhnen ... Ich weiß nicht. Die Kehrseite? Daran, wie die Dinge in Wirklichkeit sind? An die Art, wie du sie siehst«, schloss sie schließlich.

Sie erwischte mich kalt. Ich hatte das Schweigen genutzt, um über die säuberlich gestapelten Leichenteile nachzudenken, die wir gerade hinter uns gelassen hatten. Mein Verstand war gierig um die sauberen, trockenen, abgehackten Glieder gekreist, wie ein Adler auf der Suche nach einem Stück Fleisch zum Herausreißen.

Ritas Beobachtung kam so unerwartet. Ich konnte einen Augenblick lang nicht mal stottern. »Wie meinst du das?«, brachte ich schließlich heraus.

Sie runzelte die Stirn. »Ich – ich bin nicht sicher. Nur – wir alle nehmen an, dass *Dinge* ... auf gewisse Weise sind. So wie sie sein sollen? Und dann sind sie es nie, sie sind immer eher ... Ich weiß nicht. Düsterer? Menschlicher? Wie das hier. Ich denke selbstverständlich, dass der Detective den Killer fassen möchte, das ist es doch, was Detectives tun? Und mir ist nie zuvor der

Gedanke gekommen, dass es bei einem Mord um irgendetwas Politisches gehen könnte.«

»Bei praktisch allem«, sagte ich. Ich bog in ihre Straße ab und hielt vor ihrem hübschen, unauffälligen Haus.

»Aber dir«, sagte sie. Sie schien weder zu registrieren, wo wir waren, noch was ich gesagt hatte. »Dort setzt du an. Die meisten Menschen würden niemals so weit denken.«

»Ich bin nicht im Mindesten tiefgründig, Rita«, wehrte ich ab. Ich parkte den Wagen in einer Lücke.

»Es ist irgendwie ... Irgendwie hat alles zwei Gesichter. Das eine ist das, was wir zu sehen vorgeben, das andere ist die Wirklichkeit. Und du weißt das, und es ist wie ein Spiel für dich.«

Ich hatte keine Ahnung, was sie zu sagen versuchte.

In Wahrheit hatte ich längst aufgegeben, es herausfinden zu wollen, und war, während sie sprach, im Geist zurück zu dem neuesten Mord gewandert; zu der Sauberkeit des Fleisches, der improvisierten Qualität der Schnitte, dem vollständigen, trockenen, fleckenlosen, makellosen Fehlen von Blut ...

»Dexter ...«, sagte Rita. Sie legte mir die Hand auf den Arm.

Ich küsste sie.

Ich weiß nicht, wer von uns überraschter war. Ich hatte es nicht vorgehabt. Und an ihrem Parfüm lag es gewiss nicht. Aber ich presste meine Lippen auf ihre und verharrte so für einen langen Augenblick.

Sie schob mich zurück.

»Nein«, sagte sie. »Ich ... nein, Dexter.«

»In Ordnung«, sagte ich, noch immer schockiert von dem, was ich getan hatte.

»Ich glaube, ich will nicht ... ich bin nicht *bereit* für ... Verdammt, Dexter«, sagte sie. Sie öffnete ihren Sicherheitsgurt, dann die Wagentür und lief ins Haus.

Ach du meine Güte, dachte ich. *Was um Himmels willen habe ich da bloß getan?* Und ich wusste, dass ich darüber nachdenken und vielleicht enttäuscht sein sollte, weil ich nach anderthalb Jahren schwierigster Instandhaltungsarbeiten meinen Deckmantel zerstört hatte.

Aber ich konnte an nichts anderes als den säuberlichen Stapel Leichenteile denken.

Kein Blut.

Überhaupt keins.

Der Körper ist exakt so ausgerichtet, wie es mir zusagt. Arme und Beine sind gefesselt, der Mund mit Klebeband geknebelt, so dass kein Geräusch und kein Speichel meine Arbeit stören. Und meine Hände halten das Messer so ruhig, dass ich sicher bin, dies hier wird gute Arbeit, sehr befriedigende ... Abgesehen davon, dass es kein Messer ist, sondern eine Art ...

Abgesehen davon, dass es nicht meine Hand ist. Obwohl meine Hand sich mit der Hand bewegt, ist es nicht meine, in der die Klinge liegt. Und der Raum ist wirklich sehr klein, so beengt, was sinnvoll scheint, weil er – was ist?

Und jetzt schwebe ich über diesem vollkommenen, beengten Arbeitsplatz, dem verführerischen Körper, und zum ersten Mal spüre ich den eisigen Luftzug um mich herum und irgendwie auch durch mich hindurch.

Und wenn ich nur meine Zähne spüren könnte, würden sie mit Sicherheit klappern. Und meine Hand gleitet in perfekter Verschmelzung mit dieser anderen Hand in einem Bogen hoch, um den ersten perfekten Schnitt zu setzen ...

Und natürlich erwache ich in meinem Apartment. Ich stehe vollkommen nackt an der Eingangstür. Schlafwandeln könnte ich verstehen, aber Schlafstrippen? Also wirklich. Ich stolpere zurück zu meinem kleinen Rollbett. Die Decken liegen zusammengeknüllt auf dem Boden. Die Klimaanlage hat die Raumtemperatur auf knapp sechzehn Grad abgekühlt. Gestern Abend schien das eine gute Idee zu sein, nach dem, was zwischen Rita und mir vorgefallen war, war ich ein wenig durcheinander gewesen. Grotesk, wenn es überhaupt wirklich passiert war. Dexter, der Herzensbrecher, raubt Küsse.

Und so hatte ich, nachdem ich wieder zu Hause angekommen war, lange und heiß geduscht und den Regler ganz nach unten geschoben, bevor ich ins Bett geklettert war. Ich gebe nicht vor, den Grund dafür zu kennen, aber in meinen schwärzesten Momenten empfinde ich Kälte als reinigend. Nicht eigentlich erfrischend, aber notwendig.

Und es war kalt. Mittlerweile viel zu kalt für Kaffee und einen Tagesbeginn inmitten der letzten Traumsplitter.

In der Regel erinnere ich mich nicht an meine Träume oder messe ihnen keine Bedeutung bei, wenn ich es doch einmal tue. Deshalb war es umso lächerlicher, dass ich diesen nicht abschütteln konnte.

... schwebe ich über diesem vollkommenen, beengten Arbeitsplatz ... und meine Hand gleitet in perfekter Verschmelzung mit dieser anderen Hand in einem Bogen hoch, um den ersten perfekten Schnitt zu setzen ...

Ich habe die entsprechende Fachliteratur gelesen. Vielleicht weil ich selbst keiner bin, sind Menschen für mich äußerst interessant. Deshalb weiß ich alles über Symbolismus: Schweben ist eine Art des Fliegens und bedeutet Sex. Und das Messer ...

Ja, Herr Doktor. Das Messer ist meine Mutter, ja? Wach auf, Dexter.

Nur ein dummer, bedeutungsloser Traum.

Das Telefon klingelte, und ich fuhr beinahe aus der Haut.

»Wie steht's mit Frühstück bei Wolfie's?«, erkundigte sich Deborah. »Ich zahle.«

»Es ist Samstag«, erwiderte ich. »Wir kriegen niemals einen Platz.«

»Ich fahre schon vor und halte uns einen Tisch frei«, sagte sie. »Wir treffen uns dort.«

Wolfie's Deli in Miami Beach ist eine Institution. Und weil die Morgans aus Miami stammen, hatten wir unser ganzes Leben bei jeder besonderen Gelegenheit dort gegessen. Warum Deborah meinte, heute wäre ein solcher Anlass, war mir schleierhaft, aber ich war sicher, dass sie mich beizeiten erleuchten würde. Deshalb duschte ich, zog meine besten Samstagsklamotten an und fuhr hinaus zum Beach. Der Verkehr auf dem kürzlich renovierten MacArthur Causeway war dünn, und bald bahnte ich mir einen Weg durch die wuselnde Menge bei Wolfie's.

Deborah hatte Wort gehalten und einen Ecktisch erobert.

Sie plauderte mit einer ältlichen Kellnerin, einer Frau, die selbst ich wieder erkannte. »Rose, meine Liebe«, grüßte ich sie und beugte mich vor, um ihre runzlige Wange zu küssen. Sie funkelte mich mit ihrem allzeit schlecht gelaunten Blick an. »Meine wilde irische Rose.«

»Dexter«, krächzte sie mit ihrem dicken mitteleuropäischen Akzent. »Schluss mit der Küsserei, wie irgendein Vegela.«

»Vegela. Ist das Irisch für Verlobter?«, fragte ich sie und glitt auf meinen Stuhl.

»Pah«, machte sie und stapfte kopfschüttelnd in Richtung Küche.

»Ich glaube, sie mag mich«, vertraute ich Deborah an.

»Jemand muss es ja tun«, sagte Deb. »Wie war deine Verabredung gestern Abend?«

»Ich habe mich gut amüsiert«, erwiderte ich. »Du solltest es auch mal versuchen.«

»Pah«, machte Deborah.

»Du kannst nicht jeden Abend in Unterwäsche am Tamiami Trail stehen, Deborah. Du brauchst ein Leben.«

»Ich brauche eine Versetzung«, knurrte sie mich an. »Zur Mordkommission. Dann können wir uns wieder übers Leben unterhalten.«

»Ich verstehe«, sagte ich. »Es klingt sicher besser, wenn die Kinder sagen können, Mami ist bei der Mordkommission.«

»Dexter, um Himmels willen«, sagte sie.

»Das ist ein natürlicher Gedanke, Deborah. Neffen und Nichten. Mehr kleine Morgans. Warum nicht?«

Sie atmete langsam aus, ihr kleiner Kontrolltrick. »Ich dachte, Mom wäre tot«, bemerkte sie.

»Sie sendet durch mich«, sagte ich. »Vom Kirschplunder aus.«

»Prima, dann schalt den Kanal um. Was weißt du über Zellkristallisation?«

Ich zwinkerte. »Wow«, sagte ich. »Beim abrupten Themenwechsel schlägt dich so schnell keiner.«

»Es ist mein Ernst«, sagte sie.

»Jetzt hast du mich endgültig geerdet. Wie meinst du das, Zellkristallisation?«

»Durch Frost«, sagte sie. »Zellen, die durch Frost kristallisiert sind.«

Licht überflutete mein Gehirn. »Natürlich«, sagte ich, »wundervoll«, und irgendwo in meinem Inneren begann ein kleines Glöckchen zu klingeln. *Kälte ... Saubere, reine Kälte, und das kalte Messer, das beinahe brutzelte, als es in das warme Fleisch schnitt. Antiseptische, saubere Kälte, der Blutfluss langsam und hilflos, so vollkommen richtig und absolut notwendig; Kälte.* »Warum habe ich nicht ...«, begann ich. Ich klappte den Mund zu, als mir Deborahs Gesichtsausdruck auffiel.

»Was?«, bohrte Deborah. »Was meinst du mit natürlich?«

Ich schüttelte den Kopf. »Zuerst sagst du mir, warum du das wissen willst.«

Sie musterte mich einen Moment lang scharf und atmete dann langsam wieder aus. »Ich glaube, das weißt du«, meinte sie schließlich. »Es hat einen weiteren Mord gegeben.«

»Stimmt«, sagte ich. »Ich bin gestern Nacht dort vorbeigekommen.«

»Nicht nur vorbei, wie ich gehört habe.«

Ich zuckte die Achseln. Metro Dade ist wirklich eine kleine Gemeinde.

»Also was hast du mit diesem *natürlich* gemeint?«

»Nichts«, erwiderte ich schließlich leicht verärgert.

»Das Fleisch an der Leiche sah einfach ein wenig anders aus. Wenn es der Kälte ausgesetzt war ...« Ich streckte die Hände aus. »Das ist alles, in Ordnung? Wie kalt?«

»Wie in einem Schlachthaus«, sagte sie. »Warum sollte er das tun?«

Weil es schön ist, dachte ich. »Dadurch verlangsamt sich der Blutfluss«, erklärte ich.

Sie studierte mich. »Ist das von Bedeutung?«, fragte sie.

Ich holte tief und vielleicht ein wenig zittrig Luft. Ich konnte es ihr nicht nur niemals erklären, sie würde mich einsperren, wenn ich es auch nur versuchte. »Es ist lebenswichtig«, sagte ich. Aus irgendeinem Grund war ich verlegen.

»Warum lebenswichtig?«

»Es, äh – ich weiß nicht. Ich glaube, er hat einen Bluttick, Deb. Nur so ein Gefühl, das ich ... ich weiß nicht woher, kein Beweis, verstehst du?«

Sie schaute mich wieder lange an. Ich suchte nach einer Bemerkung, aber mir fiel nichts ein. Der geschmeidige Dexter Silberzunge, mit trockenem Mund und um Worte verlegen.

»Scheiße«, sagte sie schließlich. »Das ist alles? Kälte verlangsamt den Blutfluss, und das ist lebenswichtig? Komm schon. Wozu soll das verdammt noch mal gut sein, Dex?«

»Vor meinem ersten Kaffee bin ich nicht ›gut‹, Deborah«, sagte ich in einem heroischen Versuch mich zusammenzureißen. »Nur akkurat.«

»Scheiße«, sagte sie wieder. Rose servierte unseren Kaffee. Deborah trank einen Schluck. »Gestern Abend wurde ich zur 72-Stunden-Besprechung eingeladen.«

Ich klatschte in die Hände. »Wunderbar. Du bist angekommen. Wofür brauchst du mich noch?« Metro Dade hatte die Angewohnheit, die

Ermittlungsmannschaft geschätzte 72 Stunden nach einem Mord zusammenzurufen. Die Ermittlungs-leiterin und ihre Mannschaft diskutierten den Fall mit dem Gerichtsmediziner und manchmal mit jemandem aus dem Büro der Staatsanwaltschaft. So waren alle auf dem gleichen Stand. Da Deborah eingeladen worden war, gehörte sie dazu.

Sie funkelte mich an. »Ich bin undiplomatisch, Dexter. Ich spüre, wie LaGuerta mich herausdrängt, aber ich kann nichts dagegen unternehmen.«

»Sucht sie immer noch nach ihrem geheimnisvollen Zeugen?«

Deborah nickte.

»Ehrlich? Selbst nach dem Mord gestern Abend?«

»Sie sagt, das sei der Beweis dafür. Weil diesmal die Schnitte komplett waren.«

»Aber sie waren alle *unterschiedlich*«, protestierte ich.

Sie zuckte die Achseln.

»Und du hast vorgeschlagen ...?«

Deb wandte den Blick ab. »Ich habe ihr gesagt, dass ich es für Zeitverschwendung hielte, nach einem Zeugen zu fahnden, wenn es offensichtlich sei, dass der Killer nicht unterbrochen wurde, sondern einfach nicht befriedigt war.«

»Autsch«, machte ich. »Du hast wirklich *keine* Ahnung von diplomatischem Verhalten.«

»Gut, verdammt noch mal, Dexter«, sagte sie. Zwei alte Damen am Nachbartisch starrten sie an. Sie merkte es nicht. »Was du gesagt hast, klang vernünftig. Es *ist* offensichtlich, und sie ignoriert mich. Schlimmer noch.«

»Was könnte schlimmer sein als ignoriert zu werden?«, erkundigte ich mich.

Sie errötete. »Ich habe hinterher ein paar Streifenbeamte dabei ertappt, wie sie sich über mich lustig machten. Ein Witz macht die Runde, und der dreht sich um mich.«

Sie biss sich auf die Lippe und sah weg. »Einstein«, sagte sie.

»Ich fürchte, ich verstehe nicht«, sagte ich.

»Wenn ich so viel Hirn wie Titten hätte, wäre ich Einstein«, erklärte sie bitter. Ich räusperte mich statt zu lachen. »Das verbreiten sie über mich«, fuhr Deb fort. »Diese kleinen Sticheleien bleiben an einem hängen, und dann wird man nicht befördert, weil sie annehmen, dass jemand, der so einen

Spitznamen trägt, von niemandem respektiert wird. Gott-verdammt, Dex«, sagte sie wieder, »sie ruiniert meine Karriere.«

Eine kleine Welle beschützerischer Wärme spülte in mir hoch. »Sie ist eine Idiotin.«

»Soll ich ihr das sagen, Dexter? Wäre das diplomatisch?«

Unser Essen kam. Rose knallte die Teller vor uns auf den Tisch, als wäre sie von einem korrupten Richter dazu verurteilt worden, Kindermördern das Frühstück zu servieren. Ich schenkte ihr ein gigantisches Lächeln, und sie stapfte in sich hineinmurmelnd davon.

Ich aß einen Bissen und wandte mich geistig wieder Deborahs Problem zu. Ich musste versuchen, auf diese Weise daran zu denken: Deborahs Problem. Nicht »diese faszinierenden Morde«. Nicht »dieser erstaunlich anziehende Modus operandi« oder »diese Dinge, die denen so ähnlich sind, die ich eines Tages selbst gern tun würde«. Ich musste mich heraushalten, aber es zog mich unglaublich an. Selbst der Traum letzte Nacht mit der kalten Luft. Reiner Zufall natürlich, aber irgendwie beunruhigend.

Weil der Mörder das Innerste dessen berührt hatte, worum es in meinen Morden ging. Mit seiner Arbeitsweise natürlich, nicht mit der Auswahl seiner Opfer. Er musste aufgehalten werden, selbstverständlich, keine Frage.

Diese armen Nutten.

Trotzdem ... Dieses Verlangen nach Kälte ... Sehr interessant, dem einmal nachzugehen. Einen netten, düsteren, beengten Platz finden ... Beengt? Woher stammte das?

Mein Traum natürlich. Aber das bedeutete, dass mein Unterbewusstsein mich zwingen wollte, darüber nachzudenken, nicht wahr? Und beengt fühlte sich irgendwie richtig an. Kalt und beengt.

»Kühltransporter«, sagte ich.

Ich öffnete die Augen. Deborah kämpfte heftig mit einem Mund voller Eier, bevor sie sprechen konnte.

»Was?«

»Oh, nur eine Idee. Keine echte Erkenntnis, fürchte ich. Aber es würde doch Sinn ergeben?«

»Was würde Sinn ergeben?«, fragte sie.

Ich sah stirnrunzelnd hinunter auf meinen Teller, während ich mir auszumalen versuchte, wie es funktionierte.

»Er braucht eine kalte Umgebung. Um den Blutfluss zu verlangsamen und weil es, äh ... sauberer ist.«

»Wie du meinst.«

»Ich meine. Und es muss beengt sein ...«

»Warum? Wo zum Teufel hast du das her, beengt?«

Ich zog es vor, diese Frage zu überhören. »Ein Kühltransporter würde diese Bedingungen erfüllen, und er ist beweglich, was die Müllentsorgung danach wesentlich vereinfacht.«

Deborah biss von einem Bagel ab und dachte nach, während sie kaute. »Also«, sagte sie schließlich und schluckte. »Der Killer könnte Zugriff auf einen dieser Transporter haben? Oder einen eigenen besitzen?«

»Mhm, vielleicht. Aber der Mord gestern Abend war der erste, bei dem sich Anzeichen von Kälte fanden.«

Deborah nickte. »Also ist er losgegangen und hat sich einen Transporter gekauft.«

»Vermutlich nicht. Noch ist es nur ein Experiment. Kälte auszuprobieren war vermutlich ein plötzlicher Einfall.«

Sie nickte. »Und es wäre wahrscheinlich zu viel verlangt, dass er damit seinen Lebensunterhalt verdient, stimmt's?«

Ich schenkte ihr mein glückliches Haifischgrinsen.

»Ach, Deb, wie schnell du heute Morgen begreifst. Nein, ich fürchte, unser Freund ist viel zu schlau, um sich auf diese Weise mit den Morden in Verbindung bringen zu lassen.«

Deborah trank einen Schluck Kaffee, stellte die Tasse ab und lehnte sich zurück. »Demnach suchen wir nach einem gestohlenen Kühltransporter«, sagte sie endlich.

»Ich fürchte, ja«, sagte ich. »Aber wie viele können das in den letzten 48 Stunden schon gewesen sein?«

»In Miami?« Sie schnaubte. »Jemand klaut einen, es spricht sich herum, dass sich die Sache lohnt, und plötzlich muss jeder echte Gangster, Latino, Fixer und Mafiajunior auch einen klauen, nur damit ihm nichts entgeht.«

»Lass uns hoffen, dass es sich noch nicht herumgesprochen hat«, sagte ich.

Deborah schluckte den Rest ihres Bagels hinunter. »Ich prüfe es nach«, sagte sie.

Theoretisch lassen die 72-Stunden-Besprechungen jedem Teilnehmer genug Zeit, sich in einen Fall einzuarbeiten, denn sie finden so früh statt, dass die Spuren noch nicht kalt sind.

Und so versammelte sich am Montagmorgen wieder einmal das geniale Verbrechensbekämpfungsteam unter seiner unübertrefflichen Leiterin Detective LaGuerta im zweiten Stock. Ich schloss mich an. Ich erntete einige Seitenblicke und ein paar gutmütige Bemerkungen von den Cops, die mich kannten. Nur simple, fröhliche Scherze, wie »He, Blutjunge, wo hast du deinen Schrubber?« Das Salz der Erde, diese Menschen, und bald würde meine Deborah eine von ihnen sein. Mich im selben Raum aufhalten zu dürfen, erfüllte mich mit Stolz und Demut zugleich.

Unglücklicherweise wurden meine Gefühle nicht von allen Anwesenden geteilt. »Was zum Teufel wollen Sie denn hier?«, grunzte Sergeant Doakes. Er war ein großer schwarzer Mann mit der gekränkten Aura permanenter Feindseligkeit. Er strahlte eine kalte Wildheit aus, die jemandem mit meinem Hobby sicherlich sehr gelegen kommen würde. Es war eine Schande, dass wir nicht befreundet sein konnten. Aber aus irgendeinem Grund hasste er alle Labortechniker, und aus irgendeinem weiteren Grund hatte das immer besonders Dexter gegolten. Außerdem hielt er den Rekord der Metro Dade im Bankdrücken. Damit verdiente er ein diplomatisches Lächeln.

»Ich bin hier, um zuzuhören, Sergeant«, teilte ich ihm mit.

»Niemand hat Sie hergebeten, verdammt noch mal«, sagte er. »Machen Sie, dass Sie rauskommen!«

»Er kann bleiben, Sergeant«, sagte LaGuerta.

Doakes starrte sie wütend an. »Warum zum Teufel?«

»Ich möchte niemandem Ungelegenheiten bereiten«, sagte ich, wobei ich mich ohne echte Überzeugung in Richtung Tür bewegte.

»Es ist vollkommen in Ordnung«, beruhigte mich LaGuerta mit einem Lächeln. Sie wandte sich Doakes zu.

»Er kann bleiben«, wiederholte sie.

»Bei ihm überkommt mich eine verdamnte Gänsehaut«, knurrte Doakes.

Ich begann, die tieferen Qualitäten des Mannes zu schätzen. Selbstverständlich überlief ihn eine verdammte Gänsehaut. Die einzig berechtigte Frage lautete, warum es ihm in einem Zimmer voller Cops, die genug Wissen besaßen, um in meiner Gegenwart eine verdammte Gänsehaut zu kriegen, als Einzigem so ging.

»Lasst uns anfangen«, forderte LaGuerta sanft mit der Peitsche knallend und ließ keinerlei Zweifel daran, wer hier das Kommando hatte. Doakes ließ sich mit einem letzten scheelen Blick zu mir auf seinen Stuhl sinken.

Der erste Teil des Treffens war reiner Routine gewidmet: Berichten, taktischen Manövern, all den kleinen Dingen, die uns so menschlich machen. Zumindest diejenigen von uns, die Menschen sind. LaGuerta setzte die Beamten für Öffentlichkeitsarbeit darüber in Kenntnis, was an die Presse weitergegeben werden durfte und was nicht. Zu den Dingen, die sie weitergeben durften, gehörte auch ein Hochglanzfoto von LaGuerta, das sie eigens für diesen Anlass hatte aufnehmen lassen. Es zeigte sie ernst und doch glamourös, eindringlich, aber zurückhaltend. Man konnte förmlich sehen, dass sie die Beförderung zum Lieutenant verdiente. Wenn Deborah doch nur über solche Presseagenten verfügen würde.

Es dauerte mehr als eine Stunde, bis wir zu den eigentlichen Morden kamen. Aber schließlich erkundigte sich LaGuerta nach Berichten über die Fortschritte, die die Jagd auf ihren geheimnisvollen Zeugen machte. Niemand hatte etwas gefunden. Ich bemühte mich redlich, überrascht zu wirken.

LaGuerta bedachte die Gruppe mit einem auffordernden Stirnrunzeln. »Kommt schon, Leute«, sagte sie. »Jemand muss doch etwas entdeckt haben.« Aber dem war nicht so, und eine Pause entstand, in der die Mannschaft ihre Fingernägel, den Fußboden, die Schalldämmung an der Decke betrachtete.

Deborah räusperte sich. »Ich, äh«, sagte sie und räusperte sich noch einmal. »Ich hätte eine, äh, eine Idee.

Eine andere Idee. Vielleicht könnten wir es in einer etwas anderen Richtung versuchen.« Bei ihr hörte es sich wie ein Zitat an, und das war es ja auch. Trotz meiner ganzen Bemühungen klang sie nicht sonderlich natürlich, aber immerhin hatte sie sich an meine sorgfältig komponierte, politisch korrekte Wortwahl gehalten.

LaGuerta zog eine künstlich perfektionierte Augenbraue hoch. »Wahrhaftig? Eine Idee?« Sie verzog das Gesicht, um anzudeuten, wie überrascht und entzückt sie war. »Bitte, Sie müssen uns unbedingt daran teilhaben lassen, Officer Ein ... ich meine, Officer Morgan.«

Doakes kicherte. Ein reizender Mann.

Deborah errötete, steckte aber nicht zurück. »Die, äh, Zellkristallisation. Bei dem letzten Opfer. Ich möchte gern überprüfen, ob irgendwelche Kühltransporter innerhalb der letzten Woche als gestohlen gemeldet worden sind.«

Stille. Einhelliges, wortloses Schweigen. Das Schweigen der Kühe. Sie kapierten es nicht, die Betonköpfe, und Deborah konnte es ihnen nicht klar machen. Das Schweigen dehnte sich, ein Schweigen, das LaGuerta mit einem hübschen Stirnrunzeln noch steigerte. Ein verwirrter Blick durch den Raum, ob jemand anderes ihr folgen konnte, dann ein höflicher Blick zu Deborah.

»Kühltransporter ...?«, fragte LaGuerta. Deborah wirkte total durcheinander, das arme Kind.

Dieses Mädchen fand keinen Gefallen an öffentlichen Auftritten. »Das ist richtig«, sagte sie.

LaGuerta ließ die Antwort in der Luft schweben, sie genoss es. »Mhmm«, meinte sie.

Deborahs Gesicht verfärbte sich, kein gutes Zeichen. Ich räusperte mich, und als das nicht half, hustete ich, laut genug, um sie daran zu erinnern, dass sie sich beherrschen musste. Sie schaute zu mir herüber. Ebenso wie LaGuerta. »Entschuldigung«, sagte ich. »Ich glaube, ich bekomme eine Erkältung.«

Kann man sich wirklich einen besseren Bruder wünschen?

»Die, äh, *Kälte*«, platzte Deborah heraus, die an meiner Rettungsleine hing. »Ein Kühltransporter könnte eventuell die Ursache für diese Art von Gewebeschaden gewesen sein. Und er ist beweglich und deshalb schwerer zu fassen. Und die Entsorgung der Leiche würde sich wesentlich einfacher gestalten. Deshalb, äh. Wenn einer gestohlen wurde, ein Transporter. Ein Kühltransporter. Das könnte uns weiterbringen.«

Nun, das war es zum größten Teil gewesen, und sie hatte es gesagt. Im Raum erblühte ein- oder zweimal gedankenvolles Stirnrunzeln. Ich konnte

fast hören, wie die Gänge umgelegt wurden.

Aber LaGuerta nickte nur. »Das ist ein sehr ... *interessanter* Gedanke, Officer«, sagte sie. Sie betonte das Wort »Officer« nur ganz leicht, um uns alle daran zu erinnern, dass wir in einer Demokratie lebten, in der jeder frei heraus sprechen durfte, aber eigentlich ... »Aber ich glaube trotzdem, dass unsere beste Chance darin liegt, den Zeugen zu finden. Wir wissen, dass er dort draußen ist.« Sie lächelte, ein taktisch schüchternes Lächeln.

»Oder *sie*«, ergänzte sie, um zu zeigen, wie bissig sie sein konnte. »Aber jemand hat etwas gesehen. Wir wissen das aufgrund der *Beweislage*. Deshalb wollen wir uns darauf konzentrieren und das Klammern an irgendwelche Strohhalme den Jungs drüben in Broward überlassen, okay?« Sie machte eine Pause, um das durch den Raum laufende leise Kichern abklingen zu lassen.

»Aber Ihre weitere Hilfe bei der Befragung der Nutten würde ich sehr zu schätzen wissen, Officer Morgan. Man kennt Sie dort draußen.«

Mein Gott, sie war gut. Sie hatte jedermann davon abgehalten, über Debs Vorschlag nachzudenken, Deb in ihre Schranken gewiesen und die Mannschaft mit dem Witz über unsere Rivalität mit Broward County wieder geschlossen hinter sich versammelt. Mit ein paar einfachen Worten. Mir war danach, ihr zu applaudieren. Aber ich stand natürlich auf Seiten der armen Deborah, und man hatte sie soeben überrollt. Einen Augenblick lang blieb ihr der Mund offen stehen, dann schloss sie ihn wieder, und ich beobachtete, wie die Muskeln an ihrem Kiefer sich verhärteten, als sie ihren Gesichtsausdruck auf Cop Neutral zurückschaltete. Auf ganz eigene Art eine ausgezeichnete Vorstellung, aber, ehrlich, nicht von der gleichen Klasse wie die LaGuertas. Der Rest des Treffens verlief ereignislos. Es war alles gesagt worden, deshalb endete es kurz nach LaGuertas meisterhafter Abfuhr, und wir fanden uns draußen im Flur wieder.

»Verdammt soll sie sein«, murmelte Deborah leise. »Verdammt, verdammt, *verdammt*.«

»Unbedingt«, pflichtete ich bei.

Sie funkelte mich wütend an. »Danke, Bruder. Du warst eine echte Hilfe.« Ich zog die Augenbrauen hoch. »Aber wir hatten doch vereinbart, dass ich mich heraushalte. Damit du die Anerkennung erntest.«

Sie knurrte. »Tolle Anerkennung. Sie hat mich als Idiotin hingestellt.«

»Bei allem Respekt, Schwester, du bist ihr auf halbem Weg entgegengekommen.«

Deborah sah mich an, schaute fort, wart angeekelt die Hände hoch. »Was hätte ich denn sagen sollen? Ich gehöre nicht mal zur Mannschaft. Ich bin nur dabei, weil der Captain angeordnet hat, mich mitmachen zu lassen.«

»Aber er hat nicht gesagt, dass sie auf dich hören sollen«, sagte ich.

»Und das tun sie nicht. Und sie werden es auch nicht«, bemerkte Deborah bitter. »Statt mich in die Mordkommission zu bringen, zerstört es meine Karriere. Ich werde als Politesse enden, Dexter.«

»Es gibt einen Ausweg, Deb«, versicherte ich ihr, und in dem Blick, der sich wieder mir zuwandte, lag ungefähr ein Drittel Hoffnung.

»Welchen?«, fragte sie.

Ich lächelte sie an, mit meinem tröstlichsten, herausfordernden Ich-bin-nicht-wirklich-ein-Hai-Lächeln. »Finde den Transporter«, sagte ich.

Drei Tage vergingen, bevor ich wieder von meiner lieben Adoptivschwester hörte, eine lange Zeit für sie, um nichts von sich hören zu lassen.

Am Donnerstag kurz nach dem Mittagessen kam sie in mein Büro und wirkte stinkig. »Ich habe ihn gefunden«, verkündete sie, aber ich hatte keine Ahnung, was sie damit meinte.

»Was gefunden, Deb?«, erkundigte ich mich. »Den Born der Verdrießlichkeit?«

»Den Transporter«, sagte sie. »Den Kühltransporter.«

»Das sind ja großartige Neuigkeiten«, sagte ich. »Warum siehst du dann so aus, als wolltest du dem Nächstbesten eine runterhauen?«

»Weil es so ist«, sagte sie und warf vier oder fünf zusammen-geheftete Seiten auf meinen Schreibtisch. »Sieh dir das an.«

Ich nahm sie auf und warf einen flüchtigen Blick auf das Deckblatt. »Oh«, sagte ich. »Wie viele insgesamt?«

»Dreiundzwanzig«, antwortete sie. »Im letzten Monat sind dreiundzwanzig Kühltransporter als gestohlen gemeldet worden. Die Jungs von der Streife drüben sagen, dass die meisten in irgendwelchen Kanälen wieder auftauchen, abgefackelt, um die Versicherung zu kassieren. Niemand strengt sich besonders an, sie zu finden. Deshalb beschäftigt sich auch keiner besonders eingehend mit diesen hier, und auch in Zukunft wird es keiner tun.«

»Willkommen in Miami«, sagte ich.

Deborah seufzte und nahm mir die Liste wieder ab, dann ließ sie sich auf meinen Zusatzstuhl sinken, als hätte sie gerade ihr Skelett verloren. »Ich habe keine Möglichkeit, alle zu überprüfen, nicht ganz allein. Es würde Monate dauern. Verdammt, Dex«, sagte sie. »Was sollen wir jetzt machen?«

Ich schüttelte den Kopf. »Es tut mir Leid, Deb«, sagte ich. »Aber jetzt können wir nur noch abwarten.«

»Das ist alles? Einfach abwarten?«

»Das ist alles«, sagte ich.

Und das war es. Für zwei weitere Wochen war das alles.

Wir warteten.

Aber dann.

Ich erwachte schweißgebadet, ohne genau zu wissen, wo ich war, aber absolut sicher, dass ein weiterer Mord kurz bevorstand. Irgendwo ganz in der Nähe suchte er nach der Nächsten, glitt durch die Stadt wie der Hai durchs Riff. Ich war so sicher, dass ich beinah das Knirschen des Klebebands hören konnte. Er war dort draußen, nährte seinen Dunklen Passagier, und dieser sprach zu meinem. Und im Schlaf war ich mit ihm unterwegs gewesen, ein phantomgleicher Pilotfisch, der mit ihm seine langsamen großen Kreise zog.

Ich setzte mich in meinem kleinen Bett auf und schob die verhedderten Decken zurück. Der Wecker zeigte 3:14.

Vier Stunden waren vergangen, seitdem ich zu Bett gegangen war, und ich fühlte mich, als wäre ich die ganze Zeit mit einem Klavier auf dem Rücken durch den Urwald gestapft. Ich war verschwitzt, verkrümmt und verblödet, unfähig, einen anderen Gedanken zu verfolgen als die absolute Gewissheit, dass es dort draußen passierte, ohne mich. In dieser Nacht war an Schlaf zweifellos nicht mehr zu denken. Ich schaltete das Licht an. Meine Hände waren feucht und zitterten. Ich wischte sie an den Decken ab, aber es nützte nichts. Die Decken waren genauso klamm. Ich stolperte ins Bad, um mir die Hände zu waschen. Ich hielt sie unter das laufende Wasser. Der Hahn entließ einen warmen Strom, Raumtemperatur, und einen Moment lang wusch ich meine Hände in Blut, und das Wasser färbte sich rot; nur eine Sekunde verfärbte sich das Waschbecken im Dämmerlicht des Badezimmers blutrot. Ich schloss die Augen. Die Welt verschwamm.

Ich hatte diesen Streich, den Beleuchtung und Halbschlaf mir spielten, beenden wollen. Schließe die Augen, öffne sie, und die Illusion wird sich verflüchtigt haben, im Waschbecken wird sich nur klares Wasser befinden. Stattdessen schien es, als hätte das Schließen der Augen mir den Blick in eine andere Welt eröffnet. *Ich träumte wieder, schwebte wie eine Messerklinge über den Lichtern des Biscayne Boulevard, schwebte eisig und schneidend meinem Ziel entgegen und ...* Ich schlug die Augen auf. Das Wasser war nur Wasser. Aber was war ich?

Ich schüttelte wild den Kopf. Ruhig, alter Junge; nein Dexter, nicht ausrasten, bitte. Ich holte tief Luft und starrte mich an. Mein Spiegelbild sah

vollkommen normal aus. Sorgfältig arrangierte Züge. Ruhige, spöttische blaue Augen, eine perfekte Imitation menschlichen Lebens. Abgesehen davon, dass meine Haare hochstanden wie die von Stan Laurel, gab es keinerlei Anzeichen für das, was eben durch mein vom Schlaf betäubtes Hirn gerauscht war und mich geweckt hatte.

Ich schloss vorsichtig wieder die Augen.

Dunkelheit.

Einfache, reine Dunkelheit. Kein Schweben, kein Blut, keine Lichter der Großstadt. Nur der gute alte Dexter, der mit geschlossenen Augen vor dem Spiegel stand.

Ich schlug sie wieder auf. Hallo, lieber Junge, wie schön, dass du wieder da bist. Aber wo um Himmels willen bist du gewesen?

Das war natürlich die Frage. Die längste Zeit meines Lebens bin ich weder von Träumen noch, wo wir schon darüber reden, von Halluzinationen geplagt worden.

Keine Visionen der Apokalypse; keine beunruhigenden Jung'schen Ikonen, die aus meinem Unterbewusstsein an die Oberfläche trieben, keine geheimnisvollen Bilder, die durch meine Bewusstlosigkeit drifteten. Nichts stört jemals Dexters Nächte. Wenn ich schlafe, schläft alles in mir.

Was war dann gerade passiert? Warum erschienen mir diese Bilder?

Ich spritzte mir Wasser ins Gesicht und strich meine Haare glatt. Das beantwortete natürlich nicht die Frage, aber ich fühlte mich dadurch ein wenig besser. Wie schlimm konnte es kommen, wenn meine Haare ordentlich gekämmt waren?

Wahrhaftig, ich hatte keine Ahnung. Es konnte sehr schlimm kommen. Alle, zumindest viele meiner Schrauben konnten sich lockern. Was, falls ich seit Jahren Stück für Stück den Verstand verlor und dieser neue Mörder einfach der Auslöser für meinen finalen Kopfsprung in die vollkommene Verrücktheit war? Wie konnte ich hoffen, die relative geistige Gesundheit von jemandem wie mir messen zu können? Die Bilder waren so real gewesen. Aber das konnten sie nicht sein. Ich hatte direkt hier in meinem Bett gelegen.

Und doch hatte ich fast den Geruch des Salzwassers riechen können, die Abgase und das billige Parfüm, die über dem Biscayne Boulevard waberten. Vollkommen real ... War das nicht eines der Anzeichen für geistige

Zerrüttung – die Unfähigkeit, Einbildung und Realität zu unterscheiden? Ich wusste keine Antwort und sah keine Möglichkeit, eine zu finden. Mit einem Psychiater zu reden verbot sich von selbst. Ich würde den armen Kerl zu Tode erschrecken, und er würde sich vielleicht verpflichtet fühlen, mich irgendwo einsperren zu lassen.

Ich konnte natürlich die Weisheit dieser Entscheidung nicht in Frage stellen. Aber es war ausschließlich mein Problem, wenn ich die geistige Gesundheit verlor, die ich mir aufgebaut hatte, und ein Teil des Problems lag darin, dass ich keine Möglichkeit hatte, das festzustellen.

Allerdings, wenn ich so darüber nachdachte, gab es doch einen Weg.

Zehn Minuten später fuhr ich am Bayfront Park vorbei.

Ich fuhr langsam, weil ich nicht genau wusste, wonach ich eigentlich Ausschau hielt. Dieses Viertel meiner Stadt schlief, wie es das immer tat. Ein paar Leute bevölkerten noch das Straßenbild Miamis: Touristen, die nicht schlafen konnten, weil sie zu viel kubanischen Kaffee getrunken hatten. Durchreisende aus Iowa auf der Suche nach einer Tankstelle. Fremde auf der Suche nach South Beach. Und natürlich die Raubtiere – Schlägertypen, Straßenräuber, Fixer, Vampire, Nachtmahre und erlesene Ungeheuer wie ich. Aber in dieser Gegend um diese Uhrzeit insgesamt sehr wenig. Dieses Miami war verlassen, so verlassen wie nur möglich, ein Ort, den die Geister des geschäftigen Tages noch einsamer erscheinen ließen. Eine Stadt, die sich ohne den fröhlichen Deckmantel des Sonnenscheins und der leuchtenden T-Shirts auf ein reines Jagdrevier reduziert hatte.

Und so jagte ich. Die Augen der Nacht folgten mir und verloren mich, während ich ohne abzubremesen an ihnen vorüberfuhr. Ich fuhr nach Norden, über die alte Zugbrücke, durch Downtown Miami, immer noch nicht sicher, wonach ich eigentlich suchte, und ohne es zu finden – und doch aus irgendeinem beunruhigenden Grund absolut sicher, dass ich es finden würde, dass ich in die richtige Richtung fuhr, dass *es* dort auf mich wartete.

Direkt hinter dem Omni wurde das Nachtleben aktiver.

Es war mehr los, gab mehr zu sehen. Gedränge auf den Bürgersteigen, blecherne Musik, die durch die Wagenfenster strömte. Die Nachtschwalben kamen heraus, standen in Horden an den Straßenecken, kicherten miteinander oder starrten dumpf auf vorüberfahrende Autos. Und die Fahrer bremsten ab, starrten zurück, begafften die Kostüme und das, was diese

unbedeckt ließen. Zwei Blocks vor mir hielt ein neuer Corniche und sofort löste sich ein Rudel Mädchen aus den Schatten, lief vom Bürgersteig auf die Straße und versammelte sich um den Wagen. Der Verkehr kam beinah zum Erliegen, Hupen schrillten. Die meisten Fahrer blieben einen Moment stehen, zufrieden damit zu spannen, aber ein ungeduldiger Laster zog an dem Wagenpulk vorbei und auf die entgegenkommende Fahrbahn.

Ein Kühltransporter.

Das ist er nicht, sagte ich mir. Nächtliche Joghurtlieferung; Schweinewurstchen fürs Frühstück, mit Frischegarantie. Eine ganze Reihe Laster fuhr in Richtung Norden oder zum Flughafen. In Miami fahren Kühltransporter rund um die Uhr, selbst jetzt, selbst zu dieser späten Stunde – das war alles, nichts weiter.

Aber trotzdem gab ich Gas. Ich beschleunigte, fädelt mich durch den Verkehr. Ich näherte mich bis auf drei Wagenlängen dem Corniche und seinem belagerten Fahrer. Der Verkehr kam zum Erliegen. Ich schaute nach vorn zu dem Transporter. Er fuhr den Biscayne hoch, einer Reihe von Ampeln entgegen. Ich würde ihn verlieren, wenn ich zu weit zurückblieb. Und plötzlich wünschte ich mir verzweifelt, ihn nicht zu verlieren.

Ich wartete auf eine Lücke im Verkehr und zog rasch auf die Gegenfahrbahn. Ich war an dem Corniche vorbei und gab Gas, schloss zu dem Transporter auf. Versuchte, nicht zu schnell zu fahren, keinen Verdacht zu erregen, schloss aber langsam die Lücke zwischen uns.

Er war drei Ampeln vor mir, dann zwei.

Dann schaltete seine Ampel auf Rot, und bevor ich mich darüber freuen und aufholen konnte, sprang meine ebenfalls um. Ich bemerkte mit einiger Überraschung, dass ich mir auf die Lippen biss. Ich war angespannt, ich, Dexter, der Eiswürfel. Ich spürte menschliche Furcht, Verzweiflung und emotionalen Stress. Ich wollte diesen Transporter einholen und hineinsehen, oh, wie ich mich danach sehnte, meine Hand auf diesen Transporter zu legen, die Tür zum Fahrerhaus zu öffnen, hineinzuschauen ...

Und dann was? Ihn eigenhändig verhaften? Ihn an der Hand zur lieben Detective LaGuerta führen? Schau mal, was ich gefangen habe? Darf ich ihn behalten? Es war ebenso wahrscheinlich, dass er mich behielt. Er befand sich im Jagdmodus, und ich zockelte hinterher wie ein lästiger kleiner Bruder. Und warum zockelte ich hinterher? Wollte ich mir nur beweisen, dass er es

war, der *Er*, dass *Er* hier draußen herumschlich und ich nicht verrückt war? Und falls ich nicht verrückt war – woher wusste ich dann Bescheid? Was ging in meinem Gehirn vor? Vielleicht war verrückt alles in allem doch die bessere Lösung.

Ein alter Mann schlurfte vor meinem Auto her, überquerte die Straße mit unglaublich langsamen und schmerzhaften Schritten. Ich beobachtete ihn einen Augenblick und wandte meinen Blick dann wieder nach vorn zum Kühltransporter.

Seine Ampel war auf Grün umgesprungen. Meine nicht.

Der Transporter beschleunigte rasch, fuhr hart am Tempolimit nach Norden, seine Rücklichter schrumpften unter meinem Blick, während ich darauf wartete, dass meine Ampel umsprang.

Was sie sich zu tun weigerte. Und so fuhr ich zähneknirschend – ruhig, Dex – über die Ampel, wobei ich den alten Mann knapp verfehlte. Er schaute weder auf, noch kam er aus dem Tritt.

Auf diesem Abschnitt des Biscayne Boulevard war Tempo fünfzig vorgeschrieben. Was in Miami hieß, dass man auf keinen Fall unter siebzig fahren durfte, wollte man nicht von der Straße gefegt werden. Ich beschleunigte auf hundert, steuerte durch den schwachen Verkehr, verzweifelt bemüht, den Abstand zu verringern.

Die Lichter des Transporters verschwanden, als er um eine Kurve fuhr – oder war er abgebogen? Ich beschleunigte auf hundertzwanzig und donnerte an der Abfahrt zum Causeway 79 vorbei, um die Kurve am Public Market und auf die lange Gerade, wobei ich panisch nach dem Transporter Ausschau hielt.

Und ihn entdeckte. Dort – vor mir – - er kam mir *entgegen*.

Der Bastard hatte gedreht. Hatte er mich im Nacken gespürt? Meine Abgase gerochen, die an ihm vorüberwehten? Egal – er war es, zweifellos derselbe Transporter, und während ich an ihm vorbeiraste, bog er auf den Causeway ab.

Ich fuhr mit kreischenden Reifen auf einen kleinen Parkplatz, bremste, wendete und fuhr mit Vollgas zurück auf den Biscayne Boulevard, diesmal in Richtung Süden.

Weniger als ein Block und ich bog ebenfalls auf den Causeway ab. Weit, weit vor mir, fast an der ersten Brücke, sah ich die winzigen roten Lichter

zwinkern, mich verspotten. Mein Fuß stemmte sich auf das Gaspedal, und ich raste weiter.

Mittlerweile war er auf der Auffahrt zur Brücke und wurde schneller, hielt den Abstand zwischen uns konstant. Was bedeutete, dass er Bescheid wusste, bemerkt hatte, dass er verfolgt wurde. Ich trat meinen Wagen noch heftiger, arbeitete mich voran, Meter um Meter.

Und dann war er fort, über den höchsten Punkt der Brücke und auf der anderen Seite hinab, viel zu schnell in Richtung North Bay Village verschwindend. Das war eine stark von Streifenwagen kontrollierte Gegend.

Wenn er zu schnell fuhr, würde man ihn bemerken und herauswinken. Und dann ... Jetzt war ich oben auf der Brücke und vor mir ... Nichts.

Die leere Straße.

Ich bremste ab und sah von meinem Aussichtspunkt oben auf der Brücke in alle Richtungen. Ein Wagen kam mir entgegen – nicht der Transporter, nur ein Mercury Marquis mit verbeulter Stoßstange. Ich fuhr auf der anderen Seite die Brücke hinunter.

Am Ende der Brücke teilte der Causeway North Bay Village in zwei Wohngebiete. Hinter einer Tankstelle zur Linken beschrieb eine Reihe von Häuserblöcken mit Eigentumswohnungen und Apartments einen weiten Bogen. Auf der Rechten standen kleine, aber kostspielige Häuser. Auf beiden Seiten bewegte sich nichts. Man sah keine Lichter, kein Anzeichen für irgendetwas, weder Verkehr noch Leben.

Ich fuhr langsam durch das Village. Leer. Er war verschwunden. Auf einer Insel mit nur einer Durchgangsstraße hatte er mich abgehängt. Aber wie?

Ich parkte auf dem Seitenstreifen und schloss die Augen.

Ich weiß nicht warum, vielleicht hoffte ich, wieder etwas zu *sehen*. Aber da war nichts. Nur Dunkelheit und kleine leuchtende Punkte, die auf der Innenseite meiner Lider tanzten. Ich war müde. Ich kam mir dumm vor.

Ja, ich, der dreiste Dexter, der versuchte, Superman zu spielen, indem er seine enormen psychischen Kräfte nutzte, um das Genie des Bösen aufzuspüren. Ihn mit seinem hochgerüsteten Antiverbrechensfahrzeug verfolgte. Aber aller Wahrscheinlichkeit nach war es nur ein gelangweilter Lieferbursche, der mit dem einzigen anderen Fahrer dieser Nacht Machospielchen spielte.

Eine Angelegenheit, die jedem Fahrer in dieser hübschen Stadt täglich

widerfuhr. Fang mich doch, du kriegst mich nicht. Dann der Stinkefinger, das Schwenken der Waffe und, heiho, zurück an die Arbeit.

Nur ein Kühltransporter auf dem Weg nach Miami, nichts weiter, dessen Radiolautsprecher vom eingestellten Heavy-Metal-Sender zerfetzt wurden. Und nicht mein Killer, keine geheimnisvolle Bindung, die mich mitten in der Nacht aus dem Bett und auf die Straßen trieb. Weil das einfach zu blöd war, um wahr zu sein, und zu blöd für den ausgeglichenen, kaltherzigen Dexter.

Ich ließ meinen Kopf aufs Lenkrad sinken. Wie *wundervoll*, eine so authentische menschliche Erfahrung zu durchleben. Nun wusste ich, was es bedeutete, sich wie ein kompletter Idiot vorzukommen. Aus der Nähe hörte ich die Glocke der Zugbrücke, deren Klingeln warnte, dass die Brücke hochgezogen wurde. Ding ding ding.

Die Alarmglocke meines erschöpften Intellekts. Ich gähnte. Zeit, nach Hause zu fahren, zurück ins Bett.

Hinter mir sprang ein Motor an. Ich sah nach hinten.

Er kam in hohem Tempo in einem engen Bogen hinter der Tankstelle am Fuß der Brücke hervorgeschossen. Er schleuderte an mir vorbei und beschleunigte weiter, und inmitten der Bewegung sah ich verschwommen, wie durch das Fahrerfenster etwas Ballförmiges wild und heftig auf mich zuwirbelte. Ich duckte mich. Etwas knallte gegen die Seite meines Wagens und machte dabei ein Geräusch, das auf eine kostspielige Beule schließen ließ. Ich wartete einen Augenblick ab, nur um sicherzugehen. Dann hob ich den Kopf und sah nach. Der Transporter raste davon, durchbrach die hölzerne Schranke der Zugbrücke und preschte weiter, sprang über die Brücke, als sie zu steigen begann und schaffte es mühelos auf die andere Seite, während der Brückenwärter sich noch hinauslehnte und brüllte. Dann war er fort, auf der gegenüberliegenden Seite der Brücke, zurück in Miami, auf der anderen Seite des immer größer werdenden Zwischenraums. Verschwunden, hoffnungslos verschwunden, verschwunden, als hätte er nie existiert.

Und ich würde nie erfahren, ob es mein Killer gewesen war oder nur ein anderer, ganz normaler Irrer aus Miami.

Ich stieg aus und begutachtete die Beule. Sie war groß.

Ich sah mich auf der Suche nach dem Gegenstand um, den er geworfen

hatte.

Er war fünf, sechs Meter weitergerollt und kam zitternd auf der Fahrbahn zur Ruhe. Selbst aus der Entfernung konnte man ihn unmöglich verwechseln, aber wie um mir absolute Sicherheit zu geben und sämtliche Zweifel auszuräumen, wurde er von den Scheinwerfern eines entgegenkommenden Fahrzeugs beleuchtet. Der Wagen schlingerte und krachte in eine Hecke, und durch das nun ununterbrochene Dröhnen der Hupe konnte ich den Fahrer kreischen hören. Ich ging hinüber zu dem Ding, um mich zu vergewissern.

Ja, tatsächlich. Das war es.

Der Kopf einer Frau.

Ich beugte mich vor. Ein sehr sauberer Schnitt, sehr gute Arbeit. An den Wundrändern fand sich fast kein Blut.

»Gott sei Dank«, sagte ich, und mir wurde bewusst, dass ich lächelte – und warum auch nicht?

War das nicht schön? Ich war kein bisschen verrückt.

Ich hockte auf dem Kofferraum meines Autos, als LaGuerta früh um acht Uhr zu mir herüberkam. Sie lehnte sich mit ihrer maßgeschneiderten Hüfte gegen den Wagen und rutschte herüber, bis unsere Schenkel sich berührten.

Ich wartete darauf, dass sie etwas sagte, aber sie schien keine dem Anlass angemessenen Worte zu finden. Ich auch nicht. So saß ich mehrere Minuten lang da, sah nach hinten auf die Brücke, spürte die Hitze ihres Beins an meinem und fragte mich, wohin mein schüchterner Freund mit dem Transporter verschwunden war. Aber ein Druck gegen meinen Schenkel riss mich aus meinen stillen Tagträumen.

Ich sah hinunter auf mein Hosenbein. LaGuerta knetete meinen Schenkel, als wäre er ein Klumpen Teig. Ich schaute hoch in ihr Gesicht. Sie erwiderte den Blick.

»Sie haben die Leiche gefunden«, sagte sie. »Sie wissen schon. Den Rest, der zu dem Kopf gehört.«

Ich stand auf. »Wo?«

Sie sah mich an, wie ein Cop jemanden ansieht, der körperlose Köpfe auf der Straße findet. Aber sie antwortete. »Am Office Depot Center«, sagte sie.

»Wo die Panthers spielen?«, fragte ich, und ein kleiner, eisiger Schauer durchrieselte mich. »Auf der Eisfläche?«

LaGuerta nickte, beobachtete mich noch immer.

»Die Hockeymannschaft«, sagte sie. »Sind das die Panthers?«

»So nennt man sie, glaube ich«, erwiderte ich. Ich konnte mich nicht beherrschen.

Sie schürzte die Lippen. »Sie wurde in das Eishockeytor gestopft.«

»Gast- oder Heimmannschaft?«, fragte ich.

Sie zwinkerte. »Macht das einen Unterschied?«

Ich schüttelte den Kopf. »Nur ein Witz, Detective.«

»Weil ich nicht weiß, wie man sie unterscheidet. Ich sollte jemanden hinzuziehen, der sich mit Eishockey auskennt«, sagte sie, während sie ihren Blick endlich von mir löste und auf der Suche nach jemandem, der einen Puck trug, über die Menge schweifen ließ. »Ich bin erleichtert, dass Sie Witze darüber machen können«, fügte sie hinzu. »Was ist ein —«,

stirnrunzelnd versuchte sie sich zu erinnern, »– ein Sambolie?«

»Ein was?«

Sie zuckte die Achseln. »Eine Art Maschine. Sie wird auf dem Eis verwendet.«

»Eine Zamboni?«

»Was auch immer. Der Typ, der sie fährt, er hat sie heute Morgen auf die Fläche gefahren, um die Vorbereitungen fürs Training zu treffen. Einige Spieler fangen gern früh an. Und sie mögen frisches Eis, deshalb hat der Typ die ...«, sie zögerte ein wenig. »Die Sambolimaschine? An Trainingstagen kommt er sehr früh. Und fährt also dieses Ding raus aufs Eis. Und entdeckt diese Päckchen. Im Netz des Tors. Deshalb geht er hin und sieht nach.«

Sie zuckte wieder die Achseln. »Doakes ist jetzt dort. Er sagt, der Typ wäre so aufgeregt, dass sie nichts Vernünftiges aus ihm herausbekommen können.«

»Ich kenne mich ein bisschen mit Hockey aus«, merkte ich an.

Sie sah mich irgendwie schwermütig an. »Ich weiß so wenig über Sie, Dexter. Spielen Sie Hockey?«

»Nein, ich habe noch nie gespielt«, sagte ich bescheiden.

»Ich war bei ein paar Spielen.« Sie sagte nichts, und ich biss mir auf die Lippen, um mich nicht zu verquasseln.

In Wahrheit besaß Rita Dauerkarten für die Florida Panthers, und ich hatte zu meiner großen Überraschung festgestellt, dass mir Hockey gefiel. Es war nicht nur das panische, fröhliche, mordlüsterne Chaos, das ich genoss. In dieser riesigen kühlen Halle zu sitzen entspannte mich irgendwie, und ich wäre auch vergnügt dorthin marschiert, um beim Golf zuzuschauen. Und in Wahrheit hätte ich alles behauptet, damit LaGuerta mich mit zur Eisbahn nahm. Ich wollte unbedingt in die Arena.

Ich wünschte mir mehr als alles andere, die in das Netz gestopften Körperteile zu sehen, wollte die ordentliche Verpackung abwickeln und das trockene weiße Fleisch betrachten. Ich wünschte es mir so sehr, dass ich mir vorkam wie die Karikatur eines bettelnden Hundes, wollte es so sehr, dass ich selbstgerecht und besitzergreifend empfand, wenn es um die Leiche ging.

»In Ordnung«, sagte LaGuerta endlich, als ich schon fast dabei war, mich aus meiner Haut zu vibrieren.

Und sie lächelte irgendwie befremdlich, halb förmlich, halb – wie?

Vollkommen anders, irgendwie menschlich, leider entzog es sich meinem Verständnis vollkommen.

»Das gibt uns Gelegenheit zu einem Gespräch.«

»Aber nur zu gern«, sagte ich vor Charme sprühend.

LaGuerta reagierte nicht. Vielleicht hatte sie mich nicht gehört, nicht, dass es wichtig gewesen wäre. Soweit es ihr Selbstbild betraf, fehlte es ihr an jeglichem Gespür für Sarkasmus. Es war möglich, ihr die grauenhafteste Schmeichelei der Welt um die Ohren zu schlagen, und sie würde sie als angemessenes Kompliment entgegennehmen. Es macht keinen Spaß, wenn man sich keine Mühe geben muss. Aber mir fiel nichts anderes ein. Worüber glaubte sie, mit mir reden zu müssen? Sie hatte mich bereits erbarmungslos ausgequetscht, nachdem sie als Erste am Schauplatz eingetroffen war.

Wir hatten neben meinem schauderhaft verbeulten Wagen gestanden und den Sonnenaufgang betrachtet. Sie hatte über den Damm geblickt und mich sieben Mal gefragt, ob ich den Fahrer des Transporters gesehen hatte, jedes Mal in einem leicht veränderten Tonfall, wobei sie zwischen den Fragen die Stirn runzelte. Sie hatte mich fünf Mal gefragt, ob ich sicher wäre, dass es ein Kühltransporter gewesen war – aber ich bin überzeugt, dass es sich dabei um Raffinesse ihrerseits gehandelt hatte.

Sie wollte mich noch viel mehr fragen, hielt sich aber zurück, weil das zu offensichtlich gewesen wäre. Einmal vergaß sie sich sogar und sprach Spanisch. Ich versicherte ihr, ich wäre *seguro*, und sie hatte mich angesehen und mich am Arm berührt, aber sie fragte nicht noch einmal.

Und drei Mal hatte sie das Gefälle der Brücke betrachtet, den Kopf geschüttelt, und leise »Putá« geflucht.

Das bezog sich eindeutig auf Officer Puta, meine liebe Schwester Deborah. Angesichts eines realen Kühltransporters, wie Deborah ihn vorhergesagt hatte, war eine erhebliche Menge Arbeit notwendig, um den ins Schleudern geratenen Fall wieder unter Kontrolle zu bringen, und an der Art, wie LaGuerta an ihrer Unterlippe nagte, konnte ich erkennen, dass sie sich bereits intensiv mit diesem Problem beschäftigte. Ich war überzeugt, dass ihr Ergebnis für Deb sehr unangenehm sein würde – das konnte sie schließlich am besten –, aber in der Zwischenzeit hoffte ich auf einen bescheidenen Anstieg der Aktien meiner Schwester. Natürlich nicht bei LaGuerta, aber man konnte darauf hoffen, dass andere vielleicht bemerkten,

wie ihr brillantes Stück Detektivarbeit aufgegangen war.

Seltsamerweise fragte LaGuerta mich nicht, warum ich zu dieser späten Stunde noch in der Gegend herumgefahren war. Selbstverständlich bin ich kein Detective, aber mir schien das eine äußerst offensichtliche Frage zu sein. Vielleicht wäre es unhöflich zu bemerken, dass diese Art, etwas zu übersehen, typisch für sie war, aber so war es nun einmal. Sie fragte einfach nicht.

Und anscheinend gab es mittlerweile mehr, worüber wir reden mussten. Also folgte ich ihr zu ihrem Wagen, einem zwei Jahre alten hellblauen Chevrolet, den sie im Dienst benutzte. In ihrer Freizeit fuhr sie einen kleinen BMW, von dem niemand etwas wissen sollte.

»Steigen Sie ein«, sagte sie. Und ich kletterte auf den sauberen blauen Vordersitz.

LaGuerta fuhr schnell, schlängelte sich durch den Verkehr, und innerhalb weniger Minuten waren wir über den Causeway wieder auf der Miamiseite, über den Biscayne und nur noch ungefähr eine halbe Meile von der I-95 entfernt. Sie bog auf die Schnellstraße ab und schlängelte sich mit einer Geschwindigkeit durch den Verkehr Richtung Norden, die selbst für Miami ein wenig hoch schien. Bald schon erreichten wir die Abfahrt ins Inland nach Sunrise. Sie musterte mich drei Mal aus den Augenwinkeln, bevor sie endlich sprach. »Das ist ein hübsches Hemd«, meinte sie.

Ich schaute an meinem hübschen Hemd hinunter. Ich hatte es übergeworfen, als ich aus meinem Apartment gerast war, und sah es nun zum ersten Mal, ein Hawaiihemd aus Polyester, bedruckt mit leuchtend roten Drachen. Ich hatte es den Tag über bei der Arbeit getragen, und es war eine Spur überreif, aber doch, ja, es sah noch sauber aus. Irgendwie hübsch, natürlich, aber trotzdem ...

Machte LaGuerta Smalltalk, damit ich mich genug entspannte, um mir verräterische Bemerkungen entschlüpfen zu lassen? Hegte sie den Verdacht, ich wüsste mehr, als ich zugab, und glaubte sie, mich dazu bringen zu können, in meiner Wachsamkeit nachzulassen und etwas zu sagen?

»Sie tragen immer so hübsche Kleidung, Dexter«, sagte sie. Sie sah mit einem breiten, dämmlichen Lächeln zu mir herüber, ohne zu bemerken, dass sie drauf und dran war, mit ihrem Auto einen Tanklaster zu rammen. Sie wandte gerade noch rechtzeitig den Blick nach vorn, drehte das Lenkrad mit

einem Finger, und wir glitten um den Tank herum und weiter westwärts auf der 75.

Ich dachte über die hübsche Kleidung nach, die ich immer trug. Ich lege großen Wert darauf, das bestgekleidete Ungeheuer von Dade County zu sein. Ja, natürlich, er hat Mr Duarte in Stücke gehackt, aber er war immer so gut angezogen. Die richtige Kleidung für alle Anlässe – apropos, was trägt man eigentlich zu einer Enthauptung in den frühen Morgenstunden? Selbstverständlich ein bereits einen Tag getragenes Hawaiihemd und Baumwollhosen. Ich ging mit der Mode. Aber abgesehen von der hastigen Kostümierung dieses Morgens kleidete ich mich sehr sorgfältig. Es war eine von Harrys Lektionen; sei ordentlich, zieh dich nett an, vermeide Aufmerksamkeit.

Aber warum sollte eine taktisch denkende Mordermittlerin das bemerken oder sich darum kümmern? Es war ja nicht so, als ob ...

Oder doch? Mir ging ein Licht auf. Etwas in dem seltsamen Lächeln, das über ihr Gesicht flackerte und wieder erlosch, verriet mir die Antwort. Es war lächerlich, aber was sonst sollte es sein? LaGuerta war nicht darauf aus, mich zu überrumpeln und mir weitere penetrante Fragen über das zu stellen, was ich gesehen hatte. Und in Wahrheit scherten meine Hockeykenntnisse sie einen feuchten Dreck.

LaGuerta war gesellig.

Sie *mochte* mich.

Hier saß ich, erholte mich noch immer von meinem grauenhaften Schock wegen meines bizarren, unkontrollierten, sabbernden Übergriffs auf Rita – und jetzt das? LaGuerta *mochte* mich? Hatten Terroristen etwas in die Wasserreservoirs von Miami geworfen? Verströmte ich den Geruch befremdlicher Pheromone? Hatten sämtliche Frauen Miamis plötzlich gemerkt, wie hoffnungslos alle Männer waren und hatte ich nun wegen Ausschluss der Konkurrenz gewonnen? Allen Ernstes, was ging hier vor?

Selbstverständlich konnte ich mich irren. Ich verbiss mich in diese Vorstellung wie ein Barrakuda in einen glänzenden Silberlöffel. Was für eine kolossale Ichbezogenheit bewies nur die Annahme, dass eine hochglanzlackierte, niveauvolle, karriereorientierte Frau wie LaGuerta an mir interessiert sein könnte. War es nicht wesentlich wahrscheinlicher, dass ... Dass was? So unangenehm die Vorstellung auch war, sie ergab einen

Sinn. Wir arbeiteten in derselben Branche, und deshalb war es wahrscheinlich, dass wir einander verstanden und vergaben, wie es die allgemeine Polizistenweisheit verkündete. Unsere Beziehung würde ihre Cop-Arbeitszeiten und ihren anstrengenden Lebensstil verkraften. Und auch wenn ich mir nichts drauf einbilde, bin ich doch durchaus vorzeigbar; ich kann mich sehen lassen, wie wir Einheimischen sagen. Und ich gab mir seit mehreren Jahren viel Mühe, sie mit meinem Charme zu bezaubern. Es war eine rein diplomatische Schleimerei gewesen, aber das musste sie ja nicht wissen.

Ich konnte außerordentlich *gut* bezaubern, eine meiner wenigen Eitelkeiten. Ich hatte lange gelernt und viel geübt, und wenn ich mir Mühe gab, konnte niemand unterscheiden, ob es real war oder nicht. Ich war wirklich gut darin, meinen Charme wie Samenkörner in alle Richtungen zu versprühen. Vielleicht war es nur natürlich, dass der ein oder andere dieser Samen zu keimen begann.

Aber mit diesem Ergebnis? Was jetzt? Würde sie mir ein gemeinsames Dinner an einem der nächsten Abende vorschlagen? Oder ein paar Stunden süßen Schweißvergießens im Motel El Cacique?

Glücklicherweise erreichten wir die Arena, bevor die Panik mich völlig überwältigte. LaGuerta kreiste auf der Suche nach dem richtigen Eingang einmal um das Gebäude. Er war nicht schwer zu finden. Eine Anzahl Polizeiwagen stand kreuz und quer geparkt vor einer Reihe von Doppeltüren. Sie stellte ihr großes Auto dazu. Ich sprang rasch heraus, bevor sie mir die Hand aufs Knie legen konnte. Sie stieg aus und sah mich einen Moment lang an. Ihr Mund zuckte.

»Ich schau mich mal um«, sagte ich. Ich rannte nicht direkt in die Arena. Ich flüchtete vor LaGuerta, stimmt – aber ich wollte auch unbedingt hinein; um zu sehen, was mein verspielter Freund angerichtet hatte, um mich seinem Werk zu nähern, um seine Wunder zu bestaunen, um zu lernen.

Das Innere hallte von diesem organisierten Irrsinn wider, der für einen Tatort so typisch ist – und doch schien mir, als vibrierte die Luft von einer besonderen Elektrizität, einem angedeuteten Gefühl von Aufregung und Spannung, das sich bei einem gewöhnlichen Mord nicht fand, einer Ahnung, dass dieser hier irgendwie anders war, dass neue, wundersame Dinge geschehen mochten, weil wir hier draußen auf des Messers Schneide

standen. Aber vielleicht ging es nur mir so.

Eine Gruppe von Leuten ballte sich um das naher gelegene Tor. Einige von ihnen trugen Broward-Uniformen; sie standen mit verschränkten Armen dort und beobachteten, wie Captain Matthews mit einem anderen Mann im Maßanzug über die Zuständigkeit diskutierte.

Als ich näher kam, fiel mir die unnatürliche Haltung von Angel-keine-Verwandtschaft auf; er stand über einem knienden Mann mit schütterem Haar, der in dem Stapel sorgfältig eingewickelter Päckchen herumstocherte.

Ich blieb auf der Galerie stehen, um durch das Glas zu spähen. Dort war es, nur drei Meter von mir entfernt. Es sah in der kalten Klarheit der soeben mit der Zamboni geglätteten Eisfläche einfach vollkommen aus. Jeder Juwelier wird Ihnen versichern, dass die richtige Umgebung absolut lebenswichtig ist, und dies – dies war atemberaubend. Einfach vollkommen. Ich war nur ein wenig benommen, fragte mich, ob die Galerie mein Gewicht tragen würde, als könnte ich wie ein Nebelstreif durch das harte Holz nach unten gleiten.

Selbst von der Galerie aus wusste ich Bescheid. Er hatte sich die Zeit genommen, hatte es richtig gemacht, obwohl es auf dem Causeway so gewirkt hatte, als wäre er nur knapp entkommen. Oder hatte er irgendwie gewusst, dass ich ihm nichts Böses wollte? Und wo ich das Thema sowieso schon zur Sprache bringe, wollte ich ihm wirklich nichts Böses? Wollte ich ihn wirklich in seinen Bau verfolgen und zur Sache kommen, einzig begierig, Deborahs Karriere zu beschleunigen? Selbstverständlich glaube ich, dass ich das tun wollte – aber war ich auch stark genug, es durchzuziehen, falls sich die Sache weiterhin so interessant gestaltete? Hier standen wir auf der Eisfläche, an der ich schon so viele vergnügliche und kontemplative Stunden verbracht hatte. War das nicht ein weiterer Beweis dafür, dass dieser Künstler – Entschuldigung, ich meine natürlich Killer – sich auf einer Bahn parallel zu meiner bewegte? Man sehe sich nur das reizende Werk an, das er hier vollbracht hatte.

Und der Kopf – das war der Schlüssel. Er war mit Sicherheit zu wichtig für das, was er tat, um einfach fortgeworfen zu werden. Hatte er ihn geworfen, um mir Angst einzujagen, damit ich mich vor lauter Grauen, Schrecken und Furcht in Krämpfen wand? Oder hatte er irgendwie gespürt, dass ich genauso empfand wie er? Spürte er vielleicht auch diese Verbindung zwischen uns, oder war es einfach aus einer Laune heraus geschehen? Neckte er mich? Er

musste gewichtige Gründe dafür haben, mir diese Trophäe zu hinterlassen. Mich durchströmten so mächtige, betäubende Gefühle – wie konnte er da nichts empfinden?

LaGuerta tauchte neben mir auf. »Sie haben es ja so eilig«, sagte sie mit leichtem Vorwurf in der Stimme. »Haben Sie Angst, sie könnten Ihnen fortlaufen?« Sie wies mit dem Kopf auf die Leichenteile.

Ich wusste, irgendwo in meinem Inneren verbarg sich eine schlagfertige Antwort, die sie zum Lächeln bringen, ihr noch ein wenig mehr schmeicheln, mein unbeholfenes Fliehen vor ihrer Umklammerung ausbügeln würde.

Aber wie ich dort so am Geländer stand und auf die Leiche auf dem Eis im Netz des Tors starrte – in Gegenwart der Größe, könnte man sagen –, brachte ich nichts heraus. Ich schaffte es gerade noch, sie nicht anzubrüllen, sie solle die Klappe halten, aber ich war kurz davor.

»Ich musste es sehen«, sagte ich ehrlich und erholte mich dann weit genug, um hinzuzufügen, »es ist das Tor der Heimmannschaft.«

Sie versetzte mir einen spielerischen Klaps auf den Arm.

»Sie sind schrecklich«, sagte sie. Glücklicherweise kam Sergeant Doakes zu uns herüber, und ihr blieb keine Zeit für ein mädchenhaftes Glucksen, was mehr gewesen wäre, als ich hätte ertragen können. Wie immer schien Doakes mehr als an allem anderen an dem besten Griff interessiert zu sein, mit dem er mich packen und aufschlitzen konnte, und er bedachte mich mit einem so glühenden und durchdringenden Willkommensblick, dass ich mich rasch verdrückte und ihn LaGuerta überließ. Er starrte mir mit einem Ausdruck hinterher, als glaubte er, ich müsse wegen irgendetwas schuldig sein, und als wolle er sehr gern meine Eingeweide näher betrachten, um herauszufinden, was es war. Ich bin sicher, dass er in einem Land, in dem es der Polizei gestattet war, gelegentlich einen Oberschenkel oder ein Schienbein zu brechen, viel glücklicher gewesen wäre. Ich machte mich davon und umkreiste auf der Suche nach einem Zutritt die Eisbahn. Ich hatte ihn gerade entdeckt, als sich mir jemand im toten Winkel näherte und mir hart gegen den Brustkorb schlug.

Ich richtete mich auf, um meinem Attentäter mit Bluterguss und angestrengtem Lächeln zu begegnen. »Hallo, Schwesterherz«, grüßte ich. »Wie schön, ein freundliches Gesicht zu sehen!«

»Bastard!«, zischte sie mich an.

»Ziemlich wahrscheinlich«, erwiderte ich. »Aber warum kommst du gerade jetzt darauf zu sprechen?«

»Weil du elender Hurensohn eine Spur hattest und mich nicht angerufen hast.«

»Eine Spur?« Ich stotterte beinahe. »Wieso nimmst du an ...«

»Lass den Blödsinn, Dexter«, knurrte Deborah. »Du bist nicht morgens um vier herumgefahren, um Nutten aufzugabeln. Du wusstest, wo er war, verdammt noch mal.«

Mir ging ein Licht auf. Ich war so mit meinen eigenen Problemen beschäftigt gewesen, angefangen bei meinem Traum – und der Tatsache, dass er offensichtlich mehr als das gewesen war – und in der Folge mit meiner albtraumhaften Begegnung mit LaGuerta, dass mir nicht aufgefallen war, wie sehr ich Deborah Unrecht getan hatte. Ich hatte nicht geteilt. Natürlich war sie wütend. »Keine Spur, Deb«, sagte ich in dem Versuch, ihre Gefühle ein wenig zu besänftigen. »Nichts so Solides. Nur – ein Gefühl. Ein Gedanke. Es war wirklich nichts ...«

Sie schubste mich wieder. »Aber da war *etwas*«, knurrte sie. »Du hast ihn gefunden.«

»Da bin ich mir gar nicht so sicher«, sagte ich. »Ich glaube eher, er hat mich gefunden.«

»Hör auf, so überschlau zu tun«, sagte sie, und ich spreizte meine Hände, um ihr zu zeigen, wie unmöglich das war. »Du hast es versprochen, verdammt.«

Ich konnte mich an kein Versprechen erinnern, das beinhaltete, sie mitten in der Nacht anzurufen und ihr von meinen Träumen zu berichten, aber das schien keine besonders höfliche Antwort zu sein, deshalb sagte ich es nicht. »Es tut mir Leid, Deb«, entschuldigte ich mich stattdessen. »Ich habe wirklich nicht angenommen, dass etwas dabei herauskommen würde. Es war nur eine ... eine Ahnung, ehrlich.« Ich würde mit Sicherheit nicht versuchen, irgendjemandem die parapsychologischen Umstände zu erklären, nicht einmal Deb. Oder vielleicht gerade ihr nicht. Aber mir kam ein anderer Gedanke. Ich senkte die Stimme. »Vielleicht könntest du mir helfen. Was soll ich sagen, falls sie sich jemals entschließen sollten, mich zu fragen, warum ich um vier Uhr morgens dort herumgefahren bin?«

»Hat LaGuerta dich schon vernommen?«

»Bis zur Erschöpfung«, sagte ich und unterdrückte ein Schaudern.

Deb zog ein angewidertes Gesicht. »Und sie hat nicht gefragt.« Es war eine Feststellung.

»Ich bin sicher, dass dem Detective ziemlich viel durch den Kopf geht«, sagte ich. Dass ich anscheinend ein Teil davon war, erwähnte ich nicht. »Aber früher oder später wird jemand fragen.« Ich sah hinüber, wo sie die Ermittlungen leitete. »Vermutlich Sergeant Doakes«, sagte ich mit echter Besorgnis.

Sie nickte. »Er ist ein guter Cop. Wenn er nur sein Auftreten mal ändern könnte.«

»Vielleicht ist sein Auftreten alles, was er hat«, meinte ich. »Aber aus irgendeinem Grund mag er mich nicht. Er wird sich nach allem erkundigen, von dem er annimmt, dass ich mich deswegen rühre.«

»Dann sag ihm die Wahrheit«, erwiderte Deborah trocken. »Aber erst sagst du sie mir.« Und sie boxte mich wieder in dieselbe Stelle.

»Bitte, Deb«, mahnte ich. »Du weißt doch, wie leicht ich blaue Flecken bekomme.«

»Weiß ich nicht«, sagte sie. »Aber mir ist danach, es herauszufinden.«

»Es wird nicht wieder vorkommen«, versprach ich ihr. »Es war nur eine von diesen Eingebungen, die man morgens um drei hat. Was hättest du gesagt, wenn ich dich angerufen hätte und nichts dabei herausgekommen wäre?«

»Aber so war es nicht. Es ist etwas dabei herausgekommen«, sagte sie und stieß mich wieder.

»Damit habe ich wirklich nicht gerechnet. Und ich wäre mir blöd vorgekommen, dich da mit hineinzuziehen.«

»Stell dir vor, wie es mir gegangen wäre, wenn er dich getötet hätte«, sagte sie.

Das überraschte mich. Ich konnte mir nicht im Geringsten vorstellen, was sie gefühlt hätte. Bedauern? Enttäuschung? Wut? Solche Dinge liegen mir völlig fern, fürchte ich. Deshalb wiederholte ich nur: »Es tut mir wirklich Leid, Deb.« Und weil ich eine Frohnatur bin, die immer das Positive sieht, fügte ich hinzu: »Aber immerhin war der Kühltransporter dort.«

Sie zwinkerte. »Der Transporter war dort?«

»O Deb«, sagte ich. »Hat man dir das nicht gesagt?«

Sie schlug mich noch härter auf dieselbe Stelle. »Gottverdammte, Dexter«, zischte sie. »Was ist mit dem Laster?«

»Er war dort, Deb«, erwiderte ich irgendwie verlegen wegen ihrer unverhohlenen emotionalen Reaktion – und natürlich wegen der Tatsache, dass eine gut aussehende Frau mich zu Brei schlug. »Er fuhr einen Kühltransporter. Als er den Kopf warf.«

Sie packte mich bei den Armen und starrte mich an. »Du willst mich verarschen!«, sagte sie schließlich.

»Ich verarsche dich nicht.«

»Großer Gott ...!«, sagte sie und starrte ins Leere, wo sie zweifellos irgendwo über meinem Kopf ihre Beförderung schweben sah. Und sie wollte vermutlich weitermachen, aber in diesem Moment hob Angel-keine-Verwandschaft seine Stimme über das Getöse der Echos in der Arena. »Detective?«, rief er und sah hinüber zu LaGuerta. Es war ein seltsamer, unbewusster Klang, der halb erstickte Schrei eines Mannes, der in der Öffentlichkeit nie Lärm veranstaltete, und etwas darin brachte unvermittelt die ganze Halle zum Schweigen. Der Tonfall war halb erschrocken, halb triumphierend – ich habe etwas Wichtiges entdeckt, aber oh-mein-Gott. Alle Blicke richteten sich auf Angel, und er wies mit dem Kopf auf den kauernenden, glatzköpfigen Mann, der bedächtig und vorsichtig etwas aus dem obersten Päckchen entfernte.

Endlich zog er das Ding heraus, fummelte herum und ließ es fallen, so dass es über das Eis schlitterte. Er griff danach, rutschte aus, glitt hinter dem hell glänzenden Ding aus der Verpackung her, bis sie an der Bande zum Halt kamen. Angel griff mit zitternden Händen danach, nahm es und hielt es hoch, damit wir alle es sehen konnten. Die plötzliche Stille im Gebäude war Ehrfurcht gebietend, atemberaubend, schön, wie das überwältigende Tosen des Beifalls bei der Enthüllung eines Meisterwerks.

Es war der Rückspiegel des Transporters.

Das betäubende, atemberaubende Schweigen dauerte nur einen Moment. Dann nahm das Summen der Gespräche in der Arena eine neue Qualität an, während die Menschen die Hälse reckten, spekulierten, nach Erklärungen suchten.

Ein Spiegel. Was zum Teufel bedeutete das? Gute Frage. Obwohl mich dieses Ding geradezu aufwühlte, hatte ich nicht sofort eine Theorie über seine Bedeutung zur Hand. Große Kunst wirkt manchmal so. Sie berührt einen, aber man kann den Grund nicht nennen.

War es tiefer Symbolismus? Eine rätselhafte Botschaft? Eine flehentliche Bitte um Hilfe und Verständnis? Unmöglich zu beurteilen, und für mich auch nicht so wichtig. Ich wollte es nur in mich aufnehmen. Sollten sich doch andere Gedanken darüber machen, wie der Spiegel hierher gelangt war. Vielleicht war er einfach abgebrochen, und er hatte beschlossen, ihn in den nächstbesten Müllbeutel zu werfen.

Selbstverständlich unmöglich. Und trotzdem konnte ich nicht aufhören, darüber nachzudenken. Der Spiegel war aus einem wichtigen Grund dort. Das waren für ihn keine Müllbeutel. Wie er jetzt mit seinem Eisflächenarrangement so elegant bewies, war die Präsentation ein wichtiger Teil dessen, was er tat. Er vernachlässigte keine Einzelheit. Und darum begann ich darüber nachzudenken, was der Spiegel bedeuten mochte. Ich musste annehmen, dass er ihn, ob nun improvisiert oder nicht, vollkommen bewusst zu den Leichenteilen gelegt hatte.

Und des Weiteren stieg von irgendwo hinter meinen Lungen das intime Gefühl in mir auf, dass es sich um eine sehr sorgfältige, private Botschaft handelte.

Für mich?

Wenn nicht für mich, für wen dann? Der Rest des Schauspiels verkündete der Welt lauthals: Seht, was ich bin. Seht, was wir alle sind. Seht, was ich damit mache.

Der Rückspiegel eines Lasters gehörte nicht zu dieser Aussage. Das Zerteilen der Körper, das Ausbluten – es war notwendig und elegant. Aber der Spiegel – ganz besonders, wenn sich herausstellte, dass er aus dem

Transporter stammte, den ich verfolgt hatte –, das war etwas anderes. Elegant, ja, aber was sagte er darüber aus, wie die Dinge in Wahrheit waren? Nichts. Er war aus einem anderen Grund hinzugefügt worden, und dieser Grund musste eine neue und andere Aussage sein. Der Gedanke elektrisierte mich. Wenn er aus dem Transporter stammte, konnte er nur für mich gedacht sein.

Aber was bedeutete er?

»Was zum Teufel soll das bedeuten?«, fragte Deb neben mir. »Ein Spiegel! Warum?«

»Ich weiß es nicht«, sagte ich. Ich spürte noch immer, wie seine Macht mich durchpulste. »Aber ich wette mit dir um ein Abendessen in Joe's Stone Crabs, dass er aus dem Transporter stammt.«

»Ich wette nicht«, sagte sie. »Aber das löst zumindest eine wichtige Frage.« Ich schaute sie überrascht an. Konnte sie wirklich intuitiv einen Schluss gezogen haben, der mir entgangen war? »Welche Frage, Schwester?«

Sie wies mit dem Kopf auf das Grüppchen hochrangiger Cops, die in einer Ecke der Eisfläche immer noch diskutierten. »Die der Zuständigkeit. Der Fall gehört uns. Komm.«

An der Oberfläche zeigte sich Detective LaGuerta von dem neuen Beweisstück nicht beeindruckt. Vielleicht verbarg sie unter der sorgfältig aufgebauten Fassade der Gleichgültigkeit eine tiefe, nagende Sorge wegen des Symbolismus des Spiegels und allem, was damit verbunden war. Entweder das, oder sie war wirklich so stumpf wie ein Sack Steine. Sie stand immer noch bei Doakes.

Zu seiner Ehrenrettung sei gesagt, dass er beunruhigt wirkte, aber vielleicht war sein Gesicht von seinem permanenten gemeinen Glotzen auch nur ausgelaugt, und er versuchte etwas Neues.

»Morgan«, grüßte LaGuerta meine Schwester. »Bekleidet habe ich Sie gar nicht erkannt.«

»Ich schätze, es gibt eine Menge Offensichtliches, das einem entgehen kann, Detective«, erwiderte Deborah, bevor ich sie aufhalten konnte.

»So ist es«, sagte LaGuerta. »Deshalb schaffen es einige von uns auch nie bis zum Detective.« Es war ein kompletter, müheloser Sieg, und LaGuerta wartete nicht einmal ab, ob der Schuss gesessen hatte. Sie wandte sich von Deb ab und sprach mit Doakes. »Finden Sie heraus, wer Schlüssel für die

Arena hat. Wer hier nach Belieben ein und aus gehen konnte.«

»Ähem«, räusperte sich Doakes. »Soll ich alle Schlösser überprüfen, um zu sehen, ob eingebrochen wurde?«

»Nein«, beschied ihn LaGuerta mit einem reizenden kleinen Stirnrunzeln. »Wir haben mittlerweile unsere Eis-Verbindung.« Sie warf Deborah einen Seitenblick zu. »Dieser Kühltransporter soll uns nur verwirren.«

Wieder zu Doakes. »Die Schäden am Gewebe müssen vom Eis stammen, von hier. Das ist die Verbindung des Killers zu diesem Ort.« Sie sah Deborah ein letztes Mal an. »Nicht der Transporter.«

»Ähem«, räusperte sich Doakes. Er wirkte nicht überzeugt, aber er trug auch nicht die Verantwortung.

LaGuerta sah zu mir herüber. »Ich denke, Sie können nach Hause fahren, Dexter«, sagte sie. »Ich weiß, wo ich Sie finde, wenn ich Sie brauche.« Wenigstens zwinkerte sie nicht.

Deborah brachte mich zu den großen Doppeltüren der Arena. »Wenn das so weitergeht, regle ich in einem Jahr den Verkehr an einer Kreuzung«, murrte sie.

»Unsinn, Deb«, sagte ich. »Zwei Monate, höchstens.«

»Danke.«

»Also wirklich. Du kannst sie doch nicht so *öffentlich* herausfordern. Hast du nicht gesehen, wie Sergeant Doakes es macht? Sei doch um Himmels willen mal ein bisschen subtil.«

»Subtil!« Sie blieb abrupt stehen und riss mich zu sich herüber. »Hör zu, Dexter«, sagte sie. »Das hier ist kein Spiel.«

»Natürlich ist es das, Deborah. Ein taktisches Spiel. Und du spielst es nicht richtig.«

»Ich spiele überhaupt nicht«, knurrte sie. »Menschenleben stehen auf dem Spiel. Ein Schlächter läuft frei herum, und er wird weiter frei herumlaufen, solange diese minderbemittelte LaGuerta die Sache leitet.«

Ich kämpfte einen Anflug von Hoffnung nieder. »Das mag sein ...«

»Es *ist* so«, beharrte Deb.

»... aber du wirst nichts daran ändern, wenn du dich zur Verkehrspolizei von Coconut Grove ins Exil bugsierst.«

»Nein«, sagte sie. »Aber ich kann es ändern, indem ich den Mörder finde.« Gut, das war es. Einige Menschen haben keine Ahnung davon, wie das

Leben funktioniert. Auf anderen Gebieten war sie eine kluge Frau. Wirklich, das war sie.

Sie hatte einfach Harrys erdverbundene Direktheit geerbt, seine gradlinige Art, mit Dingen umzugehen, ohne gleichzeitig etwas von seiner Weisheit mitzubekommen.

Für Harry war Barschheit ein Mittel, fäkale Sachverhalte aufzuklären. Für Deborah war sie ein Weg, so zu tun, als ob es diese nicht gäbe.

Einer der Streifenwagen draußen vor der Arena brachte mich zu meinem Auto zurück. Ich fuhr nach Hause, wobei ich mir vorstellte, ich hätte den Kopf behalten, ihn sorgfältig in Küchenpapier eingewickelt und auf den Rücksitz gelegt, um ihn mit in mein trautes Heim zu nehmen. Schrecklich und dumm, ich weiß. Zum ersten Mal verstand ich diese elenden Menschen, meist Nekrophile, die mit Damenschuhen schmusten oder schmutzige Unterwäsche mit sich herumtrugen. Ein ekliges Gefühl, das in mir ein fast ebenso starkes Verlangen nach einer Dusche auslöste, wie es mich verlangte, den Kopf zu streicheln.

Aber ich hatte ihn nicht. Mir blieb nur, nach Hause zu fahren. Ich fuhr langsam, ein paar Stundenkilometer unter der erlaubten Höchstgeschwindigkeit. In Miami ist das so, als trüge man ein »TRITT MICH« -Schild auf dem Rücken. Natürlich trat mich niemand wirklich. Dafür hätten sie ja bremsen müssen. Aber ich wurde sieben Mal angehupt, acht Mal abgedrängt, und fünf Autos preschten einfach um mich herum, entweder auf dem Bürgersteig oder durch den Gegenverkehr.

Aber heute konnte mich nicht einmal der energetische Elan der anderen Fahrer aufheitern. Ich war todmüde und ratlos, und ich musste nachdenken, jenseits des Getöses der Arena und des geistlosen Gesabbels von LaGuerta. Langsam zu fahren verschaffte mir Zeit zum Grübeln, die Bedeutung dessen, was geschehen war, zu überdenken. Und ich stellte fest, dass eine dumme Bemerkung in meinem Kopf herumspukte, wo sie den Kalk und die Gerinnsel aus meinem erschöpften Gehirn sprengte. Sie machte sich selbstständig. Und ohne jeden Sinn wurde sie zu einer Art verführerischem Mantra. Sie wurde zum Schlüssel des Nachdenkens über den Killer, über den Kopf, der auf die Straße gerollt war, den Rückspiegel, der unter den wunderbar trockenen Leichenteilen verborgen lag.

Wenn ich es gewesen wäre ...

Wie in »Wenn ich es gewesen wäre, was hätte ich mit dem Spiegel ausdrücken wollen?« und die Frage: »Wenn ich es gewesen wäre, was hätte ich mit dem Transporter gemacht?«

Selbstverständlich war ich es nicht, und diese Art von Neid ist nicht gut für die Seele, aber da ich meines Wissens keine hatte, war auch das egal. Wenn *ich* es gewesen wäre, hätte ich den Transporter in ein Versteck unweit der Arena gefahren. Und dann hätte ich mich sehr schnell aus dem Staub gemacht – in einem nicht registrierten Wagen? Einem gestohlenen? Das hing davon ab. Wenn ich es gewesen wäre, hätte ich von vornherein geplant, die Leichenteile in der Arena zu arrangieren. Oder wäre das eine Reaktion auf die Jagd über den Causeway gewesen?

Aber das ergab keinen Sinn. Er konnte sich nicht darauf verlassen, dass ihn jemand nach North Bay Village verfolgte – oder? Aber warum hatte er den Kopf dann wufbereit neben sich liegen? Und warum dann den Rest in die Arena bringen? Es schien eine seltsame Wahl. Ja, es gab dort eine Menge Eis, und die Kälte war auch nicht schlecht. Aber die weite, klirrende Fläche war meiner Art intimer Begegnung wirklich nicht angemessen – wenn ich es gewesen wäre. Dort herrschte eine schreckliche Weite, die wirklicher Kreativität absolut nicht förderlich war. Ein Besuch war lustig, aber das Atelier eines Künstlers war es nicht. Ein Ablade-, aber kein Arbeitsplatz. Sie hatte einfach nicht die richtige Atmosphäre.

Vorausgesetzt, ich wäre es gewesen. Die Arena bedeutete einen kühnen Vorstoß in unerforschtes Gelände. Die Polizei würde der Schlag treffen und er würde sie vermutlich in die Irre führen. Falls sie jemals herausfanden, dass es eine Spur gab, der sie folgen konnten, was äußerst unwahrscheinlich schien.

Und dem Ganzen mit dem Spiegel die Krone aufzusetzen – wenn ich Recht hatte mit meinen Motiven für die Auswahl der Arena, dann würde der Spiegel dies selbstverständlich reflektieren. Er wäre ein Kommentar zu dem, was eben passiert war, zu dem Zurücklassen des Kopfes. Er wäre eine Aussage, in der alle Fäden zusammenliefen, säuberlich verpackt wie die aufgestapelten Leichenteile, der elegante Federstrich unter ein großes Werk. Wie lautete denn nun die Aussage, wenn ich es gewesen wäre? *Ich sehe dich*.

Genau. Selbstverständlich, obwohl es ziemlich offensichtlich war. Ich sehe dich. Ich weiß, dass du hinter mir her bist, und ich beobachte dich. Aber ich

bin dir auch weit voraus, kontrolliere deinen Kurs, lege deine Geschwindigkeit fest und beobachte, wie du mir folgst. Ich sehe dich. Ich weiß, wer du bist und wo du bist und alles, was du von mir weißt, ist, dass ich dich beobachte. Ich sehe dich.

Das fühlte sich richtig an. Warum ging es mir dann nicht besser? Wie viel davon sollte ich außerdem der armen lieben Deborah erzählen? Das Ganze wurde so intensiv persönlich, dass es ein steter Kampf war, sich daran zu erinnern, dass es auch eine öffentliche Seite gab, eine Seite, die für meine Schwester und ihre Karriere wichtig war.

Ich konnte ihr nicht – und ebenso wenig jemand anderem – von meiner Überzeugung erzählen, dass der Killer versuchte, mir etwas zu vermitteln, wenn ich gewitzt genug war, es zu hören und zu reagieren. Aber der Rest – gab es etwas, das ich ihr erzählen musste ..., und wollte ich das eigentlich?

Es war zu viel. Ich brauchte Schlaf, bevor ich mich damit befassen konnte.

Ich wimmerte nicht gerade, als ich in mein Bett kroch, aber es fehlte nicht viel. Ich ließ mich rasch vom Schlaf übermannen, ließ mich in die Dunkelheit fallen. Und ich bekam tatsächlich volle zweieinhalb Stunden Schlaf, bevor das Telefon klingelte.

»Ich bin's«, sagte die Stimme am anderen Ende.

»Selbstverständlich bist du das«, sagte ich. »Deborah, nicht wahr?« Und natürlich war sie es.

»Ich habe den Kühltransporter gefunden.«

»Nun, herzlichen Glückwunsch. Das ist eine gute Nachricht.«

Am anderen Ende herrschte Schweigen.

»Deb?«, fragte ich schließlich. »Das ist doch eine gute Nachricht, oder?«

»Nein«, antwortete sie.

»Oh!« Ich spürte, wie das Schlafbedürfnis in meinem Schädel pochte wie ein Teppichklopfer auf einem Gebetsteppich, aber ich versuchte mich zu konzentrieren.

»Ähm, Deb, was hast du ... was ist passiert?«

»Ich habe das Spiel gewonnen«, sagte sie. »Alles vollkommen abgesichert. Fotos und Fahrgestellnummer, alles. Dann habe ich LaGuerta wie eine gute Pfadfinderin Bericht erstattet.«

»Und sie hat dir nicht geglaubt?«, fragte ich ungläubig.

»Vermutlich hat sie das.«

Ich versuchte zu zwinkern, aber meine Augen wollten weiter zukleben, deshalb gab ich auf. »Es tut mir Leid, Deb, einer von uns redet Unsinn. Ich oder du?«

»Ich habe versucht, es ihr zu erklären«, sagte Deb mit sehr leiser, sehr erschöpfter Stimme, die mir das fürchtbare Gefühl gab, ohne Schöpfeimer unter den Wellen zu versinken. »Ich habe nichts ausgelassen. Ich war sogar höflich.«

»Das ist sehr gut«, lobte ich. »Was hat sie gesagt?«

»Nichts«, erwiderte Deb.

»Überhaupt nichts?«

»Überhaupt nichts«, wiederholte Deb. »Außer eine Art ›Danke‹, wie man es dem Typen hinwirft, der den Wagen einparkt. Und dann hat sie mich komisch angelächelt und sich abgewendet.«

»Ja, aber, Deb«, sagte ich. »Du kannst von ihr wirklich nicht erwarten, dass ...«

»Und dann habe ich herausgefunden, warum sie so gelächelt hat«, fuhr Deb fort. »Als wäre ich eine ungewaschene Halblöde und sie hätte endlich herausgefunden, wo man mich einbuchen könnte.«

»O nein«, stöhnte ich. »Willst du damit sagen, du bist raus aus dem Fall?«

»Wir sind alle raus aus dem Fall, Dexter«, sagte Deb so müde, wie ich mich fühlte. »LaGuerta hat eine Verhaftung vorgenommen.«

Mit einem Mal herrschte viel zu viel Schweigen in der Leitung, ich konnte plötzlich nicht mehr denken, aber wenigstens war ich jetzt hellwach. »Was?«, sagte ich.

»LaGuerta hat jemanden verhaftet. Einen Typ, der in der Arena arbeitet. Sie hat ihn in Gewahrsam und ist vollkommen überzeugt, dass er der Killer ist.«

»Das ist nicht möglich«, wehrte ich mich, obwohl ich wusste, dass es durchaus möglich war bei dieser hirntoten Hure. LaGuerta, nicht Deb.

»Ich weiß, Dexter. Aber sag das mal LaGuerta. Sie ist sicher, den Richtigen erwischt zu haben.«

»Wie sicher?«, fragte ich. Mein Kopf drehte sich, und mir war ein wenig übel. Ich konnte wirklich nicht sagen, warum.

Deb schnaubte. »In einer Stunde gibt sie eine Presse-konferenz«, sagte sie. »Was sie betrifft, ist er es definitiv.«

Das Hämmern in meinem Schädel wurde zu laut, um Debs nächste Worte

zu verstehen. LaGuerta hatte eine Verhaftung vorgenommen? Wen? Wen konnte sie nur festgenagelt haben? Konnte sie wirklich alle Anhaltspunkte, den Geruch, das Gefühl, den Geschmack dieser Morde ignoriert und jemanden verhaftet haben? Niemand, der diese Morde begangen hatte – noch beging! –, würde einer Null wie LaGuerta gestatten, ihn zu fassen.

Niemals. Darauf würde ich mein Leben verwetten.

»Nein, Deborah«, sagte ich. »Nein. Unmöglich. Sie hat den falschen Mann.«

Deborah lachte, ein müdes Mir-steht's-bis-hier-Cop-Lachen. »Klar«, sagte sie. »Ich weiß das. Du weißt das. Aber sie weiß es nicht. Und soll ich dir mal was Komisches verraten? Er weiß es auch nicht.«

Das ergab überhaupt keinen Sinn. »Was willst du damit sagen, Deborah? Wer weiß es nicht?«

Sie lachte wieder dieses schreckliche, leise Lachen. »Der Typ, den sie verhaftet hat. Ich schätze, er ist fast so durcheinander wie LaGuerta, Dex. Er hat nämlich gestanden.«

»Was?«

»Er hat gestanden, Dexter. Der Bastard hat gestanden.«

Sein Name war Daryll Earl McHale, und er war, was wir gerne einen doppelten Verlierer nannten. Von den letzten zwanzig Jahren hatte er zwölf als Gast des Staates Florida verbracht. Der teure Sergeant Doakes hatte seinen Namen aus den Personalakten der Arena ausgegraben. Bei einem Computersuchlauf nach Angestellten, die wegen Gewalttätigkeit oder anderen schweren Vergehen vorbestraft waren, war McHales Name gleich zweimal aufgetaucht.

Daryll Earl war ein Trinker, und er schlug seine Frau.

Anscheinend überfiel er nur wegen des Unterhaltungswerts auch Tankstellen. Man konnte darauf vertrauen, dass er einen Aushilfsjob ein oder zwei Monate hielt.

Aber irgendeines schönen Freitagabends spülte er dann ein paar Sechserpacks hinunter und begann sich für den Zorn Gottes zu halten. Dann fuhr er herum, bis er eine Tankstelle fand, die ihn hinauswarf. Seine Antwort bestand darin, seine Waffe zu schwenken, das Geld abzukassieren und davonzufahren. Mit der imposanten Beute von achtzig oder neunzig Dollar kaufte er sich noch mehr Bier, bis er so gut draufkam, dass er einfach jemanden zusammenschlagen musste. Daryll Earl war kein großer Mann; knapp 1,68 Meter und knochig. Da er die Gefahr scheute, handelte es sich bei dem Jemand gewöhnlich um seine Frau.

Wie die Dinge lagen, war er einige Male damit durchgekommen. Aber eines Abends ging er ein bisschen zu weit und verpasste seiner Frau einen Monat Streckverband.

Sie zeigte ihn an, und Daryll Earl, der bereits einschlägig vorbestraft war, musste längere Zeit absitzen.

Er trank immer noch, aber offensichtlich hatten ihn die Schrecken von Raiford ein wenig zur Vernunft gebracht.

Er hatte eine Stelle als Wächter bei der Arena gefunden und bis heute behalten. Soweit wir das beurteilen konnten, hatte er seine Frau seit Ewigkeiten nicht mehr geschlagen.

Mehr noch, unser Goldjunge hatte wenige Augenblicke des Ruhms erlebt, als die Panthers die Ausscheidungsrunde um den Stanley Cup erreichten. Es

gehörte zu seinem Job, auf das Eis zu laufen und die Gegenstände zu entfernen, die Fans während des Spiels auf die Fläche warfen. In jenem Stanley-Cup-Jahr war das schwere Arbeit gewesen, da jedes Mal, wenn die Panthers ein Tor schossen, die Fans drei- oder viertausend Plastikratten aufs Eis geworfen hatten. Daryll Earl musste hinausgleiten und sie aufsammeln, ein langweiliger Job, keine Frage. Und so hatte er eines Abends, ermutigt von ein paar Schlückchen Wodka, eine der Ratten genommen und so etwas wie einen kleinen »Rattentanz« aufgeführt. Die Menge schluckte es und brüllte nach mehr. Sie begann danach zu rufen, sobald Daryll Earl auf das Eis glitt.

Daryll Earl hatte den Rest der Saison getanzt.

Heutzutage waren Plastikratten verboten. Selbst wenn die Gesetze des Bundesstaates es vorgeschrieben hätten, wären sie nicht mehr geworfen worden. Das letzte Tor der Panthers war in jenen Tagen gefallen, da Miami noch einen ehrlichen Bürgermeister hatte, irgendwann im letzten Jahrhundert. Aber McHale ließ sich in der Hoffnung auf einen Steptanz vor laufender Kamera nach wie vor bei den Spielen sehen.

Diesen Teil handhabte LaGuerta während der Pressekonferenz ganz großartig. Sie stellte es so dar, als hätte die Erinnerung an seinen kurzen Ruhm Daryll in den Wahnsinn, zum Mord getrieben. Und selbstverständlich war er Dank seines Alkoholismus und seiner Vorstrafen wegen Gewalt gegen Frauen der perfekte Verdächtige für diese brutalen, dumpfen Serienmorde. Aber Miamis Nutten könnten wieder ruhig schlafen; das Morden sei vorüber. Unter dem überwältigenden Druck einer gründlichen, gnadenlosen Untersuchung habe Daryll Earl gestanden. Der Fall sei abgeschlossen. Zurück an die Arbeit, Mädels.

Die Presse schluckte es. Man konnte ihr nicht wirklich einen Vorwurf daraus machen, nehme ich an. LaGuerta leistete bei der Darstellung der von hochglanzlackiertem Wunschdenken eingefärbten spärlichen Fakten so meisterliche Arbeit, dass fast jeder überzeugt gewesen wäre. Und natürlich muss man keinen Intelligenztest bestehen, um Reporter werden zu dürfen. Aber selbst unter solchen Umständen hoffe ich immer noch auf den schmalsten Lichtstreif. Und werde jedes Mal enttäuscht. Vielleicht habe ich als Kind zu viele Schwarzweißfilme gesehen. Ich glaubte nach wie vor, der zynische, weltmüde Trinker vom Großstadtblatt sollte eine unbequeme

Frage stellen und die Ermittler zwingen, die Beweise noch einmal sorgfältig unter die Lupe zu nehmen.

Aber leider imitiert das Leben nicht immer die Kunst.

Bei LaGuertas Pressekonferenz wurde die Rolle Spencer Tracys von einer Reihe männlicher und weiblicher Models mit perfekten Frisuren und tropisch leichter Kleidung gespielt. Ihre bohrenden Fragen erschöpften sich in »Was haben Sie empfunden, als der Kopf entdeckt wurde?« und »Können wir Fotos bekommen?«

Ein einsamer Reporter, Nick Soundso vom lokalen NBC-Ableger, fragte LaGuerta, ob sie sicher sei, dass es sich bei McHale um den Killer handelte. Aber als sie erwiderte, die überwältigende Fülle der Beweise weise darauf hin, dass dies der Fall war und das Geständnis sei ohnehin eindeutig, gab er auf. Entweder gab er sich damit zufrieden oder die Wörter waren zu schwer für ihn.

Und so war es denn. Der Fall war abgeschlossen, der Gerechtigkeit Genüge getan. Die mächtige Maschinerie des Verbrechensbekämpfungsapparats der Metropole Miami hatte einmal mehr über die dunklen Mächte triumphiert, die Unsere Kleine Stadt belagerten. Es war eine hinreißende Show. LaGuerta überreichte ein paar wirklich böse aussehende Verbrecherfotos von Daryll Earl zusammen mit den Hochglanzaufnahmen von sich selbst, die sie während der Ermittlungen bei einem 250 Dollar die Stunde kostenden Modelfotografen in South Beach zeigten.

Es war eine wunderbar ironische Zusammenstellung, das Bild der Bedrohung und die tödliche Realität, so gegensätzlich. Denn wie brutal und derb Daryll auch immer wirkte, die wahre Bedrohung für die Gesellschaft war LaGuerta. Sie hatte die Hunde zurückgepiffen, das Zeter und Mordio beendet und die Leute zum Schlafen zurück in ein brennendes Gebäude geschickt.

Erkannte ich als Einziger, dass Daryll Earl McHale unmöglich der Killer sein konnte? Dass die Vorgehensweise einen Stil und Esprit verriet, den ein Betonkopf wie McHale nicht einmal erkennen konnte? Ich war nie einsamer gewesen als in meiner Bewunderung für das Werk des wahren Mörders. Mir schienen die Leichenteile ein Gesang, eine Rhapsodie blutleeren Wunders, die mein Herz wärmte und meine Adern mit berauscher Ehrfurcht erfüllte. Aber das stand natürlich nicht im Widerspruch zu meinem Eifer,

den wahren Mörder zu fangen, den kalten und schamlosen Henker der Unschuldigen, der unbedingt der Gerechtigkeit übergeben werden musste. Stimmt's, Dexter? Stimmt's? Hallo?

Ich saß in meinem Apartment, rieb mir die vom Schlaf verklebten Augen und dachte über die Show nach, die ich soeben gesehen hatte. Sie war so perfekt gewesen wie eine Pressekonferenz ohne Gratisessen und Nackte nur sein konnte. LaGuerta hatte offensichtlich jede Strippe gezogen, die sie jemals in die Hand bekommen hatte, um daraus die größte, spritzigste Pressekonferenz zu machen, die möglich war. Und vielleicht zum ersten Mal in ihrer Gucci-leckenden Karriere war LaGuerta wirklich und wahrhaftig überzeugt, den richtigen Mann zu haben. Sie musste es glauben. Eigentlich wirklich traurig.

Dieses Mal war sie sicher, alles richtig gemacht zu haben. Sie fuhr nicht einfach taktische Manöver. Ihrer Überzeugung nach nahm sie die gebührende Anerkennung für saubere und übersichtliche Arbeit entgegen.

Sie hatte das Verbrechen auf ihre Weise aufgeklärt, den bösen Buben geschnappt, das Morden beendet. Wohlverdienter Beifall für gut gemachte Arbeit. Was für eine reizende Überraschung sie erwartete, wenn die nächste Leiche auftauchte.

Denn ich wusste ohne den Schatten eines Zweifels, dass der Killer noch dort draußen lauerte. Er sah vermutlich die Pressekonferenz auf Channel 7; der Kanal der Wahl für Menschen mit einer Vorliebe für Blutbäder. Im Moment konnte er vor Lachen vermutlich keine Klinge halten, aber das würde sich geben. Und wenn das eintrat, würde sein Sinn für Humor ihn mit Sicherheit veranlassen, einen Kommentar zu der Situation abzugeben.

Aus irgendeinem Grund erfüllte diese Vorstellung mich nicht mit Furcht und Abscheu und der grimmigen Entschlossenheit, diesen Verrückten aufzuhalten, bevor es zu spät war. Stattdessen spürte ich eine gewisse Vorfreude. Ich wusste, wie verkehrt das war, aber das machte es noch schöner. Oh, ich wollte, dass der Killer aufgehalten, vor Gericht gebracht wurde, ja, selbstverständlich – aber musste es schon so bald sein?

Auch stand noch ein kleiner Handel aus. Wenn ich meinen Teil dazu beitragen sollte, den wahren Mörder aufzuhalten, wollte ich zumindest dafür sorgen, dass gleichzeitig etwas Positives dabei herausprang. Und während ich noch darüber nachdachte, klingelte das Telefon.

»Ja, ich habe es gesehen«, sagte ich in den Hörer.

»Meine Güte«, antwortete Deborah am anderen Ende. »Ich glaube, mir wird schlecht.«

»Na ja, ich werde dir nicht die fiebernde Stirn kühlen, Schwester. Eine Menge Arbeit wartet.«

»Meine Güte«, wiederholte sie. Doch dann: »Was für Arbeit?«

»Sag mal«, fragte ich sie. »Bist du schlecht angeschrieben, Schwester?«

»Ich bin müde, Dexter. Und ich bin noch nie in meinem Leben so stinkig gewesen. Sprich doch einfach Klartext.«

»Ich frage, ob du dich in etwas befindest, was Dad immer die Hundehütte zu nennen pflegte. Ist dein Name im Department ein Schimpfwort? Wurde dein berufliches Ansehen in den Dreck gezogen, beschädigt, besudelt, runtergemacht, in Frage gestellt?«

»Abgesehen von LaGuertas Dolch in meinem Rücken und der Einstein-Sache? Mein berufliches Ansehen ist im Arsch«, sagte sie mit größerer Verbitterung, als ich bei jemandem ihres Alters für möglich gehalten hätte.

»Gut. Es ist wichtig, dass du nichts mehr zu verlieren hast.«

Sie schnaubte. »War mir ein Vergnügen. Ich stecke drin, Dexter. Wenn ich noch tiefer sinke, koche ich demnächst Kaffee in der Abteilung für Öffentlichkeitsarbeit. Worauf willst du hinaus, Dex?«

Ich schloss die Augen und lehnte mich in meinem Sessel zurück. »Du wirst – vor dem Captain und der gesamten Abteilung – zu Protokoll geben, dass du Daryll Earl für den falschen Mann hältst und überzeugt bist, dass sich ein weiterer Mord ereignen wird. Du wirst ein paar zwingende Gründe dafür anführen, die sich aus deinen eigenen Ermittlungen herleiten, und dich für kurze Zeit zum Gespött der Polizei von Miami machen.«

»Das bin ich bereits«, erwiderte sie. »Das wird nicht weiter schwierig. Aber gibt es irgendeinen Grund dafür?«

Ich schüttelte den Kopf. Manchmal konnte ich kaum glauben, wie naiv sie war. »Schwesterherz«, sagte ich. »Du hältst Daryll Earl doch nicht wirklich für schuldig?«

Sie antwortete nicht. Ich konnte sie atmen hören, und mir ging auf, wie müde sie sein musste, genauso müde wie ich, aber ohne den Energiestoß, den ich aus meinem Wissen, Recht zu haben, bezog. »Deb?«

»Der Typ hat gestanden, Dex«, sagte sie schließlich, und ich hörte die

völlige Erschöpfung in ihrer Stimme.

»Ich ... ich habe mich auch vorher schon geirrt, selbst wenn ... Ich meine, er hat *gestanden*. Heißt das nicht, dass ... Scheiße. Vielleicht sollten wir aufgeben, Dex.«

»Oh, ihr, die ihr schwachen Glaubens seid«, erwiderte ich. »Sie hat den falschen Mann, Deborah. Und du wirst jetzt die ganze Sache wieder aufrollen.«

»Klar.«

»Daryll Earl McHale ist unschuldig«, sagte ich. »Daran besteht nicht der geringste Zweifel.«

»Selbst wenn du Recht hättest, na und?«, sagte sie. Jetzt war die Reihe an mir zu zwinkern und zu staunen.

»Bitte?«

»Gut, sieh mal, wenn ich dieser Killer bin, dann begreife ich doch, dass ich jetzt vom Haken bin, oder? Seit der andere Mann verhaftet wurde, ist die Gefahr für mich vorüber. Warum höre ich nicht einfach auf? Oder ziehe irgendwo anders hin und fange dort neu an?«

»Unmöglich«, sagte ich. »Du begreifst nicht, wie dieser Typ tickt.«

»Ja, logisch«, sagte sie. »Wie kommt's, dass du es weißt?«

Ich zog es vor, das zu ignorieren. »Er wird hier vor Ort bleiben, und er wird wieder morden. Er muss uns allen zeigen, was er von uns hält.«

»Und das wäre?«

»Nichts Gutes«, gab ich zu. »Mit der Verhaftung eines so offensichtlichen Blödmanns wie Daryll Earl haben wir etwas sehr Dummes getan. Das ist komisch.«

»Haha«, machte Deb humorlos.

»Wir haben ihn beleidigt. Wir haben sein Werk diesem flachschädeligen, hirntoten Bauerntempel zugeschrieben. Das ist, als sagte man Jackson Pollock, eine Sechsjährige könne genauso gut malen.«

»Jackson Pollock? Der *Maler*? Dexter, dieser Typ ist ein Schlächter!«

»Deborah, auf seine Weise ist er ein Künstler. Und so sieht er sich auch.«

»Um Himmels willen. Das ist das Dümme ...«

»Vertrau mir, Deb.«

»Sicher vertraue ich dir. Warum sollte ich dir nicht vertrauen? Dir zufolge haben wir einen verärgerten Künstler, der nirgendwo anders hinzieht,

richtig?«

»Richtig«, bestätigte ich. »Er muss es wieder tun, und es muss unter unserer Nase stattfinden, und vermutlich wird es diesmal ein wenig größer ausfallen.«

»Willst du damit sagen, dass er als Nächstes eine dicke Hure umbringt?«

»Größer in der Anlage, Deborah. Ein verbessertes Konzept. Spritziger.«

»Oh, spritziger. Sicher. Wie mit einem Häcksler.«

»Die Anforderungen sind gestiegen, Deb. Wir haben ihn gereizt und ein wenig gekränkt, und der nächste Mord wird das widerspiegeln.«

»Oho«, sagte sie. »Und wie wird das aussehen?«

»Ich weiß es wirklich nicht«, gab ich zu.

»Aber du bist dir sicher?«

»Das ist richtig«, bestätigte ich.

»Toll«, sagte sie. »Nun weiß ich, wonach ich Ausschau halten muss.«

Ich wusste augenblicklich, dass etwas nicht stimmte, als ich am nächsten Tag nach der Arbeit durch meine Wohnungstür trat. Jemand war in meinem Apartment gewesen.

Die Tür war nicht aufgebrochen, die Fenster waren nicht aufgestemmt, und ich konnte keine Anzeichen für Vandalismus entdecken, aber ich wusste es. Nennen Sie es den sechsten Sinn oder wie Sie wollen. Jemand war hier gewesen. Vielleicht roch ich die Pheromone, die der Eindringling in den Luftmolekülen zurückgelassen hatte. Oder die Aura meines verstellbaren Ohrensessels war gestört. Es spielte keine Rolle, warum ich Bescheid wusste: Ich wusste es. Jemand hatte sich in meinem Apartment aufgehalten, während ich bei der Arbeit gewesen war.

Man könnte meinen, das wäre nicht so schlimm. Immerhin befanden wir uns in Miami. Täglich kamen Leute nach Hause und stellten fest, dass ihr Fernseher fehlte und ihr Schmuck und alle elektronischen Geräte gestohlen worden waren; dass man ihre Privatsphäre zerstört, ihre Besitztümer durchwühlt hatte und ihr Hund schwanger war. Aber hier handelte es sich um etwas anderes. Während ich mir noch einen raschen Überblick verschaffte, war ich bereits sicher, dass nichts fehlen würde.

Und ich behielt Recht. Nichts fehlte.

Aber es war etwas hinzugekommen. Ich brauchte ein paar Minuten, um es zu finden. Ich vermute, es war ein durch meine Arbeit erzeugter Reflex, zunächst alle offensichtlichen Stellen zu prüfen. Wenn ein Einbrecher Ihnen einen Besuch abstattet, ist es der natürliche Lauf der Dinge, dass Ihre Sachen verschwinden: Spielzeuge, Wertsachen, private Erinnerungsstücke, die letzten Schokoladenkekse. Deshalb sah ich nach.

Aber alle meine Besitztümer waren unberührt. Der PC, das Lautsprechersystem, Fernseher und Videorekorder – alles befand sich dort, wo ich es zurückgelassen hatte. Sogar meine erlesene kleine Sammlung von Reagenzträgern lag immer noch ordentlich im Bücherschrank, jeder getrocknete Blutstropfen war an seinem Platz. Alles war genau so, wie ich es zurückgelassen hatte.

Als Nächstes sah ich mich in den privateren Bereichen um, nur um mich zu

vergewissern: Schlafzimmer, Bad, Medizin-schränkchen. Auch hier alles in Ordnung, nichts durcheinander, und doch konnte man beinahe in der Luft spüren, dass jedes Objekt untersucht, berührt und zurückgestellt worden war – mit so ausgesuchter Sorgfalt, dass sich selbst die Staubböden an ihrem Platz befanden.

Ich ging zurück ins Wohnzimmer, sank in meinen Sessel und sah mich, plötzlich verunsichert, um. Ich war absolut sicher, dass jemand hier gewesen war, aber warum? Und wer sollte meiner Meinung nach an meinem kleinen Selbst so interessiert sein, dass er in meine bescheidene Wohnung eindrang und sie vollkommen unverändert zurückließ? Nichts fehlte, nichts war durcheinander.

Der Stapel Zeitungen im Altpapier mochte sich ein wenig zu stark nach links neigen – aber bildete ich mir das nur ein? Konnte es auch der Luftstrom aus der Klimaanlage gewesen sein? Nichts war wirklich anders, nichts hatte sich geändert oder fehlte. Nichts.

Und warum sollte überhaupt jemand in meine Wohnung einbrechen? Hier gab es nichts Besonderes – dafür hatte ich gesorgt. Das war Teil des Harry-Profils, das ich mir zulegte. Verschmelze. Verhalte dich normal, sogar langweilig. Das hatte ich getan. Abgesehen von meiner Stereoanlage und dem PC besaß ich nichts wirklich Wertvolles. In der direkten Nachbarschaft gab es ganz andere, wesentlich reizvollere Ziele.

Und überhaupt, warum sollte jemand einbrechen und dann nichts mitnehmen, nichts tun, kein Zeichen zurücklassen? Ich lehnte mich zurück und schloss die Augen, beinahe überzeugt, dass ich mir das Ganze nur einbildete. Es lag sicher nur an meinen überreizten Nerven.

Eine Auswirkung des Schlafmangels und der ständigen Sorge um Deborahs ernsthaft gefährdete Karriere. Nur ein weiteres winziges Anzeichen dafür, dass der arme alte Dexter langsam ins tiefe Wasser abglitt. Die letzte schmerzlose Wandlung vom Soziopathen zum Psychopathen vollzog sich. In Miami zeugt die Annahme, von Feinden umgeben zu sein, nicht unbedingt von Verrücktheit – aber sich so zu verhalten, ist gesellschaftlich inakzeptabel. Zu guter Letzt würden sie mich doch noch einsperren müssen.

Und doch war das Gefühl außerordentlich stark. Ich versuchte es abzuschütteln; nur eine Laune, reine Nervensache; ein vorübergehendes Unwohlsein. Ich stand auf, streckte mich, atmete tief durch und versuchte,

an angenehme Dinge zu denken. Mir fiel nichts ein.

Ich schüttelte den Kopf, ging in die Küche, um ein Glas Wasser zu trinken, und da war es.

Da war es.

Ich stand vor dem Kühlschrank und sah einfach hin, ich weiß nicht wie lange, starrte einfältig darauf.

An meinem Kühlschrank, mit einem meiner kleinen Südfruchtmagneten an den Haaren befestigt, hing der Kopf einer Barbiepuppe. Ich konnte mich nicht daran erinnern, ihn dort befestigt zu haben. Ich konnte mich nicht einmal erinnern, dass ich ihn besaß. Aber ganz bestimmt war er eines jener Dinge, an die ich mich erinnern würde.

Ich streckte die Hand aus, um den kleinen Kunststoffkopf zu berühren. Er schwang sanft hin und her. Wenn er gegen die Kühlschranktür prallte, machte es leise *fump*. Er beschrieb einen Viertelkreis, bis Barbie mich mit wachen Augen wie ein aufmerksamer Schäferhund anschaute. Ich erwiderte den Blick.

Ohne wirklich zu wissen, was oder warum ich es tat, öffnete ich die Tür des Gefrierfachs. Darin lag, sorgfältig oben auf den Eiswürfelbehälter drapiert, Barbies Leiche. Arme und Beine waren herausgerissen worden, der Körper in Hüfthöhe zerteilt. Die Teile waren säuberlich aufgeschichtet, jedes einzeln eingewickelt und mit einem rosa Band verschnürt. Und in einer von Barbies winzigen Händen steckte ein wichtiges Accessoire, Barbies Schminkspiegel.

Nach einem langen Augenblick schloss ich die Tür des Gefrierfachs. Ich wollte mich auf den Boden legen und meine Wange gegen das kühle Linoleum pressen. Stattdessen streckte ich den kleinen Finger aus und schnippte gegen Barbies Kopf. Er prallte *fump, fump* gegen die Tür. Ich schnippte wieder. *Fump, fump*. Juhu. Ich hatte ein neues Hobby.

Ich ließ die Puppe Puppe sein und ging zurück zu meinem Sessel, ließ mich tief in die Polster sinken und schloss die Augen. Mir war bewusst, dass ich aufgeregt sein sollte, wütend, ängstlich, verletzt, erfüllt von paranoider Feindseligkeit und gerechtem Zorn. Aber nichts dergleichen. Stattdessen fühlte ich – was? Mich mehr als nur ein bisschen schwindelig. Vielleicht ängstlich – oder war es ein Hochgefühl?

Es bestand natürlich nicht der geringste Zweifel, wer in mein Apartment

eingebrochen war. Es sei denn, ich würde die Vorstellung akzeptieren, dass ein Fremder aus unbekannten Motiven zufällig meine Wohnung als idealen Ort auserkoren hatte, um seine enthauptete Barbie auszustellen.

Nein. Mein Lieblingskünstler hatte mich besucht. Wie er mich gefunden hatte, war nicht von Bedeutung. Es wäre ihm in jener Nacht ein Leichtes gewesen, die Nummer meines Wagens zu notieren. In seinem Versteck hinter der Tankstelle hatte er mehr als genug Zeit gehabt, mich zu beobachten. Und anschließend hätte jeder, der nicht gerade ein Computeralphabet war, meine Adresse herausfinden können. Und hatte er sie erst, war es einfach, hineinzuschleichen, sich gründlich umzuschauen und eine Nachricht zu hinterlassen.

Und das war die Nachricht. Der Kopf hing einzeln, die Leichenteile lagen auf meinem Eisbehälter, und wieder der verdamnte Spiegel. Kombiniert mit dem völligen Desinteresse an allem anderen in meiner Wohnung fügte es sich zu einer einzigen Aussage zusammen.

Aber zu welcher? Was sagte er mir?

Er hätte alles und nichts hier lassen können. Er hätte ein blutiges Fleischermesser durch ein Rinderherz jagen und auf meinem Linoleum aufspießen können. Ich war dankbar, dass er diese Sauerei unterlassen hatte, aber warum Barbie? Abgesehen von der Tatsache, dass die offensichtliche Puppe seinen letzten Mord widerspiegelte, warum mir davon erzählen? Und war diese böartiger als eine andere, schleimigere Botschaft – oder nicht? Lautete sie: »Ich beobachte dich und ich kriege dich?«

Oder sagte er: »Hallo! Möchtest du spielen?«

Das wollte ich. Selbstverständlich wollte ich das.

Aber was war mit dem Spiegel? Ihn dieses Mal hinzuzufügen verlieh ihm eine Bedeutung, die weit über den Transporter und die Jagd auf dem Causeway hinausreichte. Nun musste er viel mehr bedeuten. Alles, was mir einfiel war: »Schau dich an!« Aber was für einen Sinn ergab das? Warum sollte ich mich anschauen? Ich bin nicht eitel genug, um mich an mir selbst zu erfreuen – zumindest auf meine körperliche Erscheinung bilde ich mir nichts ein. Und warum sollte ich mich überhaupt ansehen, wenn ich einzig und allein den Mörder sehen wollte? Also musste der Spiegel noch eine andere Bedeutung haben, die ich nicht erkannte.

Aber selbst dessen konnte ich nicht gewiss sein. Möglicherweise gab es gar

keine tiefere Bedeutung. Ich mochte das von einem so eleganten Künstler zwar nicht glauben, aber möglich war es. Und die Botschaft konnte ebenso gut intim, geistesgestört und böseartig sein.

Es gab absolut keine Möglichkeit, das herauszufinden.

Und genauso gab es keine Möglichkeit für mich, herauszufinden, was ich deswegen unternehmen sollte. Falls ich etwas unternehmen sollte.

Ich traf eine menschliche Entscheidung. Komisch, wenn man darüber nachdenkt; ich, eine menschliche Entscheidung treffend. Harry wäre stolz auf mich gewesen. Ich beschloss, vollkommen menschlich, gar nichts zu tun.

Abwarten und Tee trinken. Ich würde den Vorfall nicht melden. Was hätte ich melden sollen? Nichts fehlte. Es gab absolut nichts, was offiziell weitergeleitet werden musste, es sei denn ... »Ach, Captain Matthews, ich glaube, Sie sollten wissen, dass anscheinend jemand in meine Wohnung eingebrochen ist und eine Barbiepuppe in meinem Eisfach liegen gelassen hat.«

Das besaß das gewisse Etwas. Ich war sicher, dass die Abteilung sich sehr darüber freuen würde. Vielleicht würde Sergeant Doakes persönlich ermitteln und am Ende die Erlaubnis erhalten, seine verborgenen Talente zum schrankenlosen Verhör zu entfalten. Aber vielleicht würden sie mich auch einfach auf die Liste der geistig Minderbemittelten setzen, zusammen mit der armen Deb, da der Fall ja offiziell als abgeschlossen galt und rein gar nichts mit Barbiepuppen zu tun hatte, selbst als noch ermittelt wurde.

Nein, es gab wirklich nichts zu erzählen, zumindest nichts, was ich hätte erklären können. Deshalb würde ich das Risiko einer weiteren heftigen Ellbogenattacke eingehen und Deborah nichts davon sagen.

Aus Gründen, die ich nicht erklären konnte, nicht einmal mir selbst, war es eine persönliche Angelegenheit.

Und wenn ich es dabei beließ, erhöhten sich meine Chancen, meinem Besucher näher zu kommen. Um ihn der Gerechtigkeit zu überantworten, natürlich. Selbstverständlich.

Nachdem ich mich dazu entschlossen hatte, war ich erleichtert, fast leichtfertig. Ich hatte keine Vorstellung, was dabei herauskommen würde, aber ich war bereit, mir alles anzuschauen. Dieses Gefühl hielt die ganze Nacht an und sogar noch am nächsten Tag bei der Arbeit, wo ich einen Laborbericht anfertigte, Deb tröstete und Vince Masuoka einen Doughnut

klaute. Es begleitete mich während meiner Fahrt nach Hause durch den angenehm mörderischen Feierabendverkehr. Ich befand mich in einer Art Zen-Bereitschaft, auf jede Überraschung gefasst. Das dachte ich wenigstens.

Ich war gerade in meine Wohnung zurückgekehrt, hatte mich in meinen Sessel geworfen und entspannt, als das Telefon schrillte. Ich ließ es klingeln. Ich wollte ein paar Minuten durchatmen und über nichts nachdenken, das nicht warten konnte. Außerdem hatte ich fast fünfzig Dollar für einen Anrufbeantworter ausgegeben. Sollte der sich erst mal bezahlt machen. Das zweite Klingeln. Ich schloss die Augen. Atmete ein. Entspann dich, alter Junge. Drittes Klingeln. Ausatmen. Der Anrufbeantworter klickte und meine wundervoll großstädtische Nachricht wurde abgespielt.

»Hallo, ich bin gerade nicht da, aber falls Sie nach dem Piepton eine Nachricht hinterlassen, rufe ich Sie umgehend zurück. Danke.«

Was für eine fabelhafte Stimme. Welch ätzender Witz. Insgesamt eine großartige Ansage. Sie klang fast menschlich. Ich war sehr stolz. Ich atmete wieder ein und lauschte dem melodischen Biiieep, das folgte.

»Hi, ich bin's.«

Eine weibliche Stimme. Nicht Deborah. Ich spürte, wie mein Augenlid irritiert zuckte. Warum beginnen so viele Menschen ihre Nachrichten mit »Ich bin's«? Natürlich sind Sie es. Wir alle wissen das. Aber wer zum Teufel SIND Sie? In meinem Fall war die Auswahl sehr begrenzt. Ich wusste, dass es nicht Deborah war. Es klang nicht wie LaGuerta, obwohl nichts unmöglich war.

Übrig blieb demnach ... *Rita*?

»Äh, entschuldige, ich ...« Ein tiefes Seufzen. »Hör mal, Dexter, es tut mir Leid. Ich dachte, du würdest mich anrufen, und als du es nicht getan hast, habe ich ...«, ein weiterer Seufzer, »... egal. Ich muss mit dir reden. Mir ist klar geworden ... ich meine ... oh, zum Teufel. Könntest du, äh, mich anrufen? Falls ... du weißt schon.«

Ich wusste nicht. Überhaupt nichts. Ich wusste nicht einmal genau, wer sprach. Konnte das wirklich Rita sein? Wieder ein tiefer Seufzer. »Es tut mir Leid, falls –« Eine sehr lange Pause. Zwei Atemzüge. Tief ein, aus. Tief ein, dann abruptes Ausatmen. »Bitte ruf mich an, Dexter. Nur –« Lange Pause. Ein weiterer Seufzer. Dann legte sie auf.

Ich habe häufig im Leben das Gefühl gehabt, mir fehle etwas, ein

entscheidendes Stück des Puzzles, das jeder andere gedankenlos mit sich herumträgt. Gewöhnlich stört mich das nicht, zumal es sich meistens als ein erstaunlich unnötiges Stück Menschsein herausstellt, wie zum Beispiel die Abseitsregel beim Fußball zu verstehen oder bei der ersten Verabredung nicht gleich aufs Ganze zu gehen.

Aber bei anderen Gelegenheiten habe ich das Gefühl, von einem großen Reservoir wohltuender Weisheit ausgeschlossen zu sein, einem überlieferten Sinn, den ich nicht besitze, den Menschen so tief in sich spüren, dass sie nicht darüber reden, ihn nicht einmal in Worte fassen können.

Dies war eine jener Gelegenheiten.

Mir war bewusst, dass Rita eigentlich etwas ganz Bestimmtes ausdrücken wollte, dass ihre Pausen und ihr Gestotter eine großartige, wundervolle Sache zusammenfassten, die ein menschlicher Mann intuitiv begreifen würde. Aber ich hatte nicht die geringste Ahnung, worum es sich dabei handeln mochte, noch wie ich dahinter kommen konnte. Musste ich die Atemzüge zählen? Die Länge der Pausen messen, das Ergebnis in Bibelverse umrechnen und so den geheimen Code entschlüsseln? Was versuchte sie mir zu sagen? Und warum versuchte sie eigentlich überhaupt, mir etwas zu sagen? Wie ich die Dinge sah, hatte ich, indem ich Rita aus einem befremdlichen und blödsinnigen Impuls heraus küsste, eine Grenze überschritten, die ich nach beiderseitigem Einverständnis nicht hätte überschreiten dürfen.

Jetzt gab es kein Zurück mehr, das konnte man nicht ungeschehen machen. Auf eine gewisse Art war der Kuss ein Akt des Tötens gewesen. Auf jeden Fall war dieser Gedanke sehr tröstlich. Ich hatte unsere vorsichtige Beziehung getötet, indem ich meine Zunge durch ihr Herz trieb und sie von einer Klippe stieß. Bumm, eine tote Angelegenheit. Ich hatte seitdem nicht ein Mal an Rita gedacht. Sie war fort, durch eine unfassbare Laune aus meinem Leben verschwunden.

Und jetzt rief sie mich an und zeichnete ihre Seufzer zu meinem Vergnügen auf.

Warum? Wollte sie mich züchtigen? Mich beschimpfen, mich mit der Nase auf meine Idiotie stoßen, mich zwingen, das Ausmaß meines Übergriffs einzusehen? Das Ganze begann mich über alle Maßen zu verärgern.

Ich lief in meinem Apartment auf und ab. Warum sollte ich über Rita

nachdenken müssen? Im Moment hatte ich ganz andere Sorgen. Rita war nur mein falscher Bart, ein albernes Kinderkostüm, das ich an den Wochenenden trug, um die Tatsache zu verbergen, dass ich eine Person war, die ähnliche Dinge tat, wie sie der interessante Kamerad im Augenblick vorführte, ich jedoch nicht.

War das Eifersucht? Mit Sicherheit. Ich tat jene Dinge nicht. Ich hatte gerade erst damit aufgehört. In der nächsten Zeit würde ich sicherlich nichts unternehmen.

Zu riskant. Ich hatte nichts vorbereitet. Und doch ...

Ich ging in die Küche und schnippte gegen den Barbiekopf. *Fump. Fump-fump.* Ich schien etwas dabei zu empfinden. Spielfreude? Tiefe, nagende Sorge? Professionelle Eifersucht? Ich konnte es nicht sagen, und Barbie redete nicht.

Es war einfach zu viel. Das offensichtlich falsche Geständnis, das Eindringen in mein Heiligtum, und jetzt auch noch Rita? Ein Mann kann nur bis zu einer gewissen Grenze einstecken. Selbst ein Heuchler wie ich. Ich begann unruhig zu werden, fühlte mich benommen, verwirrt, gleichzeitig hyperaktiv und lethargisch. Ich trat zum Fenster und sah hinaus. Mittlerweile war es dunkel geworden, weit draußen über dem Wasser stieg ein Licht zum Himmel empor und bei diesem Anblick erhob sich irgendwo tief in meinem Inneren eine leise, böse Stimme.

Mond.

Ein Flüstern in meinem Ohr. Nicht einmal ein Klang; nur die leise Wahrnehmung von jemandem, der deinen Namen ausspricht, fast hörbar, irgendwo in der Nähe.

Sehr nah, vielleicht kommt er näher. Keine Worte, nur ein trockenes, stimmloses Rascheln, ein tonloser Klang, ein gehauchter Gedanke. Mein Gesicht brannte und plötzlich konnte ich meinen Atem hören. Die Stimme erklang erneut, ein weicher Klang tropfte in mein Ohr. Ich drehte mich um, obwohl ich wusste, dass dort niemand stand und es nicht mein Gehör war, sondern mein lieber Freund im Inneren, der von was auch immer und dem Mond geweckt worden war.

So ein feister, glücklicher, plappernder Mond. Oh, wie viel er zu sagen hatte. Und was ich auch versuchte, um ihm beizubringen, dass dies nicht der richtige Zeitpunkt war, viel zu früh, dass jetzt andere Dinge zu tun waren,

bedeutende Dinge – der Mond wusste eine Entgegnung auf alles und mehr als das. Und obwohl ich länger als eine Viertelstunde dort stand und tapfer widersprach, war es nie eine echte Frage gewesen.

Ich wurde immer verzweifelter, kämpfte mit allen mir zur Verfügung stehenden Mitteln, und als das versagte, tat ich etwas, das mich bis in mein Innerstes erschütterte. Ich rief Rita an.

»O Dexter«, sagte sie. »Ich ... hatte einfach nur Angst ... danke für deinen Anruf. Ich ...«

»Ich verstehe«, sagte ich, obwohl ich natürlich gar nichts verstand.

»Könnten wir ... ich weiß nicht, was du ... Können wir uns nachher treffen und einfach ... Ich würde wirklich gern mit dir reden.«

»Selbstverständlich«, versicherte ich ihr, und während wir uns zu einem Treffen in ihrem Haus verabredeten, fragte ich mich, was sie wohl im Sinn haben mochte.

Gewalt? Tränenreiche Beschuldigungen? Lautstarke Beschimpfungen? Ich befand mich auf fremdem Terrain – es konnte alles sein.

Aber nachdem ich aufgelegt hatte, lenkte mich die Angelegenheit für ungefähr eine halbe Stunde ganz wunderbar ab, bevor die weiche, innere Stimme sich wieder in meinen Verstand schlich und unaufdringlich darauf beharrte, dass der heutige Abend etwas Besonderes werden sollte.

Ich spürte, wie mich etwas zum Fenster trieb, und da war es wieder, dieses riesige, glückliche Gesicht am Himmel, der kichernde Mond. Ich zog den Vorhang zu und wandte mich ab, kreiste von Raum zu Raum durch meine Wohnung, berührte Gegenstände, redete mir ein, ich prüfte einmal mehr ob etwas fehlte, in dem Wissen, dass alles da war, in dem Wissen, warum ich es tat. Und bei jeder Runde durch die Wohnung näherte ich mich mehr und mehr dem kleinen Schreibtisch im Wohnzimmer, auf dem mein PC stand, wusste, was ich wollte, wollte es nicht, bis nach einer Dreiviertelstunde der Drang endlich zu stark wurde. Ich war zu benommen zum Stehen und ließ mich einfach auf den Stuhl fallen, der neben mir stand, und da ich ohnehin dort saß, schaltete ich den PC ein, und da er sowieso lief ... *Aber es wird nicht gemacht*, dachte ich. *Ich bin nicht bereit*.

Aber selbstverständlich spielte das keine Rolle. Ob ich bereit war oder nicht, war vollkommen gleichgültig.

Es war bereit.

Ich war fast überzeugt, dass er es war, aber nur fast, und ich war niemals zuvor nur *fast* überzeugt gewesen. Ich fühlte mich schwach, benommen, halb krank in meiner Kombination aus Aufregung, Unsicherheit und möglichem Irrtum. Aber selbstverständlich hatte der Dunkle Passagier vom Rücksitz aus das Steuer übernommen, und was ich fühlte, war nicht länger von Belang, weil ER stark war, kühl, begierig und bereit. Ich spürte, wie er in mir schwoll, aus den dexterdunklen Windungen meines Echsengehirns strömte, ein Wachsen und Schwellen, das nur auf eine Weise enden konnte, und da dies der Fall war, musste es mit diesem sein.

Ich hatte ihn vor einigen Monaten entdeckt, aber nach kurzer Beobachtung entschieden, dass der Priester eine sichere Angelegenheit war und dieser noch ein wenig länger warten konnte, bis ich mich vergewissert hatte.

Was für ein Irrtum. Jetzt fand ich, dass es keinen Moment länger Zeit hatte. Er wohnte in einer kleinen Straße in Coconut Grove. Die Nachbarschaft seines kleinen krummen Hauses bestand aus Blöcken, Grillstuben und bröckelnden Kirchen, die von Schwarzen mit niedrigem Einkommen bewohnt wurden. Eine halbe Meile weiter bauten Millionäre Wälle um ihre übergroßen Häuser, um Leute wie ihn draußen zu halten. Aber Jamie Jaworski wohnte genau dazwischen in einer Haushälfte, die er mit einer halben Million Kakerlaken und dem hässlichsten Hund teilte, den ich jemals gesehen hatte.

Trotzdem hätte er sich dieses Haus eigentlich nicht leisten dürfen. Jaworski war Teilzeithausmeister der Ponce de Leon Junior High School, und soweit ich das beurteilen konnte, besaß er keine andere Einkommensquelle.

Er arbeitete drei Tage die Woche, was gerade ausreichen mochte, um davon zu leben, aber mehr auch nicht.

Selbstverständlich hatte ich kein Interesse an seinen Finanzen. Mich interessierte die Tatsache, dass die Anzahl der vermissten Kinder leicht, aber unübersehbar gestiegen war, seit Jaworski an der Ponce zu arbeiten begonnen hatte. Bei allen handelte es sich um 12 bis 13 Jahre alte, hellhaarige Mädchen.

Hellhaarig. Das war wichtig. Aus irgendeinem Grund gehörte dies zu den

Details, die von der Polizei häufig übersehen wurden, jemandem wie mir aber direkt ins Auge sprangen. Vielleicht schien es politisch nicht korrekt. Finden Sie nicht auch, dass dunkelhaarige Mädchen und dunkelhäutige Mädchen die gleiche Chance haben sollten, entführt, vergewaltigt und vor laufender Kamera ermordet zu werden?

Jaworski schien zu oft der letzte Zeuge gewesen zu sein, der die Mädchen gesehen hatte. Die Polizei hatte mit ihm gesprochen, ihn über Nacht festgehalten, ihn verhört, war aber nicht in der Lage gewesen, ihm etwas nachzuweisen. Selbstverständlich waren sie gezwungen, gewisse gesetzliche Vorschriften zu beachten. In letzter Zeit wurde zum Beispiel Folter größtenteils eher stirnrunzelnd betrachtet. Und ohne sehr nachdrückliche Überredung würde Jamie Jaworski niemals freimütig über sein Hobby reden. Würde ich ja auch nicht.

Aber ich wusste, dass er es tat. Er verhalf diesen Mädchen zu einer sehr raschen und endgültigen Filmkarriere. Ich war mir fast sicher. Ich hatte keine Leichenteile entdeckt und ihn auch nicht bei der Tat beobachtet, aber es passte alles zusammen. Und im Internet hatte ich einige besonders einfallsreiche Bilder von dreien der vermissten Mädchen aufgestöbert. Auf diesen Bildern wirkten sie nicht besonders glücklich, obwohl einige der Dinge, die sie taten, doch Freude bereiten sollen, wie ich gehört habe.

Ich konnte Jaworski nicht hundertprozentig mit den Bildern in Verbindung bringen. Aber die Mailboxadresse lag in South Miami, nur wenige Minuten von der Schule entfernt. Und er lebte über seine Verhältnisse. Auf jeden Fall wurde ich vom dunklen Rücksitz mit zunehmender Dringlichkeit daran erinnert, dass ich keine Zeit mehr hatte, dass dies kein Fall war, bei dem Gewissheit eine bedeutende Rolle spielte.

Aber der hässliche Hund bereitete mir Sorgen. Hunde stellten immer ein Problem dar. Sie mögen mich nicht und sind sehr oft nicht einverstanden mit dem, was ich mit ihren Besitzern anstelle, unter anderem, weil ich ihnen nichts von den guten Teilen abgebe. Ich musste irgendwie an dem Hund vorbei zu Jaworski vordringen.

Vielleicht würde er herauskommen. Falls nicht, musste ich einen Weg hinein finden.

Ich fuhr drei Mal an Jaworskis Haus vorüber, aber mir fiel nichts ein. Ich brauchte ein wenig Glück, und ich brauchte es, bevor mich der Dunkle

Passagier dazu brachte, etwas Überstürztes zu tun. Und gerade als mein Lieber Freund begann, mir flüsternd unzüchtige Vorschläge zu unterbreiten, lachte mir das Glück. Jaworski kam aus dem Haus und stieg in seinen verbeulten roten Toyota Pick-up, während ich vorüberfuhr. Ich bremste so stark wie möglich ab, und innerhalb eines Augenblicks stieß er zurück und steuerte seinen kleinen Laster in Richtung Douglas Road. Ich wendete und folgte ihm.

Ich hatte keine Ahnung, wie ich es anfangen sollte. Ich war nicht vorbereitet. Ich hatte keinen sicheren Raum, keine sauberen Overalls, nichts außer einer Rolle Paketband und einem Filettermesser unter dem Sitz. Ich musste unsichtbar bleiben, unbemerkt und perfekt, und ich hatte keine Ahnung, wie. Ich hasste es zu improvisieren, aber mir blieb keine Wahl.

Wieder einmal hatte ich Glück. Der Verkehr war dünn, als Jaworski in Richtung Süden zur Old Cutler Road fuhr und nach ungefähr einer Meile links zum Wasser abbog. Dort wurde gerade ein weiterer riesiger Komplex errichtet, um unser aller Leben schöner zu machen, indem man Bäume, Tiere und alte Menschen aus New Jersey in Zement goss. Jaworski durchquerte das Gelände langsam, fuhr über einen halb fertigen Golfplatz, auf dem schon die Flaggen standen, aber kein Rasen wuchs, bis er fast am Rand des Wassers angelangt war. Das Skelett eines großen, halb vollendeten Blocks mit Eigentums-wohnungen versperrte die Sicht auf den Mond. Ich ließ mich weit zurückfallen, schaltete die Scheinwerfer aus und schlich mich dann zentimeterweise heran, um herauszufinden, was mein Goldjunge im Sinn hatte.

Jaworski war an die Seite der zukünftigen Eigentums-wohnungen gefahren und parkte dort. Er stieg aus und stand zwischen seinem kleinen Laster und einem riesigen Sandhaufen. Einen Augenblick lang sah er sich um, und ich steuerte auf den Randstreifen und stellte den Motor ab. Jaworski starrte den Rohbau an und dann die Straße hinunter zum Wasser. Dann schien er zufrieden und ging in das Gebäude. Ich war ganz sicher, dass er nach einem Wächter suchte. Ich auch. Ich hoffte, dass er seine Hausaufgaben gemacht hatte. In diesen riesigen Superkomplexen fuhr sehr oft ein Wächter in einem Golfwagen herum und sah nach dem Rechten. Das spart Geld, und außerdem sind wir hier in Miami. Bei jedem Projekt wird eine gewisse Materialmenge von vornherein als Schwund eingerechnet. Auf mich wirkte es, als wollte

Jaworski dem Bauherrn behilflich sein, diese Quote zu erfüllen.

Ich stieg aus dem Wagen und warf Paketband und Filetirmesser in eine billige Einkaufstasche, die ich mitgebracht hatte. Ich hatte bereits vorher ein Paar Gartenhandschuhe aus Gummi hineingepackt, außerdem einige Bilder, nichts Besonderes. Nur Lappalien, die ich aus dem Internet heruntergeladen hatte. Ich warf die Tasche über die Schulter und bewegte mich leise durch die Nacht, bis ich zu seinem schmierigen kleinen Laster kam. Die Ladefläche war genauso leer wie das Führerhaus. Haufenweise Becher und Behälter von Burger King, leere Camel-Schachteln auf dem Boden. Alles war genauso klein und schmutzig wie Jaworski selbst.

Ich sah hoch. Über dem Rand des halb fertigen Gebäudes konnte man gerade noch den Mond erkennen. Eine nächtliche Brise wehte über mein Gesicht, die all die verzaubernden Düfte unseres tropischen Paradieses mit sich führte: Dieselöl, verrottende Vegetation und Zement. Ich atmete tief ein und richtete meine Gedanken dann wieder auf Jaworski.

Er befand sich irgendwo im Inneren des Gebäudes. Ich wusste nicht, wie viel Zeit mir blieb, und ein gewisses leises Stimmchen drängte mich zur Eile. Ich ließ den Laster stehen und ging hinein. Als ich durch den Eingang trat, hörte ich ihn. Oder besser gesagt, ich hörte ein seltsames surrendes, ratterndes Geräusch, das von ihm stammen musste, oder ...

Ich zögerte. Der Klang kam von der Seite, und ich schlich auf Zehenspitzen hinüber. An der Wand entlang nach oben führte ein Rohr für elektrische Leitungen. Ich legte eine Hand an das Rohr und spürte, wie es vibrierte, als ob sich in seinem Innern etwas bewegte.

Mir ging ein kleines Licht auf. Jaworski zog den Leitungsdraht heraus. Kupfer war sehr teuer, und für Kupfer in jeglicher Form existierte ein blühender Schwarzmarkt. Es war eine weitere kleine Möglichkeit, sein mageres Hausmeistergehalt in den langen, von Armut geprägten Wartezeiten zwischen zwei Ausreißerinnen aufzubessern. Eine Ladung Kupfer konnte ihm mehrere hundert Dollar einbringen.

Jetzt, da ich wusste, was er vorhatte, begann die Andeutung einer Idee in meinem Verstand Wurzeln zu schlagen. Dem Klang nach befand er sich irgendwo über mir.

Ich konnte ihn mühelos aufspüren, bis zum richtigen Zeitpunkt beschatten und dann zuschlagen. Aber ich war praktisch nackt, ohne jede Deckung und

unvorbereitet. Ich war es gewohnt, diese Dinge auf eine gewisse Weise zu erledigen. Meine selbst ge-setzten Grenzen zu überschreiten war mir äußerst unangenehm.

Mir lief ein kleiner Schauer über den Rücken. Warum tat ich das?

Die schnelle Antwort lautete selbstverständlich, dass ich überhaupt nichts tat. Mein lieber Freund auf dem dunklen Rücksitz tat es. Ich war nur dabei, weil ich den Führerschein besaß. Aber wir hatten uns geeinigt, er und ich. Wir hatten eine Art sorgfältig ausbalancierter Koexistenz erreicht, eine Form des Zusammenlebens, indem wir uns an Harrys Lösung hielten. Und nun randalierte er außerhalb von Harrys sorgfältigen, schönen Kreidelinien. Warum? Aus Zorn? War die Invasion meines Zuhauses tatsächlich so eine Herausforderung, dass er erwachte, um einen Gegenschlag zu landen? Für mich *fühlte* er sich nicht zornig an – wie immer schien er kühl, still vergnügt, begierig auf die Beute.

Und ich war auch nicht wütend. Ich war – halb betrunken, total abgehoben, jonglierte am Rand der Euphorie, schaukelte durch eine Reihe innerer Wellen, die sich komischerweise so anfühlten, wie ich es immer von Gefühlen angenommen hatte. Und seine Unbesonnenheit hatte mich an diesen gefährlichen, unsauberen, unvorhergesehenen Ort geführt, um aus einem Impuls heraus etwas zu tun, das ich zuvor jedes Mal sorgfältig geplant hatte.

Und obwohl ich das alles wusste, wollte ich es unbedingt tun. *Musste* ich es tun.

Nun gut. Aber ich musste es nicht unbekleidet tun. Ich schaute mich um. Auf der anderen Seite des Raums stapelten sich Wandplatten, an denen sich noch die zerknüllte Folie befand. Innerhalb kurzer Zeit hatte ich mir eine Schürze und eine Art Maske aus der Folie geschnitten, Nase, Mund und Augen lagen frei, damit ich atmen und sehen konnte. Ich zog sie fest und spürte, wie sie meine Gesichtszüge in eine unidentifizierbare Masse verwandelte. Ich verdrehte die Enden hinter meinem Kopf und knotete sie unbeholfen zusammen. Vollkommene Anonymität. Es mochte lächerlich erscheinen.

Aber ich war daran gewöhnt, mit Maske zu jagen. Und abgesehen von dem neurotischen Verlangen, alles *richtig* zu machen, bedeutete es eine Angelegenheit weniger, um die ich mich kümmern musste. Sie half mir,

mich ein wenig zu entspannen, also war es eine gute Idee. Ich nahm die Handschuhe aus der Einkaufstasche und streifte sie über. Jetzt war ich bereit.

Ich entdeckte Jaworski im dritten Stock. Zu seinen Füßen häuften sich die elektrischen Leitungen. Ich stand im Schatten des Treppenhauses und beobachtete, wie er die Drähte herauszog. Ich wich ins Treppenhaus zurück und öffnete die Tasche. Ich benutzte das Paketband, um die mitgebrachten Bilder aufzuhängen. Süße kleine Fotos der Ausreißerinnen in einer Vielfalt von gewinnenden und sehr eindeutigen Posen. Ich klebte sie an die Betonwände, wo Jaworski sie sehen würde, wenn er durch die Tür auf die Treppe trat.

Ich blickte zurück zu Jaworski. Er zog weitere zwanzig Meter Draht heraus, aber das Kabel blieb hängen und glitt nicht weiter. Jaworski riss zwei Mal daran, dann zog er eine große Drahtschere aus der Tasche und schnitt die Leitung durch. Er nahm den auf dem Boden liegenden Draht auf und wickelte ihn über seinen Unterarm zu einer festen Rolle. Dann wandte er sich zur Treppe – zu mir.

Ich verbarg mich im Treppenhaus und wartete.

Jaworski machte keinen Versuch, leise zu sein. Er rechnete nicht mit einer Störung – und er rechnete gewiss nicht mit mir. Ich lauschte seinen Schritten und dem leisen Klirren der Drahtrolle, die er hinter sich herzog.

Näher ...

Er ging durch die Tür und einen Schritt an mir vorüber, ohne mich zu bemerken. Und dann sah er die Bilder.

»Uuf«, stöhnte er, als hätte er einen heftigen Schlag in den Magen erhalten. Er starrte die Fotos mit herabhängendem Kiefer an, unfähig sich zu bewegen, und dann war ich hinter ihm und drückte das Messer gegen seine Kehle.

»Keine Bewegung und keinen Laut«, befahl ich.

»Hey, warte mal ...«, sagte er.

Ich drehte leicht das Handgelenk und stach mit der Messerspitze in die Haut unter seinem Kinn. Er zischte, als ein Besorgnis erregender, furchtbarer kleiner Spritzer Blut hervorquoll. So unnötig, warum hören die Leute nie zu?

»Ich sagte, keinen Laut«, befahlen wir ihm, und nun war er ruhig.

Und danach waren das Reißen des Paketbands, Jaworskis Atem und das stille Kichern des Dunklen Passagiers die einzigen Geräusche. Ich verklebte

ihm den Mund, drehte ein Stück von des Hausmeisters kostbarem Kupfer um seine Handgelenke und schleifte ihn zu einem anderen Stapel in Folie geschweißter Wandplatten. Innerhalb weniger Augenblicke hatte ich ihn hochgehievt und an den improvisierten Tisch gefesselt.

»Lass uns reden«, sagten wir mit der kalten, höflichen Stimme des Passagiers.

Er wusste nicht, ob er sprechen durfte, und das Paketband hätte es sowieso schwierig gemacht, deshalb schwieg er.

»Lass uns über Ausreißerinnen reden«, sagten wir, während wir das Paketband von seinem Mund rissen.

»Jaaaaa – was meinen Sie damit?«, sagte er. Aber er war nicht sehr überzeugend.

»Ich glaube, du weißt, was ich meine«, versicherten wir ihm.

»Nöö, nee«, sagte er.

»Jau, ja«, sagten wir.

Vermutlich ein Wort zu schlau. Mein Timing war im Eimer, der ganze Abend war im Eimer. Aber er wurde mutig. Er schaute hoch in mein glänzendes Gesicht.

»Was sind Sie, ein Cop oder so was?«, fragte er.

»Nein«, antworteten wir und schnitten ihm das linke Ohr ab. Es war am nächsten dran. Das Messer war scharf, und einen Moment lang konnte er nicht glauben, was ihm geschah, dauernd und für immer kein linkes Ohr. Deshalb ließ ich das Ohr auf seine Brust fallen, um ihn zu überzeugen. Seine Augen wurden riesengroß, und er holte tief Luft um zu kreischen, aber ich stopfte eine Hand voll Folie hinein, bevor er es tun konnte.

»Keins von beiden«, sagten wir. »Und schlimmere Dinge können passieren.« Und das würden sie auch, o ja, definitiv, aber das musste er jetzt noch nicht wissen.

»Die Ausreißerinnen?«, fragten wir höflich-kühl und warteten einen kurzen Moment, beobachteten seine Augen, um uns zu überzeugen, dass er nicht schreien würde, dann entfernten wir den Knebel.

»O Gott«, stöhnte er heiser. »Mein Ohr ...«

»Du hast noch eins, das muss reichen«, sagten wir. »Erzähl uns von den Mädchen auf den Bildern.«

»Uns? Wen meinst du mit *uns*? O Gott, tut das weh«, wimmerte er.

Einige Leute begreifen es einfach nicht. Ich stopfte das Plastikzeug zurück in seinen Mund und machte mich an die Arbeit.

Ich konnte mich fast nicht bremsen, angesichts der Umstände kein Wunder. Mein Herz schlug wie wild, und ich hatte Mühe, das Zittern meiner Hand zu unterdrücken. Aber ich machte mich an die Arbeit, forschte, suchte nach etwas, das immer gerade außerhalb meiner Reichweite lag. Aufregend – und schrecklich frustrierend. Der Druck in meinem Inneren nahm zu, stieg bis zu meinen Ohren und schrie nach Erlösung – aber die Erlösung kam nicht. Nur der wachsende Druck und die Ahnung, dass etwas Wundervolles direkt unterhalb meiner Wahrnehmung lag, darauf wartete, dass ich es fand und hineintauchte. Aber ich fand es nicht, und keine meiner bisherigen Standardgeschichten verschaffte mir Entzücken. Was sollte ich tun? In meiner Verwirrung öffnete ich eine Vene, und eine grauenvolle Blutlache sammelte sich auf der Plastikfolie um den Hausmeister.

Einen Moment lang hörte ich auf, suchte nach einer Antwort, fand nichts. Ich sah weg, durch die leere Fensteröffnung starrte ich vor mich hin, vergaß zu atmen.

Über dem Wasser sah man den Mond. Aus irgendeinem, mir unerklärlichen Grund erschien das so richtig, so *notwendig*, dass ich einen Moment nur hinaus über das Wasser blickte, sein so außerordentlich vollkommenes Schimmern betrachtete. Ich schwankte, stieß gegen meinen provisorischen Tisch und kam wieder zu mir. Aber der Mond ... oder war es das Wasser? So nahe ... ich war so nahe an etwas, dass ich es beinahe riechen konnte – aber woran? Ein Schauer durchfuhr mich – und auch das war richtig, so richtig, dass ihm eine Reihe von Schauern folgten, bis meine Zähne klapperten. Aber warum? Was bedeutete das? Da war etwas, etwas *Bedeutendes*, eine überwältigende Reinheit und Klarheit, die gerade jenseits der Spitze meines Filettermessers über dem Mond und dem Wasser schwebte, und ich konnte sie nicht einfangen.

Ich sah zurück zum Hausmeister. Er machte mich so wütend, wie er da lag, bedeckt von improvisierten Schnitten und unnötigem Blut. Aber wütend zu bleiben war schwierig, während der wundervolle Mond von Florida auf mich herabschien, die tropische Brise wehte, die wundervollen Geräusche reißenden Paketbands und panischen Keuchens erklangen. Beinah hätte ich gelacht. Einige Menschen gehen wegen der ungewöhnlichsten Dinge in den

Tod. Dieser entsetzliche kleine Mistkerl starb für Kupferdraht. Und der Anblick seines Gesichts; so schmerzverzerrt, verwirrt und verzweifelt.

Es hätte komisch sein können, wenn ich nicht so frustriert gewesen wäre.

Und er verdiente wahrhaftig größere Anstrengungen von meiner Seite, schließlich war es nicht seine Schuld, dass ich mich nicht in meiner üblichen Topform befand.

Er war nicht einmal gemein genug, um an der Spitze meiner »Zu erledigen«-Liste zu stehen. Er war nur ein Ekel erregender kleiner Schleimer, der Kinder wegen des Geldes und des Kicks umbrachte, und auch nur vier oder fünf, soweit ich wusste. Er tat mir fast Leid. Er war wirklich nicht geeignet für die Oberliga.

Nun gut. Zurück an die Arbeit. Ich ging zurück zu Jaworski. Er strampelte nicht mehr so wild herum, aber für meine üblichen Methoden steckte trotzdem noch viel zu viel Leben in ihm. Natürlich hatte ich an diesem Abend nicht alle meine hochprofessionellen Instrumente bei mir, und der Verlauf musste Jaworski ein wenig ruppig erscheinen. Aber wie ein echter Soldat hatte er sich nicht beklagt. Ich spürte eine Welle der Zuneigung und korrigierte meinen schludrigen Ansatz, nahm mir für seine Hände ein wenig Qualitätszeit. Er reagierte mit echtem Enthusiasmus, und ich verlor mich in glücklicher Forschungsarbeit.

Letztendlich waren es seine gedämpften Schreie und sein wildes Strampeln, die mich wieder zu mir brachten. Und mir fiel ein, dass ich mich bisher nicht von seiner Schuld überzeugt hatte. Ich wartete, bis er sich beruhigte, dann entfernte ich das Klebeband von seinem Mund.

»Die Ausreißerinnen?«, fragten wir.

»O Jesus. O Gott. O Jesus«, wimmerte er leise.

»Glaube ich nicht«, sagten wir. »Ich denke, die beiden haben wir hinter uns gelassen.«

»Bitte«, flehte er. »Oh, bitte ...«

»Erzähl mir von den Ausreißerinnen«, sagten wir.

»Okay«, keuchte er.

»Du hast dir diese Mädchen gegriffen.«

»... ja ...«

»Wie viele?«

Er keuchte nur. Seine Augen waren geschlossen, und ich dachte schon, ich

hätte ihn ein wenig zu früh verloren.

Endlich schlug er die Augen auf und sah mich an.

»Fünf«, sagte er schließlich. »Fünf kleine Schönheiten, und es tut mir nicht Leid.«

»Selbstverständlich nicht«, sagten wir. Ich legte ihm die Hand auf den Arm. Es war ein schöner Augenblick.

»Und jetzt tut es mir auch nicht Leid.«

Ich stopfte das Plastik zurück in seinen Mund und machte mich wieder an die Arbeit. Aber ich hatte gerade erst meinen Rhythmus wieder gefunden, als ich den Nachtwächter unten an der Treppe hörte.

Das statische Knistern seines Funkgeräts verriet ihn.

Als ich es hörte, war ich in etwas vertieft, das ich orher noch nie ausprobiert hatte. Ich bearbeitete den Torso mit der Messerspitze und konnte spüren, wie ein erstes echtes Prickeln mein Rückgrat und die Beine entlanglief, und wollte nicht aufhören. Aber ein Funkgerät – das war wesentlich schlimmer als das Eintreffen eines bloßen Wächters. Falls er Unterstützung anforderte oder die Straße sperren ließ, war es immerhin möglich, dass es mir schwer fallen würde, einige der Dinge zu erklären, die ich getan hatte.

Ich sah hinunter auf Jaworski. Er war jetzt fast fertig, und doch war ich nicht glücklich über den Verlauf, den die Angelegenheit genommen hatte. Eine viel zu große Schweinerei, und trotzdem hatte ich nicht das gefunden, wonach ich suchte. Es hatte ein paar Momente gegeben, in denen ich das Gefühl gehabt hatte, kurz vor einer wundervollen Sache, einer erstaunlichen Enthüllung zu stehen, mit der ich – was? Vor dem Fenster über dem Wasser schweben? Aber es war nicht eingetreten, was immer es auch gewesen war. Nun stand ich hier mit einem unvollendeten, unsauberen, unaufgeräumten, unbefriedigenden Kinderschänder und einem Nachtwächter, der im Begriff stand, sich zu uns zu gesellen.

Ich verabscheue einen überstürzten Abschluss. Es ist so ein bedeutender Moment und eine wahre Erleichterung für uns beide, den Passagier und mich. Aber welche Wahl blieb mir? Einen langen Moment – viel zu lang, wie ich beschämt gestehen muss – dachte ich daran, den Wächter zu töten und weiterzumachen. Es wäre einfach, und ich könnte noch einmal neu anfangen und weiter forschen.

Aber nein. Selbstverständlich nicht. Es würde nicht funktionieren. Der Wächter war unschuldig, so unschuldig wie man nur sein kann, wenn man in Miami lebt. Er hatte vermutlich nichts Schlimmeres angestellt, als ein paar Mal auf dem Palmetto Expressway auf andere Fahrer zu schießen. Praktisch weiß wie frisch gefallener Schnee. Nein, ich musste einen hastigen Rückzug antreten, das war die einzige Möglichkeit. Auch wenn ich den Hausmeister ziemlich unfertig zurücklassen und mich ziemlich unbefriedigt zurückziehen

musste – nun, beim nächsten Mal hatte ich bestimmt mehr Glück.

Ich starrte hinunter auf das schleimige kleine Insekt, und Ekel erfüllte mich. Das Ding rotzte gleichzeitig Blut und Speichel, der hässliche feuchte Schleim blubberte über sein Gesicht. Ein Rinnsal von grauenhaftem Rot tropfte aus seinem Mund. Grollend schlitzte ich ihm mit einem raschen Schnitt die Kehle auf. Und bedauerte diesen Impuls umgehend. Ekliges Blut sprudelte in einer Fontäne heraus, und dieser Anblick ließ alles noch bedauerlicher erscheinen, ein schauderhafter Fehler. Unbefriedigt und beschmutzt sprintete ich zum Treppenhaus. Ein kaltes, verdrießliches Grollen des Dunklen Passagiers folgte mir.

Im zweiten Stock verließ ich das Treppenhaus wieder und glitt an die Seite zu einem unverglasten Fenster. Unter mir konnte ich das Elektroauto des Wächters erkennen, das in Richtung Old Cutler geparkt war – was hoffentlich bedeutete, dass er aus der anderen Richtung gekommen war und mein Auto nicht gesehen hatte. Neben dem Wagen stand ein dicker, schwarzhaariger, junger Mann mit olivfarbenem Teint und dünnem schwarzem Schnurrbart und starrte am Gebäude hoch – momentan glücklicherweise am anderen Ende.

Was hatte er gehört? Drehte er einfach seine reguläre Runde? Hoffentlich. Falls er wirklich etwas gehört hatte – falls er draußen blieb und um Hilfe rief, würde ich vermutlich ertappt werden. Und obwohl ich gerissen war und eine geschmeidige Zunge besaß, war ich mit Sicherheit nicht gut genug, um mich aus dieser Situation herauszureden.

Der junge Wächter strich mit dem Daumen über seinen Schnurrbart, als wollte er ihn zu volleren Wachstum ermuntern. Stirnrunzelnd ließ er seinen Blick über die Gebäudefront gleiten. Ich duckte mich. Als ich einen Moment später wieder hinausspähte, konnte ich gerade noch seinen Scheitel sehen. Er kam herein.

Ich wartete, bis ich seine Schritte im Treppenhaus hörte.

Dann schwang ich mich aus dem Fenster, hing an den Fingerspitzen am rauen Zement des Fenstersimses zwischen zweitem und erstem Stock, dann ließ ich mich fallen. Mit meinem schnellsten Humpelschritt verschwand ich im Schatten und hastete zu meinem Auto.

Mein Herz raste, als ich mich endlich auf den Fahrersitz fallen ließ. Ich schaute zurück, konnte aber kein Anzeichen des Wächters entdecken. Ich

ließ den Motor an und fuhr mit ausgeschalteten Scheinwerfern so schnell und leise, wie ich konnte, davon, auf die Old Cutler Road, in Richtung South Miami und dann auf einem Umweg über den Dixie Highway nach Hause. Mein Pulsschlag dröhnte noch immer in meinen Ohren. Wie dumm, so ein Risiko einzugehen. Ich hatte nie zuvor etwas ähnlich Impulsives getan, niemals zuvor irgendetwas ohne sorgfältige Planung unternommen. Das war Harrys Vorgehensweise: Sei vorsichtig, setz dich keiner Gefahr aus, sei vorbereitet. Die Finsteren Pfadfinder.

Und jetzt das. Ich hätte geschnappt werden können. Ich hätte gesehen werden können. Blöd, blöd – ich hätte den jungen Sicherheitsmann vielleicht töten müssen, wenn ich ihn nicht rechtzeitig gehört hätte. Die brutale Ermordung eines Unschuldigen; ich war ziemlich sicher, dass Harry das nicht gebilligt hätte. Außerdem war es so unsauber und unappetitlich.

Natürlich befand ich mich noch nicht in Sicherheit – der Wächter konnte sich mit Leichtigkeit meine Nummer notiert haben, falls er mit seinem Elektroauto an meinem Wagen vorbeigekommen war. Ich war hirnlose, erschreckende Risiken eingegangen, hatte gegen alle meine vorsichtigen Verfahrensweisen verstoßen, mein ganzes, sorgfältig aufgebautes Leben aufs Spiel gesetzt – und wofür? Für einen Mordkitzel? Schande über mich.

Und tief in einem schattigen Winkel meines Verstands hörte ich ein Echo, *o ja, Schande*, und das vertraute Glucksen.

Ich holte tief Luft und musterte meine Hand auf dem Lenkrad. Dennoch war es aufregend gewesen, oder? Wild und aufregend, voller Leben und neuer Empfindungen und zutiefst frustrierend. Vollkommen neu und interessant. Und dann dieses seltsame Gefühl, dass alles irgendwo hinführte, an einen bedeutenden Ort, der unbekannt und doch vertraut war – beim nächsten Mal musste ich mich wirklich gründlicher damit befassen.

Aber natürlich würde es kein nächstes Mal geben. So etwas Idiotisches und Impulsives würde ich mit Sicherheit nie wieder tun. Aber es einmal gewagt zu haben – nicht schlecht.

Egal. Ich würde nach Hause fahren, außergewöhnlich ausgiebig duschen, und wenn ich fertig war ... *Die Uhrzeit*. Unverlangt und ungebeten drängte sie sich in meinen Verstand. Ich hatte mich mit Rita verabredet und zwar – genau jetzt, wenn die Uhr am Armaturenbrett nicht log. Und aus welchem finsternen Grund? Ich konnte nicht wissen, was im weiblichen Verstand vor

sich ging. Warum musste ich zu einem solchen Zeitpunkt überhaupt über das Warum nachdenken, wenn mir die Nerven durchbrannten und vor Frustration jodelten. Mir war egal, weswegen mich Rita anschreien wollte. Was für spitze Bemerkungen sie auch immer über meine charakterlichen Schwächen machen würde, sie würden mich nicht weiter stören, aber es war ärgerlich, zum Zuhören gezwungen zu sein, wenn es andere, weit bedeutendere Dinge gab, über die ich nachdenken musste. Ganz besonders wollte ich darüber nachgrübeln, was ich mit dem lieben verschiedenen Jaworski hätte tun können, aber unterlassen hatte. Bis zu dem grausam unterbrochenen, unvollendeten Höhepunkt waren so viele neue Dinge geschehen, die meine volle Aufmerksamkeit erforderten. Ich musste nachdenken, sie betrachten und begreifen, wohin mich all das geführt hatte. Und welcher Bezug zu jenem anderen Künstler dort draußen bestand, der mich beschattete und mit seinem Werk herausforderte.

Warum musste ich Rita jetzt treffen, wenn ich doch über all das nachdenken musste?

Aber selbstverständlich würde ich hinfahren. Und es würde natürlich gleichzeitig einem guten Zweck dienen, falls ich ein Alibi für mein Abenteuer mit dem kleinen Hausmeister benötigen sollte. »Detective, wie können Sie annehmen, dass ich ...? Abgesehen davon habe ich mich zu diesem Zeitpunkt gerade mit meiner Freundin gestritten. Äh – Exfreundin, um genau zu sein.« Weil ich nicht den geringsten Zweifel hegte, dass Rita einfach – wie lautete noch mal der Begriff, den in letzter Zeit alle benutzten? »Sich Luft machen«? Ja, Rita wollte, dass ich sie besuchte, damit sie sich Luft machen konnte. Ich hatte mehrere charakterliche Defizite, die sie mir, begleitet von einem emotionalen Ausbruch, deutlich machen wollte, und meine Anwesenheit war unabdingbar.

Da die Dinge so lagen, nahm ich mir ein wenig Zeit zum Säubern. Ich fuhr zurück zum Grove und parkte auf der anderen Seite der über die Fahrrinne führenden Brücke. Ein guter, tiefer Kanal floss darunter her. Ich suchte mir ein paar große Korallensteine aus dem Gebüsch an der Kanalböschung, stopfte sie in meine Einkaufstasche, in der bereits Folie, Handschuhe und Messer lagen, und schleuderte das Ding in die Mitte der Wasserstraße.

Ich hielt einmal mehr bei einem kleinen dunklen Park in der Nähe von

Ritas Haus und wusch mich sorgfältig.

Ich musste mich sauber und ordentlich präsentieren; von einer wütenden Frau angeschrien zu werden sollte man als halboffizielle Angelegenheit betrachten.

Aber stellen Sie sich meine Überraschung vor, als ich wenige Minuten später bei ihr klingelte. Sie riss keineswegs die Tür auf und begann mich mit Gegenständen und Schimpfworten zu traktieren. Tatsächlich öffnete sie die Tür sehr langsam und vorsichtig, halb dahinter verborgen, als hätte sie schreckliche Angst vor dem, was sie auf der anderen Seite erwartete. Und angesichts der Tatsache, dass ich dort wartete, verriet das selten gesunden Menschenverstand. »... Dexter ...?«, fragte sie, leise, schüchtern. Sie klang, als wäre sie nicht sicher, ob sie lieber ein Ja oder ein Nein hören wollte. »Ich ... ich habe nicht geglaubt, dass du kommen würdest.«

»Aber jetzt bin ich hier«, erwiderte ich entgegenkommend.

Es verging ein mehr als angemessener Zeitraum, bevor sie antwortete. Endlich zog sie die Tür ein kleines Stückchen weiter auf und sagte: »Möchtest du ... hereinkommen? Bitte ...?«

Und wenn schon ihr unsicherer, stockender Tonfall, den ich vorher noch nie bei ihr gehört hatte, eine Überraschung für mich war, dann stellen Sie sich vor, wie mich ihre Aufmachung erstaunte. Ich glaube, man nennt diese Dinger Peignoir, vielleicht war es auch ein Negligé, angesichts der zu vernachlässigenden Menge Stoff, die zu seiner Fertigung genutzt wurde, ein sehr passender Name. Wie auch immer der korrekte Name lautete, jedenfalls trug sie es. Und auch wenn der Gedanke bizarr erschien, ich glaube, sie trug diese Aufmachung für mich.

»Bitte ...?«, wiederholte sie.

Es war alles ein bisschen viel. Ich meine, ehrlich; was sollte ich tun? Ich schäumte wegen der unvollendeten Experimente an dem Hausmeister; vom Rücksitz drang noch immer ein unzufriedenes Murmeln nach vorn. Und eine kurze Prüfung der Gesamtsituation ergab, dass ich zwischen zwei Stühlen saß, zwischen Deb und dem Düsteren Künstler, und nun wurde von mir erwartet, eine menschliche Handlung zu vollziehen, wie – nun, was eigentlich? Sie wollte doch sicher nicht – ich meine, sie war doch WÜTEND auf mich, oder? Was ging hier vor? Und was hatte ich damit zu tun?

»Ich habe die Kinder zu den Nachbarn geschickt«, sagte Rita. Sie schob mit

der Hüfte die Tür weiter auf.

Ich ging hinein.

Eigentlich bin ich nicht um eine Vielfalt von Möglichkeiten verlegen, zu beschreiben, was als Nächstes geschah, aber keine davon scheint angemessen. Sie ging zum Sofa. Ich folgte ihr. Sie setzte sich. Ich auch. Sie schaute unbehaglich drein und knetete mit der rechten Hand ihre linke. Sie schien auf etwas zu warten, aber da ich nicht genau wusste, worauf, dachte ich wieder über meine unvollendete Arbeit an Jaworski nach. Wenn ich nur ein bisschen mehr Zeit gehabt hätte! Die Dinge, die ich hätte tun können!

Und während ich mir diese Dinge vorstellte, fiel mir plötzlich auf, dass Rita leise zu weinen begonnen hatte.

Ich starrte sie einen Moment lang an, während ich versuchte, die Bilder eines gehäuteten und blutleeren Hausmeisters zu unterdrücken. Selbst um den Preis meines Lebens hätte ich nicht sagen können, warum sie weinte, aber da ich lange und hart an der Imitation menschlicher Wesen gearbeitet hatte, wusste ich, dass von mir erwartet wurde, sie zu trösten. Ich lehnte mich zu ihr hinüber und legte ihr einen Arm um die Schultern. »Rita«, sagte ich. »Schon gut, schon gut.« Kein Vers, der meiner würdig war, aber viele Experten halten ihn für äußerst effektiv. Und er war effektiv. Rita warf sich herum und schmiegte ihr Gesicht an meine Brust. Ich schlang den Arm fester um sie, wodurch meine Hand wieder in mein Blickfeld geriet. Weniger als eine Stunde zuvor hatte diese Hand ein Filetirmesser über den kleinen Hausmeister gehalten. Bei dieser Vorstellung wurde mir ganz schwindelig.

Und ehrlich, ich weiß nicht, wie das passieren konnte, aber passiert ist es. In einem Moment tätschelte ich sie noch, murmelte »Schon gut, schon gut« und starrte auf die Sehnen meiner Hand, spürte die Erinnerung durch meine Finger pulsieren, die Welle der Macht und die strahlende Helligkeit, als das Messer Jaworskis Magen erforschte. Und im nächsten Moment ... Ich glaube, Rita sah zu mir hoch. Und vernünftiger-weise muss ich davon ausgehen, dass ich den Blick erwiderte.

Und doch war es irgendwie nicht Rita, die ich sah, sondern einen sauberen Stapel kühler, blutleerer Glieder.

Und es waren nicht Ritas Hände, die ich an meiner Gürtelschnalle spürte, sondern der anschwellende unbefriedigte Gesang des Dunklen Passagiers.

Und ein wenig später ...

Nun. Es ist nach wie vor irgendwie undenkbar. Ich meine, direkt dort auf dem Sofa.

Wie um Himmels willen ist das passiert?

Als ich endlich in mein kleines Bett kroch, war ich vollkommen fertig. Gewöhnlich brauche ich nicht besonders viel Schlaf, aber in dieser Nacht war mir nach soliden sechsunddreißig Stunden. Die Höhen und Tiefen des Abends, die Belastung durch so viele neue Erfahrungen, das alles hatte mich ausgelaugt. Natürlich nicht so ausgelaugt wie Jaworski, das eklige, feuchte, kleine Ding, aber meinen Monatsvorrat an Adrenalin hatte ich an diesem einen stürmischen Abend verbraucht. Ich konnte nicht einmal beginnen, darüber nachzudenken, was das alles bedeutete, angefangen bei dem befremdlichen Impuls, wild und schnell hinaus in die Nacht zu fliegen bis hin zu dem undenkbaren Vorfall mit Rita.

Ich ließ sie schlafend und anscheinend wesentlich glücklicher zurück. Aber wieder einmal war der arme, düstere, derangierte Dexter völlig ratlos, und ich schlief praktisch in dem Moment ein, in dem mein Kopf das Kissen berührte.

... und war über der Stadt wie ein knochenloser Vogel, schwebend und geschmeidig, und die kühle Luft wirbelte um mich herum und trieb mich voran, zog mich hinab, dorthin, wo das Mondlicht sich auf dem Wasser kräuselte, und ich sause in den engen kalten Mordraum, wo der kleine Hausmeister aufschaut und lacht, mit ausgebreiteten Armen unter dem Messer liegt und lacht, und von dieser Anstrengung verzieht sich sein Gesicht, es verwandelt sich, und jetzt ist er nicht mehr Jaworski, sondern eine Frau, und der Mann, der das Messer hält, schaut auf, dorthin, wo ich über den gewundenen roten Eingeweiden schwebe, und während sich ein Gesicht formt, kann ich Harry jenseits der Tür hören, und ich wende mich ab, bevor ich sehen kann, wer dort auf dem Tisch liegt, aber ...

Ich erwachte. Der Schmerz in meinem Schädel konnte eine Melone spalten. Ich hatte das Gefühl, gerade erst die Augen geschlossen zu haben, aber der Wecker neben dem Bett zeigte 5:14 Uhr.

Ein weiterer Traum. Ein weiteres Ferngespräch von meiner Phantom-Partyhotline. Kein Wunder, dass ich mich fast mein ganzes Leben hartnäckig geweigert hatte zu träumen. So einfältig; so überflüssige, offensichtliche

Symbole. Vollkommen unkon-trollierbarer Angstbrei, verabscheuungswürdiger, platter Unsinn.

Und jetzt konnte ich nicht wieder einschlafen, während ich über die infantilen Bilder nachdachte. Wenn ich schon träumen musste, warum konnten diese Träume mir nicht ähnlicher sein, interessant und abwechslungsreich?

Ich setzte mich auf und massierte meine pochenden Schläfen. Das lauernde langweilige Unbewusste verlief sich wie eine tropfende Nase, und ich hockte verschlafen und benebelt auf der Bettkante. Was passierte mit mir? Und warum konnte es nicht jemand anderem passieren?

Dieser Traum war anders gewesen, aber ich war mir nicht sicher, was diese Andersartigkeit ausmachte oder was sie bedeutete. Beim letzten Mal war ich absolut sicher gewesen, dass sich ein weiterer Mord ereignen würde und ich hatte sogar gewusst, wo. Aber dieses Mal ...

Ich seufzte und tappte in die Küche, um ein Glas Wasser zu trinken. Barbies Kopf machte *fump, fump*, als ich die Kühlschranktür öffnete. Ich stand dort und starrte sie an, während ich ein großes Glas kaltes Wasser trank.

Die leuchtend blauen Augen starrten unbewegt zurück.

Warum hatte ich geträumt? War es nur die Anspannung durch die Abenteuer des vergangenen Abends, die mein angeschlagenes Unterbewusstsein noch einmal abspielte? Ich hatte diese Anspannung niemals zuvor empfunden, tatsächlich war es immer eine *Befreiung* von der Anspannung gewesen. Natürlich war ich auch nie zuvor so knapp einer Katastrophe entronnen. Aber warum davon träumen? Einige der Bilder waren geradezu schmerzhaft offensichtlich: Jaworski und Harry und das unsichtbare Gesicht des Mannes mit dem Messer. Also wirklich. Warum sich mit Psychologie für Anfänger aufhalten?

Warum sollte mich der Traum überhaupt beschäftigen? Ich brauchte ihn nicht. Ich brauchte Ruhe – und stattdessen stand ich in der Küche und spielte mit einer Barbiepuppe. Ich schnippte wieder gegen den Kopf: *fump fump*. Und überhaupt, was sollte das mit der Barbie? Und wie sollte ich das alles noch rechtzeitig genug herausfinden, um Deborahs Karriere zu retten? Wie konnte ich LaGuerta ausweichen, wo das arme Ding doch so von mir eingenommen war? Und bei allem was heilig war, wenn es so etwas

überhaupt gab, warum hatte Rita mir DAS antun müssen? Plötzlich kam mir alles wie eine verquere Seifenoper vor, und ich hatte genug. Ich fand Aspirin und kaute an der Küchentheke lehnend drei Tabletten. Der Geschmack ließ mich kalt. Ich hatte Arzneien noch nie gemocht und nahm sie nur, wenn es sein musste.

Besonders seit Harry gestorben war.

Harry starb langsam, und er starb nicht leicht. Er nahm sich schrecklich lange Zeit, die erste und letzte egoistische Handlung seines Lebens. Harry starb anderthalb Jahre lang in kleinen Abschnitten, ein paar Wochen ging es ihm immer schlechter, dann kämpfte er dagegen an, bis er fast wieder seine alte Kraft zurückerobert hatte. Was dazu führte, dass wir ständig beklommen versuchten, die Situation einzuschätzen. Würde er dieses Mal von uns gehen, oder hatte er die Krankheit ein für alle Mal besiegt? Wir wussten es nicht, und da es sich um Harry handelte, schien es uns eine Dummheit aufzugeben. Harry würde immer das Richtige tun, gleichgültig, wie schwer es ihm fiel, aber was hieß das, wenn man starb? War es richtig zu kämpfen und sich durchzubeißen und uns Übrige mit diesem endlosen Sterben zu quälen, wenn der Tod ohnehin kam, egal was Harry tat? Oder war es richtig, in Würde und ohne Gegenwehr hinüberzugleiten?

Mit neunzehn hatte ich natürlich keine Antwort, obwohl ich bereits mehr über den Tod wusste als die anderen pickligen Blödmänner des zweiten Studienjahrs aus meinen Seminaren an der Universität von Miami. Und eines schönen Nachmittags, als ich nach meinem Chemiekurs über den Campus in Richtung Mensa lief, tauchte Deborah neben mir auf. »Deborah«, rief ich und klang dabei meiner Meinung nach sehr kameradschaftlich, »lass uns eine Cola trinken gehen.« Harry hatte mich angewiesen, häufig in der Mensa herumzuhängen und Coke zu trinken. Er sagte, es würde mir helfen, als menschlich durchzugehen und zu lernen, wie sich andere Menschen verhielten. Und selbstverständlich hatte er Recht. Trotz des Schadens, den meine Zähne nahmen, lernte ich eine Menge über diese unerfreuliche Spezies.

Deborah, 17 und schon viel zu ernsthaft für ihr Alter, schüttelte den Kopf. »Es geht um Dad«, sagte sie. Und innerhalb kürzester Zeit fuhren wir quer durch die Stadt zu dem Hospiz, das Harry aufgenommen hatte. Hospiz war keine gute Nachricht. Es bedeutete, dass die Ärzte meinten, Harry wäre bereit zu sterben, und ihm nahe gelegt hätten, er solle sich in sein Schicksal fügen.

Harry sah bei unserem Eintreffen nicht gut aus. Er wirkte so grün und still

auf den Laken, dass ich glaubte, wir wären zu spät gekommen. Von seinem langen Kampf war er spindeldürr und ausgezehrt; es schien aller Welt, als fräße sich etwas aus seinem Inneren nach draußen. Das Sauerstoffgerät neben seinem Bett zischte, ein Darth-Vader-Geräusch aus dem Grab eines Lebenden. Genau genommen lebte Harry noch. »Dad«, sagte Deborah und nahm seine Hand. »Ich habe Dexter mitgebracht.«

Harry schlug die Augen auf, sein Kopf rollte zu uns herum, beinah als hätte eine unsichtbare Hand ihn von der anderen Seite des Kissens geschoben. Aber es waren nicht Harrys Augen. Es waren verschwommene blaue Löcher, stumpf und leer, unbeseelt. Harrys Körper mochte am Leben sein, aber er war nicht zu Hause.

»Es sieht nicht gut aus«, berichtete uns die Schwester. »Wir versuchen jetzt, es ihm so angenehm wie möglich zu machen.« Und sie nahm eine große Spritze von einem Tablett, zog sie auf und hielt sie hoch, während sie die Luftblase herausdrückte.

»... warten ...« Es war so leise, dass ich zunächst dachte, es wäre das Sauerstoffgerät. Ich schaute mich im Zimmer um und schließlich fiel mein Blick auf das, was von Harry übrig geblieben war. Hinter der dumpfen Leere in seinen Augen glitzerte ein winziger Funke. »... warten ...«, sagte er wieder und wies mit dem Kopf auf die Krankenschwester.

Entweder hörte sie ihn nicht oder hatte beschlossen ihn zu ignorieren. Sie trat an seine Seite und hob sanft seinen strichdünnen Arm. Sie begann, ihn mit einem Wattebausch abzureiben.

»... nein ...«, keuchte Harry leise, fast unhörbar.

Ich sah zu Deborah hinüber. Sie schien Habacht zu stehen, in der vollendeten Haltung feierlicher Ungewissheit. Ich sah Harry wieder an. Sein Blick verschränkte sich mit meinem.

»... nein ...«, sagte er, und in seinen Augen lag jetzt ein an Grauen grenzender Ausdruck. »... keine ... Spritze ...«

Ich trat einen Schritt vor und hielt die Schwester mit gebieterischer Hand zurück, kurz bevor sie die Nadel in Harrys Vene stach. »Warten Sie«, befahl ich. Sie sah mich an, und für einen Sekundenbruchteil erschien etwas in ihrem Blick. Ich wäre vor Überraschung beinah rückwärts gestolpert. Es war kalte Wut, ein unmenschliches, eidechsenhaftes Ich-will, die Überzeugung, dass die Welt ihr ganz persönliches Jagdrevier war. Nur ein Aufblitzen, aber

ich war sicher. Sie hätte mir die Nadel am liebsten ins Auge gerammt, weil ich sie unterbrochen hatte. Sie wollte sie in meine Brust jagen und drehen, bis meine Rippen brachen und mein Herz in ihre Hände platzte, sie das Leben aus mir quetschen, drehen, reißen konnte. Dies war ein Ungeheuer, ein Jäger, ein Mörder.

Dies war ein Raubtier, ein seelenloses, böses Ding.

Genau wie ich.

Aber ihr Veggi-Lächeln kehrte umgehend zurück. »Was ist denn, Schätzchen?«, fragte sie, immer liebenswürdig, die perfekte Letzte Pflegerin.

Meine Zunge fühlte sich viel zu groß an, und bis zu meiner Antwort schienen Minuten zu vergehen, aber schließlich schaffte ich es und sagte: »Er will keine Spritze.«

Sie lächelte wieder, ein wunderbares Lächeln, es lag auf ihrem Gesicht wie der Segen eines allwissenden Gottes.

»Ihr Vater ist sehr krank«, sagte sie. »Er hat starke Schmerzen.« Sie hielt die Spritze hoch, und vom Fenster her traf ein melodramatischer Lichtstrahl darauf. Die Nadel glitzerte wie ihr höchstpersönlicher Heiliger Gral.

»Er braucht eine Spritze«, sagte sie.

»Er will sie nicht«, erwiderte ich.

»Er hat Schmerzen«, sagte sie.

Harry sagte etwas, das ich nicht hören konnte. Mein Blick war auf die Schwester gerichtet und ihrer auf mich, zwei Ungeheuer, die über derselben Beute lauerten. Ohne den Blick von ihr abzuwenden, beugte ich mich zu ihm hinunter.

»... ICH ... WILL ... Schmerzen ...«, sagte Harry.

Mein Blick löste sich abrupt, und ich starrte zu ihm hinunter. Hinter den vorstehenden Knochen, geborgen unter dem Bürstenschnitt, der plötzlich zu groß für seinen Kopf schien, war Harry zurückgekehrt und kämpfte sich durch den Nebel nach oben. Er nickte mir zu, griff mühsam nach meiner Hand und drückte sie.

Ich sah wieder die Schwester an: »Er will die Schmerzen«, versicherte ich ihr, und irgendwo hinter ihrem Stirnrunzeln und dem verdrießlichen Kopfschütteln hörte ich das Röhren des wilden Tiers, das zusieht, wie seine Beute durch ein Schlupfloch entkommt.

»Das muss ich dem Doktor melden«, sagte sie.

»In Ordnung«, versicherte ich ihr. »Wir warten hier.«

Ich sah ihr hinterher, während sie wie ein großer, todbringender Vogel in den Flur hinaussegelte. Ich spürte einen Druck an meiner Hand. Harry beobachtete mich beim Beobachten der Letzten Pflegerin.

»Du ... weißt Bescheid ...«, sagte Harry.

»Über die Schwester?«, fragte ich. Er schloss die Augen und nickte schwach, nur einmal. »Ja«, sagte ich. »Ich weiß Bescheid.«

»Sie und ... du ...«, sagte Harry.

»Was?«, verlangte Deborah zu wissen. »Worüber redet ihr? Daddy, ist alles in Ordnung? Was soll das heißen, sie und du?«

»Sie mag mich«, sagte ich. »Er meint, die Schwester wäre in mich verknallt, Deb«, erklärte ich ihr und wandte mich wieder Harry zu.

»Oh, ach so«, murmelte Deborah, aber ich konzentrierte mich bereits wieder vollkommen auf Harry.

»Was hat sie getan?«, fragte ich ihn.

Er versuchte den Kopf zu schütteln, brachte aber nur ein leichtes Wackeln zustande. Er zuckte zusammen. Mir war klar, dass die Schmerzen zurückkehrten, genau wie er es gewollt hatte. »Zu viel«, sagte er. »Sie gibt ... zu viel –« Jetzt keuchte er und schloss die Augen.

Ich muss an jenem Tag ziemlich blöd gewesen sein, denn ich verstand nicht sofort, was er damit sagen wollte.

»Zu viel wovon?«, fragte ich.

Harry schlug ein vom Schmerz getrübt Auge auf.

»Morphium«, flüsterte er.

Ich hatte das Gefühl, als hätte mich der Blitz getroffen.

»Überdosis«, sagte ich. »Sie mordet mit Hilfe einer Überdosis. Und an einem Ort wie diesem, wo das praktisch zu ihrem Job gehört, stellt niemand Fragen – warum, das ist ...«

Harry drückte wieder meine Hand, und ich hörte auf zu brabbeln. »Lass nicht zu, dass ...«, sagte er mit rauer Stimme und überraschend kraftvoll. »Lass nicht zu, dass sie mich wieder unter Drogen setzt.«

»Bitte«, mischte sich Deborah in äußerst gereiztem Ton ein. »Worüber redet ihr eigentlich?« Ich sah Harry an, aber Harry, den eine plötzliche Schmerzattacke überwältigte, hatte die Augen geschlossen.

»Er glaubt, äh ...«, begann ich und verstummte dann.

Deborah hatte natürlich keine Ahnung, was ich war, und Harry hatte mir sehr bestimmt befohlen, sie darüber im Unklaren zu lassen. Was konnte ich ihr schon sagen, ohne andere Probleme zu offenbaren? »Er glaubt, dass die Schwester ihm zu viel Morphium gibt«, erklärte ich endlich. »Absichtlich.«

»Das ist verrückt«, sagte Deborah. »Sie ist Krankenschwester.«

Harry schaute sie an, sagte aber nichts. Und um die Wahrheit zu gestehen, mir fiel zu Deborahs unglaublicher Naivität auch nichts mehr ein.

»Was soll ich tun?«, fragte ich Harry.

Harry sah mich sehr lange an. Zuerst glaubte ich, der Schmerz hätte seinen Verstand verwirrt, aber dann erkannte ich, dass Harry außerordentlich präsent war. Er hatte die Kiefer so fest zusammengebissen, dass es wirkte, als würden die Knochen jeden Moment durch seine dünne blasse Haut stechen, und sein Blick war so klar und scharf wie immer, wie in dem Augenblick, als er mir zum ersten Mal die Harry-Lösung erklärt hatte, mit der ich mich in den Griff bekommen konnte. »Setz dem ein Ende«, sagte er endlich.

Ich spürte, wie mich ein unglaublicher Kitzel packte. Ein Ende setzen? War das möglich? Konnte er wollen – ihr ein *Ende* setzen? Bis jetzt hatte Harry mir geholfen, meinen Dunklen Passagier bei Laune zu halten, indem wir ihn mit streunenden Haustieren fütterten, Hirsche jagten, und bei einer glorreichen Gelegenheit war ich mit ihm losgezogen, um einen verwilderten Affen zu erwischen, der ein Viertel in South Miami terrorisierte. Er war so ähnlich gewesen, beinah menschlich – aber natürlich immer noch nicht das Wahre. Und wir waren theoretisch alle Schritte durchgegangen, das Beschatten, die Beseitigung von Beweisen und so weiter. Harry wusste, dass es eines Tages geschehen würde, und er wollte, dass ich bereit war, es richtig machte. Aber er hatte mich stets von der eigentlichen Tat zurückgehalten. Doch jetzt – ihr ein Ende setzen? Konnte er das meinen?

»Ich werde mit dem Arzt reden«, sagte Deborah. »Er wird dafür sorgen, dass sie deine Medikamente richtig dosiert.«

Ich öffnete den Mund, um etwas zu sagen, aber Harry drückte meine Hand und nickte, einmal, voller Schmerzen. »Geh«, sagte er. Deborah sah ihn einen Moment an, bevor sie sich abwandte und das Zimmer verließ, um nach dem Arzt zu suchen. Nachdem sie gegangen war, erfüllte ein wildes

Schweigen den Raum. Ich konnte an nichts anderes als an Harrys Worte denken: »Setz dem ein Ende.« Und mir fiel keine andere Interpretation ein als die, dass er mich endlich von der Leine ließ, mir endlich die Erlaubnis erteilte, das einzig Wahre zu tun. Aber ich wagte nicht, ihn zu fragen, ob er es so gemeint hatte, aus Angst, er könnte mir sagen, ich hätte ihn missverstanden. Und so stand ich nur lange Zeit da, starrte durch das kleine Fenster nach draußen in den Garten, wo Spritzer roter Blumen sich um einen Brunnen drängten. Die Zeit verging. Mein Mund wurde trocken.

»Dexter ...«, sagte Harry endlich.

Ich antwortete nicht. Keiner meiner Gedanken schien angemessen. »Es geht so«, sagte Harry langsam und voller Schmerzen, und mein Blick schoss zu ihm hinunter.

Er lächelte mich gequält an, als er erkannte, dass ich ihn endlich verstanden hatte. »Ich werde bald fort sein«, sagte Harry. »Ich kann dich nicht davon abhalten ... der zu sein, der du bist.«

»Nicht der, Dad, das«, unterbrach ich.

Er winkte mit zerbrechlicher, spröder Hand ab. »Früher oder später ... wirst du es ... einer Person antun ... *müssen*«, sagte er, und ich spürte, wie bei dieser Vorstellung mein Blut zu singen begann. »Jemandem ... der es *verdient* ...«

»Wie die Schwester«, sagte ich mit schwerer Zunge.

»Ja«, erwiderte er, schloss einen Moment lang die Augen, und als er fortfuhr, war seine Stimme heiser vor Schmerz. »Sie verdient es, Dexter. Das ...« Er atmete rasselnd. Ich konnte seine Zunge klicken hören, als wäre sein Mund völlig ausgetrocknet. »Sie spritzt Patienten ... absichtlich eine ... Überdosis ... tötet sie ... tötet sie mit Absicht ... Sie ist eine Mörderin, Dexter ... ein Killer ...«

Ich räusperte mich. Ich fühlte mich unbeholfen und benommen, aber das hier war immerhin ein bedeutender Augenblick im Leben eines jungen Mannes. »Möchtest du ...«, begann ich und hielt inne, weil meine Stimme brach. »Ist es in Ordnung, wenn ich ... ihr ein Ende setze, Dad?«

»Ja«, sagte Harry. »Setz ihr ein Ende.«

Aus irgendeinem Grund hatte ich das Gefühl, mir absolute Gewissheit verschaffen zu müssen. »Du meinst, du weißt schon. Wie ich es getan habe. Mit, du weißt schon. Dem Affen?«

Harry hatte die Augen geschlossen und wurde ganz offensichtlich von einer Welle des Schmerzes davongetragen. Er atmete flach und unregelmäßig. »Setz ... der Schwester ... ein Ende«, sagte er. »Wie ... dem Affen ...«

Sein Kopf bog sich nach hinten, und sein Atem ging jetzt rascher, aber immer noch rau. Nun.

Das war es.

»Setz der Schwester ein Ende wie dem Affen.« Das hatte einen gewissen wilden Beiklang. Aber für mein wie verrückt surrendes Hirn war es reinste Musik. Harry setzte mich frei. Ich hatte seine Erlaubnis. Wir hatten darüber gesprochen, dies eines Tages zu tun, aber er hatte mich immer zurückgehalten. Bis jetzt.

Jetzt.

»Wir haben ... darüber gesprochen«, sagte Harry, dessen Augen noch immer geschlossen waren. »Du weißt, was du zu tun hast ...«

»Ich habe mit dem Arzt geredet«, sagte Deborah, die ins Zimmer geeilt kam. »Er kommt herunter und passt die Dosierung an.«

»Gut«, sagte ich. Ich spürte, wie etwas in mir aufstieg, vom Ende meines Rückgrats bis hoch hinaus über meinen Scheitel, ein elektrischer Schlag, der mich durchzuckte und sich dann wie ein dunkler Umhang um mich legte. »Ich gehe und rede mit der Schwester.«

Deborah sah erstaunt auf, vielleicht wegen meines Tonfalls. »Dexter ...«, sagte sie.

Ich zögerte, kämpfte gegen die wilde Freude, die in mir anschwell. »Ich will keine Missverständnisse«, erklärte ich. Meine Stimme klang selbst in meinen Ohren fremd.

Ich schob mich an Deborah vorbei, bevor sie meinen Gesichtsausdruck bemerken konnte.

Und im Flur jenes Hospizes, während ich mir den Weg durch die Stapel sauberen, frischen, weißen Leinens bahnte, spürte ich zum ersten Mal, wie der Dunkle Passagier das Steuer übernahm. Dexter wurde in den Hintergrund gedrängt, wurde fast unsichtbar, wie die hellen Streifen auf einem gefährlichen und durchsichtigen Tiger. Ich verschmolz, war fast unmöglich zu erkennen, aber ich war dort, und ich war auf der Jagd, kreiste auf der Suche nach meiner Beute im Wind. In diesem ungeheuerlichen Moment der Freiheit, auf meinem Weg, mit Harrys Zustimmung zum ersten Mal das

einzig Wahre zu tun, verschwand ich, verblasste in der Szenerie meines dunklen Selbst, während mein anderes Ich knurrend in Kauerstellung ging. Ich würde es endlich tun, tun, wozu ich geschaffen worden war. Und ich tat es.

Und hatte es getan. Vor so langer Zeit, doch die Erinnerung pulsierte noch heute in mir. Jenen ersten, auf einem Reagenzträger getrockneten Blutstropfen besaß ich nach wie vor. Es war mein erster, und ich konnte die Erinnerung mühelos wiederbeleben, wenn ich die kleine trockene Scheibe herausnahm und betrachtete.

Ich tat das hin und wieder. Es war ein ganz besonderer Tag für Dexter gewesen. Die Letzte Pflegerin war zum Ersten Spielkameraden avanciert, und sie hatte mir so viele wundervolle Türen geöffnet. Ich hatte so viel gelernt, so viele neue Dinge herausgefunden.

Aber warum erinnerte ich mich jetzt an die Letzte Pflegerin? Warum schien mich die Kette von Ereignissen in die Vergangenheit zurückzutreiben? Ich durfte mich nicht in sentimentalen Erinnerungen an meine erste lange Hose ergehen. Ich musste unverzüglich ans Werk, wichtige Entscheidungen treffen und bedeutende Taten vollbringen. Anstatt vergnügt die Straße der Erinnerung entlangzuflanieren und in liebevollen Reminiszenzen an meinen ersten Tropfen Blut zu schwelgen.

Den ich, wie mir jetzt auffiel, bei Jaworski vergessen hatte. Dies war eins der winzigen, absurden, unbedeutenden Details, die harte Männer der Tat in zappelige, wimmernde Neurotiker verwandeln. Ich *brauchte* diesen Reagenzträger. Ohne ihn war Jaworskis Tod nutzlos. Die ganze idiotische Episode war mittlerweile schlimmer als eine dumme impulsive Narretei; sie war unvollkommen. Ich hatte keinen Reagenzträger.

Ich schüttelte den Kopf in dem spastischen Versuch, zwei graue Zellen in die gleiche Synapse zu rütteln.

Halbherzig überlegte ich, mit dem Boot eine frühmorgendliche Runde zu drehen. Vielleicht würde die salzige Luft mir die Blödheit aus dem Schädel wehen. Oder ich konnte nach Turkey Point segeln, in der Hoffnung, dass die radioaktive Strahlung mich zurück in ein rational denkendes Wesen mutieren ließ. Stattdessen kochte ich Kaffee. Kein Reagenzträger, in der Tat. Dadurch verlor die Erfahrung an Wert. Ohne Reagenzträger hätte ich genauso gut zu Hause bleiben können. Na, ja, fast. Es hatte noch andere Belohnungen gegeben. Ich lächelte liebevoll, als ich an die Kombination aus

Mondlicht und gedämpften Schreien dachte. Oh, was für ein stürmisches kleines Ungeheuer ich gewesen war. Eine Episode, die keiner meiner anderen Erfahrungen glich. Es tat gut, von Zeit zu Zeit aus der stumpfen Routine auszubrechen. Dann war da natürlich noch Rita, aber ich hatte keine Ahnung, wie ich darüber denken sollte, deshalb ließ ich es. Stattdessen dachte ich an die kühle Brise, die über dem sich krümmenden kleinen Mann geweht hatte, der gerne Kindern wehtat. Es war eine beinahe glückliche Zeit gewesen. Aber in zehn Jahren würde die Erinnerung natürlich verblasst sein, und ohne den Reagenzträger konnte ich sie nicht wiederbeleben. Ich brauchte mein Souvenir. Nun, wir würden sehen.

Während der Kaffee durchlief, sah ich eher hoffnungs- denn erwartungsfroh nach der Zeitung. Sie wurde selten vor halb sieben zugestellt und sonntags kam sie oft erst nach acht. Ein weiteres deutliches Beispiel für den Zerfall der Gesellschaft, über den sich Harry so viele Gedanken gemacht hatte. Mal ehrlich, wenn man mir nicht mal die Zeitung pünktlich zustellen kann, wie kann man dann erwarten, mich von der Ermordung anderer Leute abzuhalten?

Keine Zeitung; egal. Medienberichte über meine Abenteuer waren für mich nie so schrecklich interessant gewesen. Harry hatte mich vor der Dummheit gewarnt, ein Poesiealbum anzulegen. Das wäre nicht notwendig gewesen; ich warf selten auch nur einen flüchtigen Blick in die Kritiken meiner Vorstellungen. Dieses Mal war es natürlich ein bisschen anders, da ich so impulsiv vorgegangen war und mir ein wenig Sorgen machte, ob ich meine Spuren sorgfältig genug beseitigt hatte. Ich war nur ein wenig neugierig, was wohl über meine spontane kleine Party gestern Abend geschrieben worden war. Deshalb saß ich ungefähr eine Dreiviertelstunde mit meinem Kaffee da, bis ich hörte, wie die Zeitung gegen meine Tür prallte. Ich holte sie herein und schlug sie auf.

Was auch immer man über Journalisten sagen kann – und das ist eine ganze Menge, fast eine Enzyklopädie – ihr Gedächtnis plagt sie selten. Die gleiche Zeitung, die vor kurzer Zeit noch so lautstark trompetet hatte »COPS KRIEGEN KILLER!«, brüllten nun »EISMANN-STORY SCHMILZT!« Es war ein langer, reizender Artikel in lochdramatischem Stil, der detailliert von der Entdeckung einer übel zugerichteten Leiche in einem Rohbaukomplex jenseits der Old Cutler Road berichtete. »Eine Sprecherin

der Polizei von Miami« – damit war mit Sicherheit Detective LaGuerta gemeint – sagte, dass es zu früh sei, um etwas mit Gewissheit sagen zu können, dass es sich hier aber vermutlich um einen Nachahmungstäter handelte. Die Zeitung hatte ihre eigenen Schlüsse gezogen – noch etwas, bei dem sie selten zimperlich sind – und fragte sich nun laut, ob der in Haft sitzende angesehene Gentleman Mr Daryll Earl McHale wohl tatsächlich der Killer war? Oder befand sich der eigentliche Mörder noch auf freiem Fuß, wie der Anschlag auf die öffentliche Sicherheit von gestern Abend vermuten ließ? Weil, wie die Zeitung sorgfältig herausstellte, man doch kaum glauben konnte, dass zwei solche Killer gleichzeitig ihr Unwesen trieben. Die Begründungen waren durchaus vernünftig, und mir drängte sich der Gedanke auf, dass die ganze Sache mittlerweile schon vorüber wäre, wenn sie ebenso viel Energie und mentale Stärke dem Versuch gewidmet hätten, den Fall aufzuklären.

Aber selbstverständlich war es eine hochinteressante Lektüre. Und natürlich kam ich ins Grübeln. Gute Güte, war es wirklich möglich, dass diese wilde Bestie sich noch auf freiem Fuß befand? War irgendjemand sicher?

Das Telefon klingelte. Ich sah auf die Wanduhr; es war 6:45 Uhr. Das konnte nur Deborah sein.

»Ich lese es gerade«, sagte ich in den Hörer.

»Du hast größer gesagt«, meinte Deborah. »Spritziger.«

»Und das ist es nicht?«, erkundigte ich mich unschuldig.

»Es ist nicht mal eine Nutte«, sagte sie. »Irgendein Teilzeit-hausmeister von der Ponce Junior High, der in einem Rohbau an der Old Cutler zerstückelt wurde. Was soll das, Dexter?«

»Du hast gewusst, dass ich nicht vollkommen bin, oder, Deborah?«

»Er passt nicht mal ins Muster – was ist mit der Kälte, von der du gesprochen hast? Was ist mit dem engen Raum passiert?«

»Wir sind in Miami, Deb. Hier wird alles geklaut.«

»Es handelt sich nicht mal um einen Nachahmungstäter«, maulte sie. »Keine Übereinstimmung mit den anderen. Selbst LaGuerta hat das kapiert. Sie hat es bereits der Presse mitgeteilt. Verdammt, Dexter. Ich riskier hier meinen Hintern und dann ist das nur so ein Zufallsmord oder eine Drogensache.«

»Es scheint nicht besonders gerecht, mir die Schuld daran zu geben.«

»Gottverdammte, Dex«, sagte sie und legte auf.

Das Frühstücksfernsehen verschwendete volle neunzig Sekunden auf die schockierende Entdeckung der verwüsteten Leiche. Channel 7 hatte die besten Adjektive.

Aber niemand wusste mehr als die Zeitungen. Sie sendeten Zorn, und die grimmige Erwartung einer Katastrophe schaffte es sogar in den Wetterbericht, aber ich bin überzeugt, dass das zum größten Teil an dem Mangel an Bildern lag.

Ein weiterer wunderschöner Tag in Miami. Zerstückelte Leichen und Niederschlagswahrscheinlichkeit am Nachmittag. Ich zog mich an und fuhr zur Arbeit.

Zugegeben, für meinen frühen Aufbruch ins Büro hatte ich wenig edle Gründe, und ich motzte sie auf, indem ich an einer Bäckerei hielt. Ich kaufte zwei Berliner, eine Apfeltasche und eine Zimtschnecke in der Größe meines Ersatzreifens. Ich aß die Apfeltasche und einen der Berliner, während ich vergnügt durch den mörderischen Verkehr steuerte. Ich weiß auch nicht, warum ich straflos so viel Schmalzgebäck essen kann. Ich nehme weder zu noch bekomme ich Pickel, und obwohl das ungerecht scheint, kann ich mich wirklich nicht beklagen. Ich gehöre zu den Gewinnern der Genlotterie: schneller Stoffwechsel, Größe und Kraft, die mir sämtlich bei meinem Hobby von Nutzen sind. Und man hat mir gesagt, ich sei kein übler Anblick, was meiner Ansicht nach als Kompliment gemeint war.

Außerdem benötige ich nicht viel Schlaf, was mir an diesem Morgen sehr gelegen kam. Ich hatte gehofft, noch vor Vince Masuoka bei der Arbeit einzutreffen, und scheinbar hatte es geklappt. Als ich, mit meiner weißen Papiertüte in der Hand zur Tarnung, in das Gebäude kam, war sein Büro dunkel – aber mein Besuch hatte nichts mit Doughnuts zu tun. Ich durchsuchte rasch seinen Arbeitsplatz auf der Suche nach dem verräterischen Beweiskarton mit der Aufschrift »JAWORSKI« und dem Datum von gestern.

Ich fand ihn und nahm hastig ein paar Gewebeproben heraus. Es waren reichlich da. Ich streifte ein Paar Latexhandschuhe über und innerhalb weniger Augenblicke hatte ich die Proben auf meinen sauberen Reagenzträger gepresst. Mir war bewusst, wie dumm es war, ein weiteres

Risiko einzugehen, aber ich musste meinen Reagenzträger haben.

Ich hatte ihn gerade in einem Ziploctütchen verstaut, als ich ihn hinter mir hereinkommen hörte. Hastig legte ich alles an Ort und Stelle zurück und wirbelte zur Tür herum, gerade als er eintrat und mich sah.

»Mein Gott«, sagte ich. »Du bewegst dich ja leise. Also hast du doch eine Ninja-Ausbildung gehabt.«

»Ich habe zwei ältere Brüder«, antwortete Vince. »Das kommt aufs Gleiche raus.«

Ich hielt die weiße Papiertüte hoch und verneigte mich. »Meister, ich bringe ein Geschenk.«

Er betrachtete neugierig die Tüte. »Möge Buddha dich segnen, Grashüpfer. Was ist es?«

Ich warf ihm die Tüte zu. Sie prallte gegen seine Brust und fiel zu Boden. »So viel zur Ninja-Ausbildung«, bemerkte ich.

»Mein fein abgestimmter Körper braucht Kaffee, um reibungslos zu funktionieren«, behauptete Vince, während er sich hinunterbeugte, um die Tüte zu bergen.

»Was ist hier drin? Das tut weh.« Er langte stirnrunzelnd in die Tüte. »Wehe, das sind Leichenteile.« Er zog die riesige Zimtschnecke heraus und beäugte sie.

»Ay, caramba. Mein Dorf wird in diesem Jahr nicht hungern. Wir sind sehr dankbar, Grashüpfer.« Er verneigte sich mit hochgehaltenem Gebäck. »Eine zurückgezahlte Schuld ist ein Segen für uns alle, mein Kind.«

»Wenn das so ist«, erwiderte ich. »Hast du den Vorgangsordner über den, den sie gestern Abend an der Old Cutler Road entdeckt haben?«

Vince biss ein großes Stück von der Schnecke ab. Auf seinen Lippen glitzerte die Glasur, während er langsam kaute. »Mmmm«, sagte er und schluckte. »Fühlen wir uns ausgeschlossen?«

»Falls du mit wir Deborah meinst, ja, tun wir«, erwiderte ich. »Ich habe ihr versprochen, einen Blick für sie in die Akte zu werfen.«

»Gum«, sagte er, den Mund voller Gebäck. »Wenschn isch ne Menn Buud da.«

»Vergebt mir, Meister«, sagte ich. »Eure Sprache klingt fremd in meinen Ohren.«

Er kaute und schluckte. »Ich habe gesagt, wenigstens ist diesmal eine

Menge Blut da. Aber du bist immer noch das Mauerblümchen. Sie haben Bradley angefordert.«

»Kann ich die Akte sehen?«

Er biss ab. »Er bebd nusch ...«

»Wie wahr. Und im Klartext?«

Vince schluckte. »Ich habe gesagt, er lebte noch, als sein Bein abgetrennt wurde.«

»Menschliche Wesen sind außerordentlich robust, nicht wahr?«

Vince stopfte sich das gesamte Teilchen in den Mund und zog die Akte heraus, reichte sie mir herüber und biss gleichzeitig ein großes Stück von dem Berliner ab. Ich griff nach dem Ordner.

»Ich werde jetzt verschwinden«, verabschiedete ich mich. »Bevor du wieder zu reden versuchst.«

Er zog den Berliner aus dem Mund. »Zu spät«, sagte er.

Ich ging langsam zurück zu meinem kleinen Büroverschlag, während ich den Inhalt der Akte überflog. Gervasio Cesar Martez hatte die Leiche entdeckt. Seine Aussage war oben aufgeheftet. Er war ein Sicherheitsmann, Angestellter bei Sago Security System. Er arbeitete seit vierzehn Monaten für sie und war nicht vorbestraft.

Martez hatte die Leiche um zirka 22:17 Uhr abends entdeckt und sofort die Umgebung abgesucht, bevor er die Polizei rief. Er wollte den *Pendejo* schnappen, der das getan hatte, weil niemand so etwas tun sollte und sie es getan hatten, während er, Gervasio, Dienst hatte. Das war, als wenn sie es ihm angetan hätten, verstehen Sie? Deshalb wollte er das Ungeheuer persönlich schnappen.

Aber das war nicht möglich gewesen. Er hatte keine Spur des Täters gefunden, nirgends, und so hatte er die Polizei gerufen.

Der arme Mann hatte es persönlich genommen. Ich teilte seinen Zorn. Solche Brutalität sollte verboten werden.

Selbstverständlich war ich sehr dankbar, dass sein Ehrgefühl mir Zeit zum Entkommen verschafft hatte. Und ich hatte Moral immer für nutzlos gehalten.

Ich bog um die Ecke in mein kleines dunkles Zimmer und lief LaGuerta direkt in die Arme. »Ha«, sagte sie. »Sie können nicht besonders gut sehen.« Aber sie rührte sich nicht.

»Ich bin kein Morgenmensch«, erklärte ich. »Meine Biorhythmen befinden sich bis mittags auf dem Tiefpunkt.«

Sie sah mich aus einem Zoll Entfernung an. »Auf mich wirken sie ganz okay«, sagte sie.

Ich glitt um sie herum an meinen Schreibtisch. »Kann ich der erhabenen Majestät von Recht und Gesetz heute Morgen ein wenig behilflich sein?«, erkundigte ich mich.

Sie starrte mich an. »Sie haben eine Nachricht«, sagte sie. »Auf dem Anrufbeantworter.«

Ich schaute zu dem Gerät hinüber. Stimmt genau, das Lämpchen blinkte. Diese Frau war wirklich eine Detektivin.

»Irgendein Mädchen«, sagte LaGuerta. »Sie klang irgendwie verschlafen und glücklich. Haben Sie eine Freundin, Dexter?«

Die befremdliche Andeutung einer Herausforderung lag in ihrer Stimme.

»Sie wissen doch, wie es ist«, sagte ich. »Frauen sind heutzutage so dreist, und wenn man so hübsch ist wie ich, verlieren sie völlig den Kopf.« Vielleicht eine etwas unglückliche Wortwahl; während ich es sagte, musste ich an den Frauenkopf denken, der vor gar nicht so langer Zeit nach mir geworfen worden war.

»Passen Sie auf«, sagte La Guerta. »Früher oder später wird eine kleben bleiben.« Ich hatte keinen blassen Schimmer, wovon sie sprach, aber es war eine sehr beunruhigende Vorstellung.

»Da haben Sie sicher Recht«, sagte ich. »Und bis dahin, *carpe diem*.«

»Was?«

»Das ist Latein«, sagte ich. »Es bedeutet, beklage dich bei Tageslicht.«

»Was wissen Sie über die Sache von gestern Abend?«, fragte sie plötzlich.

Ich hielt die Akte hoch. »Ich schau sie mir gerade an.«

»Es ist nicht derselbe«, sagte sie stirnrunzelnd. »Egal was diese Arschlöcher von Reportern behaupten. McHale ist schuldig. Er hat gestanden. Das war jemand anders.«

»Ich nehme an, es scheint ein bisschen viel für einen Zufall«, sagte ich. »Zwei brutale Mörder gleichzeitig.«

LaGuerta zuckte die Achseln. »Wir sind in Miami, was erwarten die denn? Solche Typen machen hier Urlaub. Da draußen laufen eine Menge Bösewichte rum. Ich kann nicht alle schnappen.«

In Wahrheit konnte sie nicht mal einen schnappen, es sei denn, er warf sich von einem Gebäude direkt in den Fahrersitz ihres Autos, aber es schien nicht der geeignete Augenblick, dies zu erwähnen. LaGuerta trat näher und schnippte mit einem dunkelroten Fingernagel gegen den Ordner. »Sie müssen hier drin etwas für mich finden, Dexter. Um zu beweisen, dass es nicht derselbe war.«

Mir ging ein Licht auf. Sie wurde unter Druck gesetzt, vermutlich von Captain Matthews, einem Mann, der glaubte, was in den Zeitungen stand, solange sie seinen Namen richtig schrieben. Und sie brauchte Munition, um zurückzuschlagen. »Natürlich war es nicht derselbe«, versicherte ich ihr. »Aber warum kommen Sie zu mir?«

Sie starrte mich einen Moment unter halb geschlossenen Lidern an, ein merkwürdiger Effekt. Ich glaubte, diesen Blick in einigen der Filme gesehen zu haben, in die Rita mich geschleift hatte, aber warum LaGuerta ihn aufsetzte, konnte ich mir beim besten Willen nicht erklären.

»Ich lasse Sie bei der 24-Stunden-Besprechung mitmachen«, sagte sie. »Auch wenn Doakes Sie am liebsten tot sehen würde. Ich Sorge dafür, dass Sie bleiben können.«

»Vielen herzlichen Dank.«

»Weil Sie manchmal eine Eingebung haben. Bei Serien-morden. Das sagen alle. Dexter hat manchmal eine Eingebung.«

»Ach, wirklich?«, sagte ich. »Ich habe doch nur ein oder zwei Mal gut geraten.«

»Und ich brauche jemanden im Labor, der etwas finden kann.«

»Warum fragen Sie dann nicht Vince?«

»Er ist nicht so gerissen«, sagte sie. »Sie finden etwas.«

Sie stand immer noch unangenehm nah vor mir, so nah, dass ich ihr Shampoo riechen konnte. »Ich werde etwas finden«, sagte ich.

Sie nickte in Richtung Anrufbeantworter. »Werden Sie zurückrufen? Sie haben keine Zeit, um Muschis hinterherzujagen.«

Sie war noch immer nicht zurückgewichen, und ich brauchte einen Moment, bevor mir klar wurde, dass sie die Nachricht auf dem Gerät meinte. Ich schenkte ihr mein bestes diplomatisches Lächeln. »Ich glaube, sie jagt mich, Detective.«

»Ha. Sie haben mich verstanden.« Sie bedachte mich mit einem langen

Blick, dann drehte sie sich um und ging hinaus.

Ich weiß nicht, warum, aber ich beobachtete ihren Abgang. Ich konnte an nichts anderes denken. Kurz bevor sie um die Ecke aus meinem Blickfeld verschwand, strich sie ihren Rock über den Hüften glatt, drehte sich um und sah mich an. Dann war sie fort, auf in Richtung der unergründlichen Mysterien der Mordermittlungsdiplomatie.

Und ich? Der teure, trottelige Dexter? Was blieb mir übrig? Ich sank in meinen Bürostuhl und drückte die Abspieltaste meines Anrufbeantworters. »Hi, Dexter. Ich bin's.« Na klar. Und so seltsam es war, die langsame, leicht heisere Stimme, die wie ich klang, gehörte Rita. »Mmm ... ich denke an gestern Abend. Ruf mich an, mein Herr.« Wie LaGuerta sehr richtig beobachtet hatte, klang sie irgendwie müde und glücklich. Offensichtlich hatte ich jetzt eine richtige Freundin.

Wo würde dieser Wahnsinn enden?

Ich saß eine Weile einfach so da und dachte über die grausame Ironie des Schicksals nach. Nach so vielen Jahren einsamer Selbstständigkeit wurde ich plötzlich aus allen Richtungen von hungrigen Frauen gejagt. Deb, Rita, LaGuerta – sie konnten anscheinend nicht mehr ohne mich leben. Doch die einzige Person, mit der ich ein wenig Qualitätszeit verbringen wollte, hielt sich bedeckt und hinterließ Barbiepuppen in meinem Gefrierfach. War das fair?

Ich steckte die Hand in die Tasche und spürte den kleinen Glasstreifen warm und trocken in seinem Ziploctütchen.

Einen Moment lang fühlte ich mich besser. Wenigstens unternahm ich etwas. Schließlich hatte das Leben keine andere Verpflichtung als interessant zu sein, was es momentan mit Sicherheit war. »Interessant« war noch untertrieben. Ich würde ein Jahr meines Lebens opfern, um mehr über dieses schwer fassbare Irrlicht herauszufinden, das mich mit seiner eleganten Arbeit so gnadenlos piesackte. Tatsächlich hätte ich mit meinem kleinen Jaworski-Zwischenspiel beinahe mehr als ein Jahr geopfert.

Ja, es war mit Sicherheit interessant. Und sagte man im Department wirklich, dass ich ein Händchen für Serienmorde hatte? Das war sehr beunruhigend. Es bedeutete, dass meine sorgfältige Tarnung jederzeit auffliegen konnte. Ich war bei zu vielen Gelegenheiten zu gut gewesen. Das konnte sich zum Problem entwickeln. Aber was konnte ich tun? Mich eine Weile dumm stellen? Ich war nicht sicher, ob ich wusste, wie das ging, selbst nach so vielen Jahren eingehender Beobachtung.

Ach, nun gut. Ich schlug die Jaworski-Akte auf, der arme Mann. Nachdem ich eine Stunde darin gelesen hatte, gelangte ich zu einer Reihe von Schlussfolgerungen. Die erste und wichtigste lautete, ich würde noch einmal davonkommen, trotz der unverzeihlichen, schludrigen Spontaneität der Ausführung. Und zweitens – vielleicht bestand eine Möglichkeit, dass Deborah davon profitieren konnte. Falls sie beweisen konnte, dass dies das Werk unseres wahren Künstlers war und LaGuerta an der Nachahmertheorie festhielt, konnte sich Deborah im Handumdrehen von jemandem, dem sie nicht mal den Kaffeedienst anvertrauten, in den Liebling des Monats

verwandeln. Selbstverständlich war es nicht wirklich die Arbeit desselben Mannes, aber das schien an diesem Punkt ein äußerst kleinlicher Einwand.

Und da ich ohne jeden Zweifel wusste, dass man in naher Zukunft noch mehr Leichen finden würde, musste ich mir darüber keine Gedanken machen.

Und gleichzeitig hatte ich natürlich die lästige Detective LaGuerta mit ausreichend Seil zu versorgen, an dem sie sich aufhängen konnte. Was mir, wie mir auffiel, auch in persönlicher Hinsicht sehr gelegen kommen würde. In die Ecke getrieben und als Idiotin hingestellt, würde LaGuerta natürlich versuchen, die Schuld jenem schwachsinnigen Labortechniker in die Schuhe zu schieben, dessen Ergebnisse sie zu falschen Schlussfolgerungen verleitet hatten – dem dumpfen, dummen Dexter. Und daraufhin würde mein Ansehen in der dringend gewünschten Mittelmäßigkeit versinken. Selbstverständlich wäre mein Job nicht gefährdet, da ich zum Auswerten von Blutspuren eingestellt war, nicht, um Täterprofile zu erstellen. Wenn alles funktionierte, stand LaGuerta als die Schwachsinnige da, die sie war, und Deborahs Aktien würden noch weiter steigen.

Entzückend, wenn sich eins so schön ins andere fügt. Ich rief Deborah an. Ich traf sie am nächsten Tag um halb eins in einem kleinen Restaurant wenige Blocks nördlich des Flughafens.

Es lag in einer kleinen Geschäftsstraße, eingeklemmt zwischen einem Autoersatzteilhandel und einem Waffengeschäft. Es war ein Ort, den wir beide gut kannten, nicht zu weit entfernt vom Polizeipräsidium, und man konnte hier die besten kubanischen Sandwiches der Welt kaufen.

Das mag vielleicht unwichtigerscheinen, aber ich versichere Ihnen, es gibt Augenblicke, in denen es nur ein *medianoche* sein darf und in diesen Momenten ist das *Café Relampago* der einzige Ort, wo man es holen sollte. Die Morgans waren hier seit 1974 Gäste.

Jedenfalls hatte ich das Gefühl, eine kleine Aufmunterung wäre angesagt – wenn schon keine richtige Feier, dann wenigstens eine Anerkennung, dass die Lage sich langsam besserte. Vielleicht war ich auch nur so beschwingt, weil ich bei meinem lieben Freund Jaworski ein wenig Dampf abgelassen hatte, aber jedenfalls fühlte ich mich unbeschreiblich gut. Ich bestellte sogar ein *batido de mame*, einen einzigartigen, kubanischen Milchshake, der nach einer Kombination aus Wassermelone, Pfirsich und Mango schmeckte. Deb

war selbstverständlich nicht in der Lage, meine irrational gute Laune zu teilen. Sie sah aus, als hätte sie die Gesichtszüge großer Fische studiert, extrem verdrießlich und mit hängenden Mundwinkeln.

»Bitte, Deborah«, flehte ich sie an. »Wenn du nicht aufhörst, wird dein Gesicht so bleiben. Die Leute werden dich für depressiv halten.«

»Mit Sicherheit werden sie mich nicht für einen Cop halten«, sagte sie. »Weil ich bald keiner mehr sein werde.«

»Unsinn«, sagte ich. »Habe ich dir nicht ein Versprechen gegeben?«

»Ja, klar. Und du hast auch versprochen, dass es funktionieren würde. Aber du hast nichts über die Blicke gesagt, die Captain Matthews mir zuwirft.«

»O Deb«, sagte ich. »Er *sieht* dich an? Das tut mir aber Leid.«

»Verpiss dich, Dexter. Du warst nicht dabei und es ist nicht dein Leben, das in die Brüche geht.«

»Ich habe dir gesagt, dass es eine Zeit lang hart sein würde, Deb.«

»Nun, zumindest damit hattest du Recht. Matthews zufolge stehe ich kurz vor der Suspendierung.«

»Aber er hat dir erlaubt, dich in deiner Freizeit damit zu beschäftigen?«

Sie schnaubte. »Er hat gesagt: ›Ich kann Sie nicht davon abhalten, Morgan. Aber ich bin sehr enttäuscht. Und ich frage mich, was Ihr Vater wohl dazu gesagt hätte.««

»Und hast du ihm gesagt: ›Mein Vater hätte den Fall nie mit dem falschen Mann im Gefängnis abgeschlossen?««

Sie sah überrascht auf. »Nein«, sagte sie. »Aber ich habe es gedacht. Woher wusstest du das?«

»Aber du hast es nicht *ausgesprochen*, oder, Deborah?«

»Nein«, sagte sie.

Ich schob ihr Glas zu ihr hinüber. »Trink ein bisschen *mame*, Schwester. Die Lage bessert sich.«

Sie sah mich an. »Bist du sicher, dass du nicht einfach nur an meinem Strick drehst?«

»Niemals, Deborah. Wie könnte ich?«

»Mühelos.«

»Wirklich, Schwesterherz. Du musst mir vertrauen.«

Sie hielt meinen Blick einen Moment fest, dann sah sie zu Boden. Sie hatte ihren Shake noch gar nicht angerührt, wirklich eine Schande. Sie waren sehr

gut. »Ich vertraue dir. Aber ich schwöre bei Gott, ich weiß nicht warum.« Sie sah wieder zu mir herüber, ein seltsamer Ausdruck flackerte über ihr Gesicht. »Und manchmal glaube ich wirklich, ich sollte es nicht, Dexter.«

Ich bedachte sie mit meinem besten, beruhigenden Großer-Bruder-Lächeln. »Innerhalb der nächsten zwei oder drei Tage wird etwas passieren, ich verspreche es dir.«

»Das kannst du nicht wissen«, sagte sie.

»Ich weiß, dass ich das nicht kann, Deb. Aber ich weiß es. Das tue ich wirklich.«

»Und warum klingst du dann so glücklich?«

Weil die Vorstellung mich glücklich machte. Weil der Gedanke daran, mehr von diesen blutleeren Wundern zu sehen, mich glücklicher machte als alles andere, was ich mir vorstellen konnte. Doch selbstverständlich war dies keine Einstellung, die Deborah teilen konnte, deshalb behielt ich sie für mich. »Weil ich mich natürlich für dich freue.«

Sie schnaubte. »Stimmt, das habe ich vergessen«, sagte sie. Aber wenigstens trank sie einen Schluck von ihrem Shake.

»Hör mal«, sagte ich. »Entweder hat LaGuerta Recht ...«

»Was bedeuten würde, dass ich tot und angeschissen bin.«

»... *oder* LaGuerta irrt sich, und du bist eine lebende Jungfrau. Kannst du mir folgen, Schwester?«

»Mmmm«, erwiderte sie bemerkenswert mürrisch, wenn man bedachte, wie geduldig ich war.

»Würdest du darauf wetten, dass LaGuerta Recht hat? Egal, wobei?«

»Vielleicht, was Mode angeht«, sagte sie. »Sie zieht sich wirklich nett an.«

Die Sandwiches wurden serviert. Der Kellner knallte sie griesgrämig auf den Tisch und zog sich wortlos hinter den Tresen zurück. Trotzdem waren es sehr gute Sandwiches. Ich weiß nicht, warum sie besser als alle anderen *medianoches* der Stadt waren, aber so war es; das Brot war außen knusprig und innen weich, das Gleichgewicht von Schweinefleisch und Pickles war genau richtig, der Käse perfekt geschmolzen – die reine Glückseligkeit. Ich biss hinein. Deborah spielte mit dem Strohalm in ihrem Shake.

Ich schluckte. »Deb, wenn meine bestechende Logik dich nicht aufheitern kann und auch keins von Relampagos Sandwiches, dann ist es zu spät. Du bist bereits tot.«

Sie sah mich mit ihrem Therapiekandidaten-Lächeln an und biss von ihrem Sandwich ab. »Es ist sehr gut«, sagte sie ausdruckslos. »Siehst du, wie ich heiterer werde?«

Das arme Ding war nicht überzeugt, ein schrecklicher Schlag für mein Ego. Aber immerhin hatte ich sie zu einem traditionellen Morgan-Festessen eingeladen. Und ich hatte ihr wundervolle Neuigkeiten erzählt, auch wenn sie diese nicht als solche erkannte. Wenn all das sie nicht zum Lächeln bringen konnte – nun, wirklich. Man konnte von mir nicht erwarten, alles selbst zu machen.

Aber eine kleinere Sache konnte ich noch erledigen, das Füttern von LaGuerta – keine ganz so schmackhafte Angelegenheit wie Relampagos Sandwiches, aber auf seine eigene Art köstlich. Und so stattete ich der guten Dame an diesem Nachmittag einen Besuch in ihrem Büro ab, einem reizenden kleinen Kabuff in der Ecke eines riesigen Raums, in dem ein weiteres halbes Dutzend solcher Kabuffs untergebracht war. Ihres war selbstverständlich das eleganteste, an der Bespannung der Trennwände hingen mehrere sehr geschmackvolle Fotografien von ihr und irgendwelchen Berühmtheiten. Ich erkannte Gloria Estefan, Madonna und Jorge Mas Canosa. Auf dem Schreibtisch gegenüber der jadegrünen, mit Leder eingefassten Schreibunterlage stand ein eleganter grüner Federhalter aus Onyx mit eingelassener Quarzuhr.

Als ich eintrat, hing LaGuerta am Telefon und sprach in rasend schnellem Spanisch. Sie schaute hoch, sah mich an, ohne mich zu erkennen, und schaute wieder weg.

Aber nur einen Augenblick später sah sie mich wieder an. Dieses Mal musterte sie mich gründlich, runzelte die Stirn und sagte: »Ta luo«, kubanisch für »hasta luego«.

Sie legte auf und fuhr fort, mich zu mustern.

»Was haben Sie für mich?«, fragte sie schließlich.

»Frohe Kunde«, versicherte ich ihr.

»Falls das gute Nachrichten bedeutet, ich kann's gebrauchen.«

Ich angelte mit dem Fuß nach einem Klappstuhl und zog ihn in ihr Kabuff. »Es besteht kein Zweifel«, sagte ich, während ich mich auf den Klappstuhl setzte, »dass der richtige Mann im Gefängnis sitzt. Der Mord in der Old Cutler wurde von einem anderen begangen.«

Sie sah mich einen Moment lang nur an. Ich fragte mich, ob sie so lange zur Datenverarbeitung und Reaktion brauchte. »Sie können das beweisen?«, fragte sie mich endlich. »Mit Sicherheit?«

Selbstverständlich konnte ich das beweisen, aber ich würde es nicht tun, gleichgültig, wie gut Geständnisse für die Seele sein mochten. Stattdessen ließ ich den Ordner auf ihren Schreibtisch fallen. »Die Fakten sprechen für sich«, sagte ich. »Es steht völlig außer Frage.« Natürlich stand es völlig außer Frage, wie ich nur zu gut wusste. »Schauen Sie ...«, forderte ich sie auf und zog ein Blatt mit sorgfältig ausgewählten Vergleichen heraus, die ich getippt hatte. »Erstens, das Opfer ist männlich. Alle anderen waren Frauen. Dieses Opfer wurde jenseits der Old Cutler entdeckt. Alle Opfer McHales fand man beim Tamiami Trail. Dieses Opfer war relativ intakt, und der Fundort ist mit dem Tatort identisch. McHales Opfer wurden vollständig zerlegt und an einem anderen Ort entsorgt.«

Ich fuhr fort, und sie hörte aufmerksam zu. Die Liste war gut. Ich hatte mehrere Stunden damit verbracht, mir die offensichtlichsten, haarsträubendsten, erkennbar idiotischsten Vergleiche auszudenken, und ich muss sagen, ich hatte gute Arbeit geleistet. Sie schluckte alles. Selbstverständlich bekam sie zu hören, was sie hören wollte.

»Zusammengefasst«, erläuterte ich, »trägt dieser neue Mord alle Anzeichen eines Vergeltungsmordes, vermutlich im Zusammenhang mit Drogen. Der Typ im Gefängnis hat die anderen Morde begangen, und damit ist es absolut positiv und hundertprozentig für immer aus und vorbei. Es wird niemals wieder passieren. Der Fall ist abgeschlossen.« Ich ließ den Ordner auf ihren Tisch fallen und reichte ihr meine Liste.

Sie nahm das Blatt entgegen und sah es sich lange an. Sie runzelte die Stirn. Ihr Blick wanderte mehrmals die Seite auf und ab. Ihr Mundwinkel zuckte. Dann legte sie es auf den Tisch unter einen schweren Briefbeschwerer aus grüner Jade.

»Okay«, sagte sie und rückte den Briefbeschwerer zurecht, bis er mit der Kante ihrer Schreibunterlage eine gerade Linie bildete. »Okay. Sehr gut. Das sollte helfen.« Sie sah mich an, ihr konzentriertes Stirnrunzeln saß noch immer festgetackert an Ort und Stelle, dann lächelte sie plötzlich. »Okay. Danke, Dexter.« Ihr Lächeln war so unerwartet und aufrichtig, dass ich, besäße ich eine Seele, mit Sicherheit ein schlechtes Gewissen bekommen

hätte.

Sie stand immer noch lächelnd auf, und bevor ich mich zurückziehen konnte, hatte sie ihre Arme um meinen Hals geschlungen und umarmte mich. »Ich weiß es wirklich zu schätzen«, sagte sie. »Ich bin Ihnen wirklich *sehr* – dankbar.« Und sie rieb ihren Körper auf eine Weise an meinem, die man nur als einladend bezeichnen konnte. Es stand doch sicher außer Frage – ich meine, sie war doch eine Hüterin der öffentlichen Moral, und hier, direkt in der Öffentlichkeit –, und selbst in der Zurückgezogenheit eines Bankgewölbes wäre ich nicht daran interessiert gewesen, ihren Körper an meinem zu spüren.

Die Tatsache gar nicht zu erwähnen, dass ich ihr soeben ein Seil in der Hoffnung überreicht hatte, sie möge sich daran aufhängen; wohl kaum eine Sache, die man feierte, indem man – also wirklich, war denn alle Welt verrückt geworden? Was ist los mit den Menschen? Denken sie denn nie an etwas anderes? Mit einem Gefühl aufkommender Panik versuchte ich mich von ihr zu lösen. »Bitte Detective ...«

»Nenn mich Migdia«, sagte sie, umklammerte mich fester, rieb sich stärker an mir. Sie griff mit der Hand nach unten an meine Hose, und ich sprang zurück. Das Gute daran war, dass es mich von der amourösen Dame befreite. Leider wurde sie dabei zur Seite geschleudert, stieß mit der Hüfte gegen den Schreibtisch, stolperte über ihren Stuhl und landete unsanft auf dem Fußboden.

»Ich, äh ... ich muss wirklich wieder an die Arbeit«, stammelte ich. »Ich hab was Wichtiges, äh ...« Ich konnte jedoch an nichts Wichtigeres denken, als um mein Leben zu rennen, deshalb schob ich mich aus dem Kabuff und ließ sie hinter mir her starrend zurück.

Es schien kein besonders freundliches Starren zu sein.

Als ich erwachte, stand ich am Waschbecken, das Wasser lief. Ich erlebte einen Augenblick völliger Panik, war vollkommen orientierungslos, mein Herz raste, meine verkrusteten Lider flatterten bei dem Versuch, mich zurechtzufinden. Der Ort war falsch. Das Waschbecken sah nicht richtig aus. Ich war nicht einmal sicher, wer ich war. Im Traum hatte ich vor meinem Waschbecken mit laufendem Wasserhahn gestanden, aber es war nicht dieses Waschbecken gewesen. Ich hatte meine Hände geschrubbt, mit der Seife daran gerubbelt, meine Haut von jedem noch so mikroskopisch kleinen Fleck schauderhaften roten Bluts gereinigt, mit Wasser, das so heiß war, dass meine Haut rosa wurde, frisch und antiseptisch. Und die Hitze des Wassers war nach der Kälte des Raums, den ich soeben verlassen hatte, umso schmerzhafter; dem Mordzimmer, dem Raum trockenen und sorgsamem Schneidens.

Ich drehte den Wasserhahn ab und stand einen Augenblick lang schwankend vor dem kühlen Becken. Alles hatte viel zu real gewirkt, zu wenig wie irgendein Traum, an den ich mich erinnern konnte. Und ich konnte mich so deutlich an den Raum erinnern. Ich konnte ihn vor mir sehen, wenn ich die Augen schloss.

Ich stehe über der Frau, beobachte ihr Zucken und Aufbäumen gegen die Fesseln, die sie halten, sehe, wie das Grauen in ihren trüben Augen aufsteigt, sehe, wie es zu Hoffnungslosigkeit verblüht, und ich spüre, wie eine große Welle des Staunens mich überspült, meinen Arm hinunterrinnt bis zu dem Messer. Und als ich das Messer hebe, um anzufangen – *doch das ist nicht der Anfang. Unter dem Tisch liegt eine andere, bereits trocken und sauber eingewickelt.*

Und in der gegenüberliegenden Ecke ist noch eine, die in hoffnungslosem, schwarzem Entsetzen darauf wartet, bis die Reihe an ihr ist, anders als alles, was ich bisher erlebt habe, doch irgendwie vertraut und notwendig, diese Aufgabe aller anderen Möglichkeiten, so vollständig, dass es mich mit sauberer und reiner Energie überspült, die verführerischer ist, als – Drei.

Diesmal sind es drei.

Ich schlug die Augen auf. Der Spiegel zeigte mein Bild.

Hallo Dexter. Geträumt, alter Junge? Spannend, nicht wahr? Drei, he? Aber nur ein Traum. Nicht mehr. Ich lächelte mich an. Probierte meine Gesichtsmuskulatur aus, nicht überzeugt. Und so hinreißend es auch gewesen war, jetzt war ich wach, und mir war außer einem Kater und feuchten Händen nichts geblieben.

Was ein angenehmes Zwischenspiel meines Unterbewusstseins hätte sein sollen, brachte mich zum Zittern, verunsicherte mich. Die Vorstellung, mein Verstand könnte sich aus dem Staub gemacht und es mir überlassen haben, die Rechnung zu begleichen, erfüllte mich mit Entsetzen. Ich dachte an die drei sorgsam vorbereiteten Playmates und wollte zu ihnen zurückkehren und fortfahren. Ich dachte an Harry und wusste, dass ich es nicht durfte. Ich wurde zwischen Traum und Erinnerung hin und her gerissen und wusste nicht, was von beidem bezwingender war.

Das war kein Spaß mehr. Ich wollte mein Gehirn zurück.

Ich trocknete mir die Hände und ging wieder zu Bett, aber für den teuren, traumatisierten Dexter gab es in dieser Nacht keinen Schlaf mehr. Ich lag einfach auf dem Rücken und beobachtete die dunklen Lachen, die über die Decke wanderten, bis um viertel vor sechs das Telefon klingelte.

»Du hast Recht behalten«, sagte Deb, als ich abnahm.

»Ein wunderbares Gefühl«, sagte ich, wobei ich mich anstrengen musste, wie mein altes strahlendes Selbst zu klingen. »Womit denn?«

»Mit allem«, erklärte Deb. »Ich stehe an einem Tatort am Tamiami Trail. Und rat mal was?«

»Ich hatte Recht?«

»Er war es, Dexter. Er muss es gewesen sein. Und es ist verdammt viel spritziger.«

»Inwiefern spritziger, Deb?«, fragte ich, während ich dachte, *drei Leichen*, darauf hoffte, dass sie es nicht sagte und die erregende Gewissheit empfand, dass sie es tun würde.

»Es scheint sich um multiple Opfer zu handeln«, erwiderte sie.

Es durchfuhr mich wie ein Stromschlag, vom Magen direkt nach oben, als hätte ich eine Batterie verschluckt.

Aber ich gab mir große Mühe, mit einer meiner typischen Schlaumeier-Bemerkungen zu antworten.

»Das ist wunderbar, Deb. Du redest wie ein Polizeibericht.«

»Ja, klar. Ich habe allmählich das Gefühl, dass ich vielleicht doch mal einen schreiben werde. Ich bin nur froh, dass ich es nicht bei diesem machen muss. Es ist zu unheimlich. LaGuerta hat keine Ahnung, was sie darüber denken soll.«

»Oder wie man denkt. Was ist so unheimlich, Deb?«

»Ich muss gehen«, verabschiedete sie sich abrupt. »Komm her, Dexter. Das musst du dir anschauen.«

Als ich dort eintraf, stand die Menge drei Reihen tief um die Absperrung. Größtenteils Reporter. Es ist immer schwer, sich durch einen Haufen Reporter zu drängen, die Blut witterten. Man sollte es nicht glauben, im Fernsehen wirken sie stets wie hirnamputierte Waschlappen mit ernsthaften Essstörungen. Aber stellt man sie an eine Polizeiabsperrung, passieren wundersame Dinge.

Sie werden stark, aggressiv, fordernd und sind auf einmal in der Lage, alles und jeden aus dem Weg zu schieben und niederzut trampeln. Ein bisschen so wie in den Geschichten von bejahrten Müttern, die einen Laster hochheben, weil ihr Kind darunter gefangen ist. Diese Kraft stammt aus einer geheimnisvollen Quelle – und ist Blut geflossen, können sich diese magersüchtigen Geschöpfe ihren Weg irgendwie durch alles bahnen.

Selbst ohne ihre Frisur zu gefährden. Glücklicherweise erkannte mich einer der Streifenpolizisten an der Barrikade. »Lasst ihn durch, Leute«, forderte er die Reporter auf. »Lasst ihn durch.«

»Danke, Julio«, grüßte ich den Cop. »Es scheinen jedes Jahr mehr Reporter zu werden.«

Er schnaubte. »Jemand muss sie klonen. Die sehen für mich alle gleich aus.«

Ich schlüpfte unter dem gelben Band durch, und als ich mich auf der anderen Seite aufrichtete, hatte ich plötzlich das komische Gefühl, als hätte jemand mit dem Sauerstoff in der Luft von Miami herumgespielt. Ich stand im Schutt und Schmutz eines Rohbaus. Hier wurde offensichtlich ein vierstöckiges Bürohaus errichtet, die Art, die von kleinen Unternehmen belegt wird. Und während ich langsam in Richtung der Aktivitäten rund um den halb fertigen Bau voranschritt, war ich überzeugt, dass uns nicht der Zufall hierhergeführt hatte.

Dieser Killer überließ nichts dem Zufall. Alles war gewollt, auf die

ästhetische Wirkung abgestellt, dem künstlerischen Bedürfnis unterstellt.

Wir waren auf einem Baugelände, weil es notwendig war. Er machte eine Aussage, wie ich es Deborah angekündigt hatte. *Ihr habt den Falschen*, sagte er. *Ihr habt einen Kretin eingesperrt, weil ihr selbst Schwachköpfe seid. Ihr seid zu dumm, etwas zu erkennen, wenn ich euch nicht mit der Nase darauf stoße; also, hier habt ihr es.*

Aber noch mehr als zu Polizei und Öffentlichkeit sprach er zu mir, quälte mich, neckte mich, indem er einen Abschnitt meiner eigenen hastigen Arbeit zitierte. Er hatte die Leichen zu einem Rohbau gefahren, weil ich Jaworski in einem Rohbau bearbeitet hatte. Er spielte Fangen mit mir, zeigte uns allen, wie gut er war, und verriet einem von uns – mir –, dass er zusah. *Ich weiß, was du getan hast, und ich kann es auch. Besser!* Ich nehme an, ich hätte deshalb ein wenig besorgt sein sollen.

War ich nicht.

Ich war fast ausgelassen, wie ein Schulmädchen, das beobachtet, wie der Kapitän der Footballmannschaft seine Nervosität niederkämpft, um sie um eine Verabredung zu bitten. Du meinst mich? Mich unbedeutendes Persönchen? O Himmel, wirklich? Entschuldigung, ich muss mit den Wimpern klimpern.

Ich holte tief Luft und versuchte daran zu denken, dass ich ein braves Mädchen war und solche Dinge nicht tat.

Aber ich wusste, dass *er* es tat, und ich wollte mit ihm ausgehen. Bitte, Harry?

Auch abgesehen von dem Wunsch, einfach interessante Erfahrungen mit einem neuen Freund zu machen, musste ich diesen Killer finden. Ich musste ihn sehen, mit ihm reden, mir beweisen, dass er real war und dass – Dass was?

Dass er nicht ich war?

Dass ich nicht derjenige war, der so interessante, schreckliche Dinge tat?

Warum sollte ich das annehmen? Es war mehr als dumm; es war der Aufmerksamkeit meines einstmals so stolzen Verstandes nicht wert. Außer – nun, da die Vorstellung einmal darin herumspukte, konnte ich den Gedanken nicht dazu bringen, sich zu setzen und sich zu benehmen. Was, wenn ich wirklich er war? Was, wenn ich diese Dinge irgendwie getan hatte, ohne es zu wissen? Unmöglich natürlich, absolut unmöglich, aber ... Ich erwachte

am Waschbecken und wusch mir nach einem »Traum« Blut von den Händen, in dem ich meine Hände vollständig und begeistert mit Blut beschmiert hatte, während ich Dinge tat, von denen ich gewöhnlich nur träumte. Irgendwoher kannte ich Einzelheiten dieser Morde, Einzelheiten, die ich unmöglich wissen konnte, es sei denn ...

Es sei denn gar nichts. Schluck ein Beruhigungsmittel, Dexter. Fang noch mal von vorn an. Atme, du lächerliches Geschöpf; rein mit der guten Luft, raus mit der schlechten. Es war nicht mehr als ein weiteres Symptom meiner seit neuestem auftretenden Geistesschwäche. Die Belastungen meiner anständigen Lebensführung lösten bei mir eine präsenile Phase aus. Angenommen, ich hatte in den letzten Wochen mehrere Augenblicke menschlicher Dummheit durchlitten. Na und? Das war kein zwingender Beweis für meine Menschlichkeit.

Oder dass ich im Schlaf kreativ gewesen war.

Nein, natürlich nicht. Ganz richtig; es bedeutete nichts dergleichen. Also, äh – was bedeutete es dann? Ich war davon ausgegangen, dass ich einfach verrückt wurde, einige Tassen aus meinem Schrank in den Wertmüll warf. Sehr tröstlich – aber wenn ich zu dieser Annahme bereit war, warum nicht die Möglichkeit zugeben, dass ich eine Reihe entzückender kleiner Überfälle begangen hatte, ohne mich daran zu erinnern, außer in bruchstückhaften Träumen? War Geisteskrankheit wirklich leichter zu akzeptieren als unterbewusstes Handeln? Alles in allem handelte es sich einfach um eine erweiterte Form des Schlafwandels. »Schlafmorden.«

Wahrscheinlich weit verbreitet. Warum nicht? Ich räumte bereits regelmäßig den Fahrersitz meines Bewusstseins, wenn der Dunkle Passagier eine Vergnügungsfahrt unternehmen wollte. Von hier war es kein großer Sprung bis zu dem Einverständnis, dass es sich um dieselbe Sache handelte, nur in leicht veränderter Form. Der Dunkle Passagier ließ sich einfach den Wagen, während ich schlief.

Welche Erklärung konnte es sonst geben? Dass ich im Schlaf astral projizierte und zufällig die gleiche Wellenlänge wie der Killer besaß, weil wir aus einem früheren Leben miteinander verbunden waren? Klar, das klang überzeugend – wenn wir in Südkalifornien wären. In Miami schien es ein wenig dünn. Falls ich also diesen Rohbau betrat und zufällig über drei Leichen stolperte, deren Aufbereitung mir bekannt vorkam, musste ich die

Möglichkeit in Betracht ziehen, dass ich die Botschaft geschrieben hatte. Klang das nicht wesentlich überzeugender als die Vorstellung, ich sei eine Art unbewusster Hotline?

Ich hatte die Außentreppe des Gebäudes erreicht. Ich blieb dort einen Moment an die nackte Betonwand gelehnt stehen und schloss die Augen. Sie war rau und etwas kühler als die Luft. Ich rieb meine Wange daran, ein Gefühl irgendwo zwischen Lust und Schmerz.

Gleichgültig, wie sehr ich mir auch wünschte, hineinzugehen und in Augenschein zu nehmen, was es zu sehen gab, gleichzeitig wollte ich es auf keinen Fall sehen.

Sprich mit mir, flüsterte ich dem Dunklen Passagier zu.

Verrat mir, was du getan hast.

Aber selbstverständlich erhielt ich keine Antwort, abgesehen von dem üblichen distanziert-kühlen Kichern.

Und das war wirklich keine Hilfe. Mir war ein bisschen übel, leicht schwindelig, ich war unsicher, und das Gefühl, Gefühle zu haben, gefiel mir überhaupt nicht. Ich holte drei Mal tief Luft, richtete mich auf und schlug die Augen auf.

Sergeant Doakes stand nur einen Meter von mir entfernt im Treppenhaus, einen Fuß auf der untersten Stufe, und starrte mich an. Sein Gesicht war eine geschnitzte Maske neugieriger Feindseligkeit, wie ein Rottweiler, der einem den Arm ausreißen möchte, aber dennoch milde daran interessiert ist, herauszufinden, wie man wohl schmecken wird. Und in seinem Ausdruck lag etwas, das ich zuvor noch in keinem anderen Gesicht gesehen hatte, außer in meinem Spiegel. Es war eine umfassende und bleibende Leere, die die zeichentrickhafte Scharade menschlichen Lebens durchschaut und die Bildunterschrift gelesen hatte.

»Mit wem reden Sie?«, fragte er mich und zeigte dabei sein strahlendes, gieriges Gebiss. »Haben Sie jemanden da drin?«

Seine Worte und die wissende Art, in der er sie sprach, schnitten direkt durch mich hindurch und ließen meine Eingeweide zu Brei werden. Warum hatte er diese Worte gewählt? Was meinte er mit »da drin«? War es möglich, dass er über den Dunklen Passagier Bescheid wusste? Unmöglich – es sei denn ... Doakes hatte mich erkannt.

So wie ich die Letzte Pflegerin erkannt hatte.

Das Dunkle Innere schickt seinen Ruf über die Leere, wenn es seine eigene Art erblickt. Verbarg auch Sergeant Doakes einen Passagier? Wie konnte das möglich sein? Ein Sergeant der Mord-kommission ein Dexter-düsteres Raubtier? Undenkbar! Aber welche andere Erklärung konnte es geben? Mein Kopf war leer, und ich starrte ihn viel zu lange einfach nur an. Er starrte zurück.

Endlich schüttelte er den Kopf, ohne den Blick von mir abzuwenden. »An einem der nächsten Tage«, sagte er. »Nur du und ich.«

»Ich werde darauf zurückkommen«, erwiderte ich mit aller Heiterkeit, die ich aufbringen konnte. »Wenn Sie mich in der Zwischenzeit entschuldigen würden ...«

Er stand einfach da, blockierte das Treppenhaus und starrte mich an. Aber endlich nickte er andeutungsweise und machte mir Platz. »An einem der nächsten Tage«, wiederholte er, als ich mich an ihm vorbei auf die Treppe zwängte.

Der Schock dieser Begegnung hatte mich unvermittelt aus meinem wehleidigen Gegreine und meinem Bammel gerissen. Selbstverständlich beging ich keine unbewussten Morde. Abgesehen von der absoluten Lächerlichkeit dieser Vorstellung wäre es eine unvorstellbare Verschwendung, zu morden und sich dann nicht zu erinnern. Es musste eine andere Erklärung geben, etwas Einfaches und Logisches. Sicherlich war ich nicht der einzige in Hörweite, der zu dieser Art von Kreativität fähig war. Immerhin befand ich mich in Miami, umgeben von so gefährlichen Geschöpfen wie Sergeant Doakes.

Ich lief rasch die Treppe hoch, das Adrenalin strömte durch meine Adern, und ich fühlte mich fast wieder wie ich selbst. In meinem Gang lag ein gewisses Federn, das nur zum Teil meiner Flucht vor dem guten Sergeant zu verdanken war. Mittlerweile war ich äußerst begierig, den letzten Anschlag auf das öffentliche Wohlergehen zu besichtigen – natürliche Neugier, mehr nicht. Ich würde gewiss keine Fingerabdrücke von mir entdecken.

Ich erklimmte die Stufen zum zweiten Stock. Einige der Rahmen befanden sich schon an Ort und Stelle, aber der größte Teil des Stockwerks hatte keine Zwischenwände.

Als ich vom Absatz in den Hauptkorridor trat, sah ich Angel-keine-Verwandtschaft bewegungslos in einer Ecke kauern. Er hatte die Ellbogen

auf die Knie gestützt, das Gesicht in den Händen geborgen und starrte einfach vor sich hin. Ich blieb stehen und sah ihn erstaunt an.

Es war eines der bemerkenswertesten Dinge, die ich jemals gesehen hatte, ein Spurensicherer der Mordkommission von Miami, der angesichts dessen, was er an einem Tatort vorgefunden hatte, zur Unbeweglichkeit erstarrt war.

Und was er gefunden hatte, war noch interessanter.

Es war eine Szene aus einem düsteren Melodram, ein Vaudeville für Vampire. Genau wie in dem Rohbau, in dem ich Jaworski auseinander genommen hatte, lag dort ein Stapel in Folie geschweißter Wandplatten. Man hatte ihn an die Mauer geschoben, und er wurde von Baulampen und einigen Scheinwerfern beleuchtet, die die Spurensicherung mitgebracht hatte.

Oben auf den Wandplatten stand, wie ein Altar, eine tragbare schwarze Werkbank. Sie war genau in der Mitte platziert, damit das Licht voll darauf traf – oder eher, damit die Lampen das erleuchteten, was oben auf der Werkbank lag.

Selbstverständlich der Kopf einer Frau. In ihrem Mund steckte der Rückspiegel irgendeines Autos oder Lasters, der ihr Gesicht zu einem beinahe komischen Ausdruck der Überraschung verzerrte.

Darüber, etwas weiter links, befand sich ein weiterer Kopf. Der Körper einer Barbiepuppe war unter dem Kinn befestigt worden, so dass es wie ein riesiger Kopf mit einem winzigen Körper aussah.

Auf der rechten Seite war der dritte Kopf. Er war säuberlich an der Wandplatte befestigt, die Ohren waren mit Wandschrauben angeheftet worden. Die Ausstellung wurde von keinerlei Blutlachen verunziert. Die drei Köpfe waren blutleer.

Ein Spiegel, eine Barbie und eine Wandplatte.

Drei Morde. Knochentrocken.

Hallo Dexter.

Es bestand nicht der geringste Zweifel. Die Barbiepuppe bezog sich eindeutig auf die in meinem Gefrierfach. Der Spiegel verwies auf den Kopf auf dem Causeway, und die Wandplatte stand für Jaworski. Entweder war jemand so tief in meinen Verstand eingedrungen, dass er ebenso gut ich sein könnte, oder ich war es wirklich gewesen.

Ich holte langsam und keuchend Luft. Ich war mir ziemlich sicher, dass

mich andere Gefühle bewegten als ihn, aber ich hätte mich am liebsten neben Angel-keine-Verwandtschaft auf den Boden gekauert. Ich brauchte eine Auszeit, um mich daran zu erinnern, wie man denkt, und der Boden schien eine großartige Stelle, um damit anzufangen. Stattdessen bewegte ich mich langsam auf den Altar zu, nach vorn gezogen, als liefe ich auf gut geölten Schienen. Ich konnte weder stehen bleiben noch langsamer gehen oder sonst etwas tun, außer immer näher heranzugehen. Ich konnte nur schauen, staunen und mich darauf konzentrieren, die Luft an die richtigen Stellen zu befördern und wieder auszustoßen. Und allmählich wurde mir bewusst, dass auch in meinem gesamten Umfeld niemand glauben konnte, was er sah.

Im Verlauf meiner Arbeit – ganz zu schweigen von meinem Hobby – hatte ich die Schauplätze von hunderten Morden gesehen, einige von ihnen so grauenhaft und bestialisch, dass sogar ich schockiert war. Und bei jedem einzelnen dieser Morde war die Mannschaft der Polizei von Miami eingetroffen und hatte entspannt und professionell die Arbeit aufgenommen. Bei jedem einzelnen hatte jemand Kaffee geschlürft, nach *pasteles* oder Doughnuts geschickt, Witze gerissen oder getratscht, während er das Blut aufwischte. An jedem einzelnen dieser Mordschauplätze hatte ich eine Gruppe von Menschen gesehen, die von dem Gemetzel so vollkommen unbeeindruckt war, als befände sie sich bei einem Bowlingturnier der Kirchengemeinde.

Bis jetzt.

Dieses Mal war der riesige kahle Betonraum unnatürlich still. Die Beamten und Techniker standen schweigend zu zweit oder dritt beieinander, als hätten sie Angst allein zu sein, und schauten einfach auf das, was am anderen Ende des Raums aufgebaut war. Wenn jemand unabsichtlich ein leises Geräusch machte, zuckten alle zusammen und funkelten den Verursacher wütend an. Die ganze Szene war so absolut komisch befremdlich, dass ich sicherlich laut gelacht hätte, wenn ich nicht wie all die anderen Waschlappen mit Starren beschäftigt gewesen wäre.

Hatte ich das getan?

Es war wunderschön – auf schauderhafte Weise natürlich. Aber dennoch, das Arrangement war perfekt, bezwingend, wunderschön blutleer. Es verriet großen Esprit und einen wundervollen Sinn für Komposition.

Jemand hatte sich großen Mühen unterzogen, um daraus ein wahres Kunstwerk zu machen. Jemand mit Stil, Talent und einem morbiden Sinn für Verspieltheit.

In meinem gesamten Leben war mir nur ein einziger solcher Jemand begegnet.

War dieser Jemand womöglich der tief träumende Dexter?

Ich stellte mich so dicht wie möglich vor das Tableau, ohne es zu berühren und schaute einfach. Noch war der kleine Altar nicht von der Spurensicherung eingestäubt worden; noch hatte man ihn nicht angerührt, obwohl ich annahm, dass bereits Aufnahmen gemacht worden waren. Und oh, wie sehr es mich nach einem dieser Bilder verlangte, um es mit nach Hause zu nehmen. In Posterformat und in voller, blutleerer Farbe.

Falls ich es selbst getan hatte, war ich ein wesentlich besserer Künstler, als ich jemals vermutet hatte. Selbst aus dieser Nähe schienen die Köpfe im Raum zu schweben, über die vergängliche Erde in einer zeitlosen, blutleeren Parodie des Paradieses erhoben, buchstäblich losgelöst von ihren Körpern ...

Ihre Körper: Ich sah mich um. Ich konnte keinerlei Spuren entdecken, kein verräterischer Stapel sorgfältig umhüllter Päckchen. Es gab nur diese Kopfpypamide.

Ich starrte weiter. Nach einer Weile schwamm Vince Masuoka mit offenem Mund und bleichem Gesicht zu mir herüber. »Dexter«, grüßte er kopfschüttelnd.

»Hallo Vince«, sagte ich. Er schüttelte wieder den Kopf. »Wo sind die Körper?«

Er starrte nur einen langen Moment auf die Köpfe.

Dann wandte er mir mit dem Ausdruck verlorener Unschuld das Gesicht zu. »Irgendwo anders«, sagte er.

Ein Klappern an der Treppe brach den Bann. Ich zog mich zurück, als LaGuerta mit ein paar sorgfältig ausgewählten Reportern eintrat – Nick Soundso und Rick Sangre vom lokalen Fernsehsender und Eric der Wikinger, ein auswärtiger, angesehener Zeitungskolumnist.

Einen Moment war der Raum sehr geschäftig. Nick und Eric warfen nur einen Blick hinein und rannten, die Hände vor den Mund gepresst, wieder die Treppe hinunter. Rick Sangre runzelte nachdenklich die Stirn, betrachtete die Lampen und wandte sich dann an LaGuerta.

»Gibt es hier eine Steckdose? Ich muss meinen Kameramann holen«, sagte er.

LaGuerta schüttelte den Kopf. »Sie warten auf die anderen«, sagte sie.

»Ich brauche Bilder«, beharrte Rick Sangre.

Hinter Sangre erschien Sergeant Doakes. Der Reporter schaute sich um und entdeckte ihn. »Keine Bilder«, sagte Doakes. Sangre öffnete den Mund, sah Doakes einen Moment lang an und klappte den Mund dann wieder zu. Einmal mehr hatten die gediegenen Eigenschaften des guten Sergeants die Situation gerettet. Er ging zurück und stellte sich beschützend neben die ausgestellten Körperteile, als wäre es eine Wissenschafts-ausstellung und er der Wärter.

Vom Eingang her war ein unterdrücktes Husten zu vernehmen und Nick Soundso und Eric der Wikinger kehrten zurück, schlurften langsam wie alte Männer die Treppen hoch und zurück in das Stockwerk. Eric vermied es, ans andere Ende der Etage zu blicken. Nick versuchte, nicht hinzusehen, aber sein Kopf wanderte immer wieder zu diesem grauenvollen Anblick, dann riss er ihn rasch herum und konzentrierte sich wieder auf LaGuerta.

LaGuerta begann zu sprechen, und ich näherte mich auf Hörweite. »Ich habe Sie drei hergebeten, damit Sie sich das ansehen, bevor wir der Presse die offizielle Erlaubnis erteilen«, sagte sie.

»Aber wir dürfen uns inoffiziell damit beschäftigen?«, unterbrach Rick Sangre.

LaGuerta ignorierte ihn. »Wir wünschen keine wilden Spekulationen seitens der Presse über das, was hier passiert ist«, sagte sie. »Wie Sie selbst sehen, handelt es sich um ein brutales und bizarres Verbrechen ...« Sie hielt einen Moment inne und sagte dann sehr betont: »MIT NICHTS ZU VERGLEICHEN, WAS WIR JEMALS GESEHEN HABEN.« Man konnte die Großbuchstaben förmlich hören.

Nick Soundso sagte: »Häh« und blickte nachdenklich drein.

Eric der Wikinger verstand augenblicklich. »Wow, warten Sie mal«, sagte er. »Sie behaupten, es handele sich um einen nagelneuen Killer? Eine vollkommen andere Mordserie?«

LaGuerta sah ihn bedeutungsvoll an. »Selbstverständlich ist es zu früh, um mit Sicherheit etwas sagen zu können«, erwiderte sie in selbstsicherem Ton. »Aber wir wollen die Angelegenheit logisch betrachten, ja? Erstens«, sie hielt einen Finger hoch, »haben wir jemanden, der die anderen Morde gestanden hat. Er sitzt im Gefängnis, und wir haben ihn nicht herausgelassen, um das hier zu tun. Zweitens habe ich noch nie etwas

gesehen, was dem hier auch nur annähernd ähnlich gewesen wäre, verstanden? Weil es drei sind und sorgfältig arrangiert, okay?« Gott segne sie, sie hatte es bemerkt.

»Warum darf ich meinen Kameramann nicht holen?«, fragte Rick Sangre.

»Wurde bei einem der anderen Opfer nicht auch ein Spiegel gefunden?«, fragte Eric der Wikinger schwach, während er versuchte, nicht hinzusehen.

»Haben Sie die, äh – identifiziert?«, erkundigte sich Nick Soundso. Sein Kopf begann in Richtung Ausstellungsstück zu wandern, aber er fing sich und wandte sich ruckartig wieder LaGuerta zu. »Handelt es sich bei den Opfern um Prostituierte, Detective?«

»Hören Sie«, sagte LaGuerta, sie klang mittlerweile leicht gereizt, und ihr kubanischer Akzent klang eine Sekunde lang durch. »Lassen Sie mich etwas klarstellen. Es ist mir egal, ob sie Prostituierte sind. Es ist mir egal, ob sie einen Spiegel haben. All das ist mir vollkommen gleichgültig.« Sie holte Luft und fuhr dann wesentlich ruhiger fort. »Der andere Killer sitzt sicher im Gefängnis. Wir haben sein Geständnis. Hier handelt es sich um etwas vollkommen Neues, okay? Das ist wichtig. Sie können sich selbst überzeugen – das hier ist anders.«

»Warum hat man Sie dann dafür eingeteilt?«, fragte Eric der Wikinger sehr vernünftig, wie ich fand.

LaGuerta zeigte ihr Haifischgebiss. »Ich habe den anderen Fall aufgeklärt«, erwiderte sie.

»Aber sind Sie sicher, dass dieser Killer neu ist, Detective?«, fragte Rick Sangre.

»Das steht völlig außer Frage. Ich darf keine Einzelheiten an Sie weitergeben, aber die Laborergebnisse bestätigen es.« Sie meinte mit Sicherheit mich. Ich spürte ein wenig Stolz.

»Aber sie sind sehr ähnlich, oder? Dieselbe Gegend, dieselbe Technik –«, begann Eric der Wikinger.

LaGuerta schnitt ihm das Wort ab. »Vollkommen verschieden«, widersprach sie. »Vollkommen verschieden.«

»Sie sind also überzeugt, dass McHale alle anderen Morde begangen hat und dieser nicht die geringste Ähnlichkeit mit ihnen aufweist«, hielt Nick Soundso fest.

»Hundertprozentig«, bestätigte LaGuerta. »Im Übrigen habe ich niemals

behauptet, dass McHale die anderen begangen hat.«

Eine Sekunde lang vergaßen alle Reporter das Grauen, keine Aufnahmen machen zu dürfen. »Was?«, fragte Nick Soundso endlich.

LaGuerta errötete, aber sie hielt durch. »Ich habe niemals behauptet, McHale sei es gewesen. McHale sagte, er hätte es getan, okay? Was soll ich also tun? Ihm sagen, hauen Sie ab, ich glaube Ihnen kein Wort?«

Eric der Wikinger und Nick Soundso wechselten einen bedeutungsschwangeren Blick.

Das hätte ich auch, wenn jemand da gewesen wäre, mit dem ich es hätte tun können. Stattdessen spähte ich nach dem mittleren Kopf auf dem Altar. Er zwinkerte mir zwar nicht zu, aber ich war sicher, dass er ebenso erstaunt war wie ich.

»Das ist verrückt«, murmelte Eric, wurde aber von Rick Sangre übertönt.

»Sind Sie bereit, uns ein Interview mit McHale führen zu lassen?«, forderte Sangre. »Vor laufender Kamera?«

Das Eintreffen von Captain Matthews rettete uns vor LaGuertas Antwort. Er klapperte die Treppen hoch und erstarrte beim Anblick unserer kleinen Kunstaussstellung. »Großer Gott«, sagte er. Dann wanderte sein Blick über die Reporter um LaGuerta. »Was zum Teufel habt ihr Typen denn hier zu suchen?«, fragte er.

LaGuerta sah sich um, aber niemand meldete sich freiwillig. »Ich habe sie hereingelassen«, sagte sie schließlich. »Inoffiziell. Vertraulich.«

»Vertraulich haben Sie nicht gesagt«, platzte Rick Sangre heraus. »Sie sagten nur inoffiziell.«

LaGuerta funkelte ihn an. »Inoffiziell *bedeutet* vertraulich.«

»Raus hier«, bellte Matthews. »Offiziell und für die Akten. Raus.«

Eric der Wikinger räusperte sich. »Captain Matthews, sind Sie der gleichen Ansicht wie Detective LaGuerta, dass es sich hier um eine neue Serie von Morden und einen anderen Killer handelt?«

»Raus«, wiederholte Matthews. »Fragen beantworte ich unten.«

»Ich benötige die Maße«, sagte Rick Sangre. »Es dauert nur einen Moment.«

Matthews wies mit dem Kopf zum Eingang. »Sergeant Doakes?«

Doakes materialisierte sich und ergriff Rick Sangres Ellbogen. »Meine Herren«, sagte er mit seiner leisen, Angst einflößenden Stimme. Die drei

Reporter schauten ihn an. Ich sah, wie Nick Soundso schwer schluckte.

Dann drehten sie sich ohne ein weiteres Wort um und marschierten hinaus.

Matthews sah ihnen nach. Als sie sich mit Sicherheit außer Hörweite befanden, wandte er sich an LaGuerta.

»Detective«, sagte er so beißend, als hätte er bei Doakes gelernt, »wenn Sie noch einmal so eine Scheiße bauen, können Sie von Glück reden, wenn Sie sich als Parkplatzwächterin bei Walmart wiederfinden.«

LaGuerta wurde erst blassgrün und dann knallrot.

»Captain, ich wollte nur ...«, begann sie. Aber Matthews hatte sich bereits abgewandt. Er richtete seine Krawatte, strich sich mit einer Hand die Haare glatt und hastete die Treppen hinunter hinter den Reportern her.

Ich drehte mich um und betrachtete wieder den Altar.

Nichts hatte sich verändert, aber jetzt begannen sie, ihn auf der Suche nach Fingerabdrücken einzustäuben. Danach würden sie ihn auseinander nehmen, um die einzelnen Teile zu untersuchen. Schon bald würde er nur noch eine schöne Erinnerung sein.

Ich zockelte die Treppen hinunter, um Deborah zu suchen.

Draußen ließ Rick Sangre bereits eine Kamera laufen.

Captain Matthews stand im grellen Scheinwerferlicht, Mikrofone direkt unter seiner Nase, und gab eine offizielle Erklärung ab. »Es war immer die Politik des Departments, dem Leiter der Ermittlungen völlige Freiheit zu lassen, es sei denn, es wird offensichtlich, dass schwere Irrtümer in der Beurteilung von Fakten Zweifel an der Kompetenz des Beamten wachrufen. Dieser Zeitpunkt ist noch nicht gekommen, aber ich habe ein Auge auf die Situation. Da für die Gemeinschaft so viel auf dem Spiel steht ...«

Ich entdeckte Deborah und schob mich hinter ihnen vorbei. Sie stand in ihre blaue Uniform gekleidet am gelben Absperrband. »Hübscher Anzug«, grüßte ich.

»Mir gefällt er«, erwiderte sie. »Hast du es gesehen?«

»Ich hab es gesehen«, sagte ich. »Außerdem war ich dabei, als Captain Matthews den Fall mit Detective LaGuerta diskutiert hat.«

Deborah hielt den Atem an. »Was haben sie gesagt?«

Ich tätschelte ihren Arm. »Ich glaube, ich habe einmal gehört, wie Dad eine sehr farbenfrohe Umschreibung benutzte, die ungefähr dem entsprach. Er hat ihr ›ein neues Arschloch geschnitzt‹. Kennst du den?«

Erst sah sie erschreckt drein, dann zufrieden. »Das ist großartig. Jetzt brauche ich wirklich deine Hilfe, Dex.«

»Im Gegensatz zu vorher, wie?«

»Ich weiß nicht, was du meinst für mich getan zu haben, aber es war nicht genug.«

»Wie unfair, Deborah. Und so unfreundlich. Immerhin stehst du in Uniform an einem Tatort. Würdest du die Nuttenklamotten vorziehen?«

Sie schauderte. »Darum geht es nicht. Du verschweigst mir schon die ganze Zeit etwas, und ich will wissen, was es ist.«

Einen Moment lang wusste ich nichts zu sagen, immer ein unangenehmes Gefühl. Ich hatte nicht geahnt, wie scharfsinnig sie war. »Deborah, warum ...«

»Hör mal, du glaubst, dass ich nicht weiß, wie dieses Diplomatiezeug funktioniert, und vielleicht bin ich darin nicht so gut wie du, aber mir ist klar, dass jetzt alle eine ganze Weile damit beschäftigt sein werden, ihren eigenen Arsch zu retten. Was heißt, dass niemand irgendwelche echte Polizeiarbeit leisten wird.«

»Was wiederum bedeutet, dass du hier eine Chance siehst, selber tätig zu werden? Bravo, Deb.«

»Und außerdem heißt es, dass ich deine Hilfe so dringend brauche wie nie zuvor.« Sie streckte die Hand aus und drückte meine. »Bitte, Dexy?«

Ich weiß nicht, was mich am meisten erschütterte – ihre Menschenkenntnis, ihr Händedruck oder ihre Verwendung des Spitznamens »Dexy«. So hatte sie mich seit meinem zehnten Lebensjahr nicht mehr genannt. Ob sie es nun beabsichtigte oder nicht, indem sie mich Dexy nannte, hatte sie uns beide ins Harry-Land zurückgeführt, an einen Ort, wo die Familie zählte und Verpflichtungen so real waren wie kopflose Nutten.

»Selbstverständlich, Deborah«, sagte ich. Dexy, in der Tat. Es reichte beinah, um echte Gefühle zu entwickeln.

»Gut«, erwiderte sie, jetzt wieder völlig geschäftsmäßig, ein wunderbar schneller Umschwung, den ich bewundern musste. »Nun, welche Einzelheit fällt diesmal ganz besonders auf?«, fragte sie mit einem Nicken in Richtung zweiter Stock.

»Die Leichenteile«, erwiderte ich. »Weißt du, ob schon jemand danach sucht?«

Deborah bedachte mich mit einem ihrer neuen Abgebrühter-Cop-Blicke, einem schlecht gelaunten. »Soweit ich weiß, sind mehr Beamte damit beauftragt, die Kameraleute abzuwehren als mit der eigentlichen Ermittlungsarbeit.«

»Gut«, sagte ich. »Wenn wir die Leichenteile finden, kommen wir vielleicht ein Stückchen weiter.«

»Okay. Wo suchen wir?«

Eine vernünftige Frage, die mich natürlich in Verlegenheit brachte. Ich hatte keine Ahnung, wo man suchen musste. Würden die Glieder noch im eigentlichen Mordraum liegen? Das glaubte ich nicht – mir schien es zu unordentlich, und ihm wäre es unmöglich den Raum wieder zu benutzen, wenn dort dieser eklige Plunder herumlag.

Nun gut, ich musste von der Annahme ausgehen, dass sich das übrige Fleisch anderswo befand. Aber wo? Oder, dämmerte mir langsam, sollte die korrekte Frage vielleicht lauten: Warum?

Die Zurschaustellung der Köpfe hatte einen Grund. Aus welchem Grund sollte er die Leichenreste an einen anderen Ort bringen? Nur um sie zu verstecken? Nein – nichts, was er tat, war so simpel, und Heimlichtuerei war offensichtlich keine Tugend, die er besonders schätzte. Besonders jetzt, wo er ein wenig prahlte. Wo würde er in diesem Fall die Überreste unterbringen?

»Nun?«, bohrte Deborah. »Was ist jetzt? Wo sollen wir nachsehen?«

Ich schüttelte den Kopf. »Ich weiß es nicht«, sagte ich langsam. »Wo auch immer er das Zeug hingebracht hat, es ist Teil seiner Aussage. Und wir wissen nach wie vor nicht, was er uns sagen will, oder?«

»Gottverdammte, Dexter –«

»Ich weiß, dass er es uns unter die Nase reiben will. Er muss uns sagen, wie unglaublich blöd wir gewesen sind, und selbst wenn wir es nicht wären, dass er klüger ist als wir.«

»Womit er Recht hat«, sagte sie und setzte wieder ihr Therapiekandidaten-Gesicht auf.

»Gut ... wo immer er das Zeug verstaut hat, es gehört zu seiner Aussage. Dass wir dumm sind ... Nein, falsch. Dass wir etwas Dummes getan haben.«

»Richtig. Ein bedeutender Unterschied.«

»Bitte, Deb, so wirst du dir noch das Gesicht verunstalten. Es ist wichtig,

weil er damit das SCHAUSPIEL kommentiert, nicht die SCHAUSPIELER.«
»Mhmhm. Wirklich gut, Dexter. Dann sollten wir uns zum nächsten Theater aufmachen und nach einem Schauspieler suchen, der bis zu den Ellbogen mit Blut bespritzt ist.«

Ich schüttelte den Kopf. »Kein Blut, Deborah. Überhaupt kein Blut. Das ist eins der wichtigsten Details.«

»Wie kannst du dir so sicher sein?«

»Weil an keinem der Tatorte das geringste bisschen Blut war. Das ist gewollt und einer der Kernpunkte seiner Aktionen. Und dieses Mal wiederholt er die wichtigen Szenen, aber kommentiert, was er bis jetzt getan hat, weil wir es nicht begriffen haben – kannst du das nicht erkennen?«

»Sicher erkenne ich das. Klingt völlig einleuchtend. Warum überprüfen wir dann nicht das Eisstadion? Vielleicht hat er die Päckchen wieder ins Netz gesteckt.«

Ich öffnete den Mund zu einer wunderbar schlagfertigen Antwort. Das Stadion war vollkommen falsch, vollkommen und offensichtlich falsch. Es war ein Experiment gewesen, etwas anderes, aber ich war überzeugt, dass er es nicht wiederholen würde. Ich setzte gerade an, Deborah zu erklären, dass der einzige Grund, aus dem er wieder die Eisfläche benutzen würde – und erstarrte mit offenem Mund. *Natürlich*, dachte ich. *Selbstverständlich*.

»Nun, wer zieht denn jetzt ein Fischgesicht, he? Was ist los, Dex?«

Einen Moment lang blieb ich stumm. Ich war zu sehr damit beschäftigt, meine wirbelnden Gedanken zu ordnen.

Der einzige Grund, das Stadion noch einmal zu benutzen, bestand darin, uns zu zeigen, dass wir den falschen Mann eingesperrt hatten.

»O Deb«, sagte ich endlich. »Natürlich. Du hast Recht, die Arena. Du hast aus vollkommen falschen Gründen Recht, aber trotzdem ...«

»Immer noch verdammt viel besser als Unrecht zu haben«, sagte sie und lief zu ihrem Wagen.

»Dir ist aber klar, dass es ein Schuss ins Blaue ist, oder?«, fragte ich.
 »Vermutlich werden wir dort überhaupt nichts finden.«

»Ich weiß«, sagte Deb.

»Außerdem haben wir hier keinerlei Rechte. Wir sind in Broward, und die Browardjungs mögen uns nicht, deshalb ...«

»Um Himmels willen, Dexter«, schnappte sie. »Du schnatterst wie ein Schulmädchen.«

Vielleicht war das richtig, obwohl es sehr unfreundlich von ihr war, es zu erwähnen. Deborah andererseits schien wie ein Bündel stählerner, fest geflochtener Nerven. Als wir vom Sawgrass Expressway abbogen und auf den Parkplatz des Stadions fuhren, biss sie die Zähne noch fester zusammen. Ich konnte ihre Kiefer fast knirschen hören. »Dirty Harriet«, murmelte ich in mich hinein, aber offensichtlich hatte Deborah es gehört.

»Verpiss dich«, fauchte sie.

Ich richtete den Blick von Deborahs Granitprofil auf das Stadion. Einen Moment lang, in dem das Sonnenlicht genau im richtigen Winkel auftraf, sah es so aus, als kreisten fliegende Untertassen um das Gebäude. Natürlich war es nur die Außenbeleuchtung, die rund um die Arena angebracht war wie übergroße, stählerne Pilze. Irgendjemand musste dem Architekten eingeredet haben, sie seien etwas Besonderes. »Modern und kraftvoll« wahrscheinlich außerdem noch. Und ich war sicher, dass das in der richtigen Beleuchtung auch zutraf. Hoffentlich würden sie die richtige Beleuchtung bald finden.

Ich fuhr auf der Suche nach etwaigen Lebenszeichen einmal rund um die Arena. Während der zweiten Runde tauchte ein zerbeulter Toyota an einer der Seitentüren auf. Seine Beifahrertür wurde von einer Seilschlaufe gehalten, die aus dem Fenster hing und sich um den Türgriff schlang. Die Fahrertür öffnete sich, als ich meinen Wagen parkte, und Deborah sprang heraus, noch bevor unser Wagen ausgerollt war.

»Entschuldigen Sie, Sir«, sagte sie zu dem Mann, der aus dem Toyota stieg. Er war um die fünfzig, ein vierschrotiger Typ in quietschgrünen Hosen und blauem Nylonjackett. Er warf einen Blick auf Deborah in ihrer Uniform und

wurde sofort nervös.

»Was?«, nuschelte er. »Ich hab nichts gemacht.«

»Arbeiten Sie hier, Sir?«

»Klar. Warum glauben Sie, bin ich um acht Uhr morgens hier?«

»Nennen Sie uns bitte Ihren Namen, Sir.«

Er kramte nach seiner Brieftasche. »Steban Rodriguez. Ich kann mich ausweisen.«

Deborah winkte ab. »Das ist nicht nötig«, sagte sie. »Was machen Sie um diese Uhrzeit hier, Sir?«

Er zuckte die Achseln und steckte die Brieftasche wieder ein. »Normalerweise muss ich noch viel früher kommen, aber die Mannschaft ist unterwegs – Vancouver, Ottawa und LA. Deshalb komme ich ein bisschen später.«

»Ist jetzt sonst noch jemand hier, Steban?«

»Nein, nur ich. Die schlafen lange.«

»Und nachts. Ist hier eine Wache?«

Er machte eine weit ausholende Armbewegung. »Die Sicherheitsleute drehen nachts ihre Runden, aber nicht sehr oft. Meistens bin ich als Erster hier.«

»Der Erste, der hineingeht, meinen Sie?«

»Ja, genau.«

Ich stieg aus dem Wagen und stützte mich aufs Dach.

»Fahren Sie die Zamboni vor dem Morgentraining?«, fragte ich ihn. Deborah warf mir einen verärgerten Blick zu.

Steban glotzte mich an, mein schickes Hawaii-Hemd und die Gabardinehose. »Was für eine Art Cop sind Sie denn?«

»Ich bin einer von den Schwachköpfen«, sagte ich. »Ich arbeite im Labor.«

»Oooh, klar«, meinte er und nickte mit dem Kopf, als würde das irgendeinen Sinn ergeben.

»Fahren Sie die Zamboni, Steban?«, wiederholte ich.

»Ja, klar. Bei den Spielen darf ich sie nicht fahren, wissen Sie. Wegen der Anzugfritzen. Die lassen das lieber Kids machen. Oder 'ne Berühmtheit. Rumfahren und winken, so'n Scheiß eben. Aber ich muss die Fläche für das Morgentraining vorbereiten, wissen Sie. Wenn die Mannschaft in der Stadt ist. Ich fahre jeden Morgen die Zamboni, ganz früh. Aber jetzt sind sie

unterwegs, deshalb komme ich später.«

»Wir würden gerne einen Blick ins Stadion werfen«, sagte Deborah, sichtlich ungeduldig, weil ich sprach, ohne an der Reihe zu sein. Steban wandte sich wieder ihr zu, ein cleveres Glitzern erleuchtete sein halbes Auge.

»Klar«, meinte er. »Haben Sie einen Durchsuchungsbefehl?«

Deborah errötete. Das bildete zwar einen wunderbaren Kontrast zum Blau ihrer Uniform, war aber wohl eher nicht das probate Mittel, um ihre Autorität zu untermauern. Und weil ich sie gut kannte, wusste ich, dass ihr Erröten sie wütend machen würde. Da wir keinen Durchsuchungsbefehl besaßen und genau genommen hier gar nichts zu suchen hatten, was auch nur im Entferntesten von der Polizei gedeckt wurde, war wütend zu werden in meinen Augen nicht die allerbeste Taktik.

»Steban«, sagte ich, bevor Deborah etwas Bedauerliches tun konnte.

»Hä?«

»Wie lange arbeiten Sie schon hier?«

Er zuckte die Achseln. »Seit hier geöffnet wurde. Ich habe schon zwei Jahre vorher im alten Stadion gearbeitet.«

»Also waren Sie letzte Woche hier, als die Leiche auf dem Eis entdeckt wurde?«

Steban sah weg. Unter der Sonnenbräune nahm sein Gesicht eine grünliche Färbung an. Er schluckte schwer. »So etwas will ich nie wieder sehen, Mann«, sagte er. »Niemals.«

Ich nickte voller echt synthetischem Mitgefühl. »Ich kann Ihnen wirklich keinen Vorwurf daraus machen«, meinte ich. »Wir sind deswegen hier, Steban.«

Er runzelte die Stirn. »Wie meinen Sie das?«

Ich schaute kurz zu Deb um mich zu überzeugen, dass sie nicht gerade eine Waffe zog oder ähnlichen Blödsinn trieb. Sie funkelte mich voll schmallippiger Missbilligung an und klopfte mit dem Fuß, aber sie hielt den Mund.

»Steban«, sagte ich, wobei ich ein wenig näher an den Mann heranrückte und meiner Stimme einen möglichst vertraulichen und männlichen Klang gab. »Wir glauben, Sie könnten das Gleiche noch einmal erleben, wenn Sie jetzt die Tore aufschließen.«

»Scheiße!«, explodierte er. »Damit will ich nichts zu tun haben.«

»Natürlich nicht.«

»*Me cago en diez* auf diesen Scheiß«, sagte er.

»Ganz genau«, stimmte ich ihm zu. »Also, warum lassen Sie uns nicht als Erste nachschauen? Nur um sicherzugehen.«

Er sah mich einen Moment an, dann Deborah, die immer noch wütend funkelte – ein sehr attraktiver Blick, im hübschen Gegensatz zu ihrer Uniform.

»Ich könnte Schwierigkeiten bekommen«, sagte er. »Meine Arbeit verlieren.«

Ich lächelte voller authentisch wirkendem Mitgefühl. »Oder Sie könnten hineingehen und ganz allein einen Haufen abgehackter Arme und Beine finden. Viel mehr als letztes Mal.«

»Scheiße«, fluchte er wieder. »Ich kriege Schwierigkeiten, verliere meinen Job, he? Warum sollte ich das tun, he?«

»Wie wäre es mit Bürgerpflicht?«

»Kommen Sie, Mann«, sagte er. »Verarschen Sie mich nicht. Was stört es Sie, ob ich meinen Job verliere.«

Er hielt nicht gerade die Hand auf, was ich sehr wohlerzogen fand, aber es war klar, dass er auf ein kleines Geschenk hoffte, das ihn für den möglichen Verlust seiner Arbeitsstelle entschädigen sollte. Sehr moderat, wenn man bedachte, dass wir uns in Miami befanden. Aber ich besaß nur noch einen Fünfdollarschein, und den brauchte ich unbedingt, um mir einen Berliner und einen Becher Kaffee zu kaufen. Deshalb nickte ich nur männlich verständnisvoll.

»Sie haben Recht«, sagte ich. »Wir hatten gehofft, Ihnen den Anblick der Leichenteile ersparen zu können – habe ich schon erwähnt, dass es dieses Mal ziemlich viele sind? Aber ich will selbstverständlich nicht, dass Sie Ihren Job verlieren. Entschuldigen Sie die Störung, Steban. Schönen Tag noch.« Ich lächelte Deborah an. »Gehen wir, Officer. Wir sollten wieder zu dem anderen Tatort fahren und nach den Fingern suchen.«

Deborah kochte immer noch, aber immerhin besaß sie genug angeborene Schläue, um mitzuspielen. Sie öffnete die Wagentür, während ich fröhlich Steban zuwinkte und hineinkletterte.

»Warten Sie!«, rief Steban. Ich sah ihn mit einem Ausdruck höflichen

Interesses an. »Ich schwöre bei Gott, ich will solchen Scheiß nie wieder finden«, sagte er. Er schaute mich einen Moment an, vielleicht hoffte er, ich würde weich werden und ihm eine Faust voll Krügerlands zustecken, aber wie ich schon erwähnte, der Berliner lag mir schwer auf der Seele, und ich gab nicht nach. Steban leckte sich die Lippen, dann drehte er sich rasch um und rammte einen Schlüssel in das Schloss der großen Doppeltür. »Gehen Sie rein, ich warte hier draußen.«

»Sind Sie sicher ...«, begann ich.

»Kommen Sie, Mann, was wollen Sie noch von mir? Machen Sie voran.«

Ich stand auf und sah Deborah an. »Er will es wirklich«, sagte ich. Sie schüttelte nur in einer seltsamen Kombination aus Kleiner-Schwester-Verzweiflung und säuerlichem Polizistenhumor den Kopf über mich.

Sie ging um das Auto herum voran durch das Tor, und ich folgte ihr.

Das Stadion war kühl und dunkel, was mich nicht hätte überraschen dürfen. Immerhin handelte es sich um eine Eishockey-Arena am frühen Morgen. Ohne Zweifel wusste Steban, wo sich die Lichtschalter befanden, aber er hatte sich nicht erboten, es uns mitzuteilen. Deb löste die große Taschenlampe von ihrem Gürtel und ließ den Strahl über die Eisfläche wandern. Ich hielt den Atem an, als das Licht erst auf das eine und dann auf das andere Tornetz fiel. Sie leuchtete noch einmal langsam die gesamte Fläche ab, blieb ein oder zwei Mal stehen, dann kam sie zu mir zurück.

»Nichts«, sagte sie. »Absolut gar nichts.«

»Du klingst enttäuscht.«

Sie schnaubte und wandte sich zum Ausgang. Ich blieb in der Mitte der Fläche stehen, spürte die Kälte, die vom Eis aufstieg und dachte mir meinen Teil. Oder genauer gesagt, nicht ganz *meinen* Teil.

Denn als Deb sich abwandte, um hinauszugehen, hörte ich eine leise Stimme irgendwo über meiner Schulter, ein kaltes, trockenes Kichern, einen vertrauten Hauch gerade unterhalb der Hörschwelle. Und während die teure Deborah türmte, stand ich reglos auf dem Eis, schloss die Augen und lauschte, was mein alter Freund mir zu sagen hatte. Es war nicht viel – nur ein unhörbares Flüstern, ein Hauch Unausgesprochenes, aber ich lauschte.

Ich hörte ihn kichern und leise schreckliche Dinge in ein Ohr wispern, während mir mein anderes Ohr mitteilte, dass Deborah Steban anwies, hineinzukommen und das Licht einzuschalten. Was er ein paar Augenblicke

später auch tat, während das leise unhörbare Wispern plötzlich zu einem Crescendo ekstatischen und gut gelaunten Grauens anwuchs.

Was ist denn?, fragte ich höflich. Die einzige Antwort bestand in einer Welle gierigen Vergnügens. Ich hatte keinen Schimmer, was das bedeuten sollte. Aber ich war nicht wirklich überrascht, als die Schreie einsetzten.

Stebans Schreie waren nicht gerade berauschend. Es war ein heiseres, ersticktes Grunzen, das eher danach klang, als wäre ihm furchtbar übel. Der Mann war absolut unmusikalisch.

Ich schlug die Augen auf. Unter diesen Umständen konnte man sich unmöglich konzentrieren, und außerdem gab es sowieso nichts mehr zu hören. Das Flüstern hatte aufgehört, als die Schreie einsetzten. Die Schreie sagten ja auch alles, nicht wahr? Und so schlug ich gerade rechtzeitig die Augen auf, um zu sehen, wie Steban aus dem kleinen Kabuff am anderen Ende der Arena schoss, auf Spanisch heiser stöhnte und schließlich kopfüber gegen die Bande knallte. Er raffte sich auf und schlidderte vor Grauen grunzend in Richtung Ausgang.

Wo er gefallen war, verschmierte ein kleiner Blutfleck das Eis.

Deborah hastete mit gezogener Waffe durch die Tür, und Steban zwängte sich an ihr vorbei, stolperte ins Tageslicht. »Was ist los?«, fragte Deborah, die Waffe im Anschlag.

Ich legte, während ich dem letzten Widerhall des trockenen Kicherns lauschte, den Kopf schräg und jetzt, das grauenvolle Grunzen noch immer im Ohr, verstand ich.

»Ich glaube, Steban hat etwas gefunden«, sagte ich.

Polizeipolitik war, wie ich schon so oft versucht hatte Deborah einzuprägen, eine schlüpfrige und vielschichtige Angelegenheit. Und stießen zwei das Recht vertretende Organisationen aufeinander, die sich herzlich gleichgültig waren, verlangsamten sich die laufenden Operationen unendlich, alles wurde nach Vorschrift und mit einem Höchstmaß an Hinhaltetaktik, vielen Entschuldigungen, versteckten Beleidigungen und Drohungen erledigt. Für den Zuschauer selbstverständlich ein reines Vergnügen, aber es hielt das Procedere ein klein wenig mehr als nötig auf. Konsequenterweise vergingen also nach Stebans grauenhafter kleiner Jodeleinlage mehrere Stunden, bis die Zuständigkeitskabbeleien geklärt waren und unser Team endlich mit der Untersuchung der netten kleinen Überraschung begann, die unser neuer Freund Steban entdeckt hatte, als er die Tür zum Kabuff öffnete.

Während dieser Zeitspanne stand Deborah meistens abseits und mühte sich, ihre Ungeduld zu bezähmen, nicht so sehr hingegen, diese zu verbergen. Captain Matthews traf mit Detective LaGuerta im Schlepptau ein. Sie tauschten einen Händedruck mit ihren Gegenstücken aus Broward, Captain Moon und Detective McClellan.

Dann folgten jede Menge fast unhöflicher Wortgefechte, die zusammengefasst auf Folgendes hinausliefen: Matthews war überzeugt, dass die Entdeckung von sechs Armen und Beinen in Broward zu dem Fall mit den drei Köpfen gehörte, denen eben jene Glieder fehlten und mit dessen Untersuchung sein Department in Miami-Dade befasst war. In viel zu freundlichen und einfachen Worten stellte er fest, dass die Annahme ein bisschen weit hergeholt schien, er hätte drei Köpfe ohne Körper gefunden, und dann würden auf einmal drei vollkommen andere Körper ohne Köpfe hier auftauchen.

Moon und McClellan wiesen ebenso logisch darauf hin, dass in Miami andauernd Köpfe gefunden wurden, während dies in Broward doch ein wenig ungewöhnlicher war und sie es deshalb vielleicht ein bisschen ernster nahmen, und man konnte sowieso nicht wissen, ob diese zueinander gehörten, bevor nicht gewisse Vorarbeiten erledigt waren, die einwandfrei

sie vornehmen sollten, da es sich um ihren Zuständigkeitsbereich handelte. Selbstverständlich würden sie die Ergebnisse mit Freuden weitergeben, sobald sie fertig waren.

Und genauso selbstverständlich war das für Matthews inakzeptabel. Er erklärte behutsam, dass die Leute in Broward nicht wüssten, wonach sie suchen mussten und etwas übersehen oder einen Schlüsselbeweis zerstören könnten. Natürlich nicht aus Inkompetenz oder Dummheit; Matthews war absolut gewiss, dass die Leute aus Broward alles in allem völlig kompetent waren.

Natürlich war Moon hiervon alles andere als begeistert.

Er bemerkte mit einer gewissen Heftigkeit, dies scheine zu implizieren, dass sein Department von Trottern zweiter Wahl bevölkert werde. An diesem Punkt war Captain Matthews wütend genug für die viel zu höfliche Erwiderung, o nein, auf keinen Fall zweite Wahl. Ich war sicher, dass es in einem Faustkampf geendet hätte, wären nicht die Gentlemen vom FDLE erschienen, um zu schlichten.

Das FDLE ist eine Art FBI auf Bundesstaatsebene. Sie besitzen überall im Staat und zu jeder Zeit die Zuständigkeit, aber anders als die Feds werden sie von den meisten örtlichen Polizisten respektiert. Der fragliche Beamte war ein Mann von mittlerer Größe und Statur mit kahl rasiertem Schädel und kurz getrimmtem Bart. Mir schien er nicht besonders außergewöhnlich, aber als er sich zwischen die wesentlich größeren Captains stellte, hielten sie augenblicklich den Mund und traten einen Schritt zurück. Mit einigen kurzen Anweisungen hatte er die Angelegenheit geregelt und organisiert, und wir begaben uns rasch zurück an den ordentlichen und wohlgeordneten Schauplatz eines Mehrfach-mordes. Der Mann vom FDLE hatte entschieden, dass die Ermittlungen in die Zuständigkeit von Miami-Dade fielen, es sei denn, die Gewebeproben erwiesen, dass die Leichenteile hier und die Köpfe dort nicht zusammengehörten. Was praktisch und mit sofortiger Wirkung bedeutete, dass Captain Matthews als Erster von dem Reportermob fotografiert wurde, der sich draußen bereits sammelte.

Angel-keine-Verwandschaft erschien und machte sich an die Arbeit. Ich war mir absolut nicht sicher, was ich von all dem halten sollte, und damit meine ich nicht die Rangeleien um die Zuständigkeit. Nein, das Ereignis selbst beschäftigte mich, es gab mir reichlich zu denken – nicht nur die

Tatsache der Morde und die Umverteilung des Fleisches, die schon pikant genug waren. Aber es war mir selbstverständlich gelungen, vor dem Eintreffen der Kavallerie meine Nase in Stebans kleines Kabuff zu stecken – kann man mir daraus wirklich einen Vorwurf machen? Ich hatte das Gemetzel nur anschauen und versuchen wollen zu verstehen, warum mein lieber unbekannter Geschäftspartner es vorgezogen hatte, die Überreste dort zu stapeln; wirklich, nur ein kurzer Blick.

Deshalb hatte ich mich, unmittelbar nachdem Steban wie ein an einer Grapefruit erstickendes Schwein grunzend und quiekend aus der Tür geschliddert war, begierig zu dem Kabuff aufgemacht, um nachzusehen, was ihn so aus der Bahn geworfen hatte.

Diesmal waren die Teile nicht sorgfältig umhüllt. Stattdessen waren sie in vier Gruppen auf dem Boden arrangiert. Und während ich sie näher betrachtete, fiel mir eine wunderbare Sache auf.

Ein Bein lag gerade an der linken Wand der Kammer. Es war bleich, blutleer blauweiß, und ein kleines Goldkettchen mit herzförmigem Anhänger war noch am Knöchel befestigt. Sehr süß, wirklich, nicht verschmutzt, keine ekligen Blutflecken, elegante Arbeit. Zwei dunkle Arme, ebenfalls sauber ausgelöst, waren an den Ellbogen zusammengebunden und mit den Gelenken nach außen entlang des Beins ausgelegt worden. Direkt daneben waren die allesamt an den Gelenken zusammengebundenen restlichen Glieder in zwei großen Kreisen arrangiert worden.

Es dauerte einen Moment. Ich zwinkerte, und plötzlich sah ich es ganz deutlich. Ich konnte mir nur mit Mühe ein lautes Kichern verkneifen, wie das kleine Schulmädchen, das Deborah mich zu sein beschuldigt hatte.

Er hatte die Arme und Beine zu Buchstaben geformt, und die Buchstaben bildeten ein kurzes Wort:

»BOO«.

Die drei Torsi lagen in einem Viertelkreis unter dem BOO wie ein süßes kleines Halloween-Lächeln.

So ein Lausebengel.

Doch selbst als ich noch den verspielten Geist bewunderte, der hinter diesem Streich stand, fragte ich mich, warum er es vorgezogen hatte, das Ganze hier aufzubauen statt auf dem Eis, wo er die Aufmerksamkeit eines weitaus größeren Publikums errungen hätte. Zugegeben, es war ein sehr

geräumiges Kabuff, aber trotzdem eng, gerade genug Platz für das Arrangement. Warum also?

Während ich nachdachte, schwang die Außentür der Arena scheppernd auf – zweifellos die eintreffende Rettungsmannschaft. Und einen Moment später wehte von der weit offen stehenden Tür eine Brise kühler Luft über das Eis und über meinen Rücken – *Die kalte Luft wehte über mein Rückgrat und wurde von einem Strom warmer Aufwärtsbewegung denselben Pfad entlang erwidert. Er rann leichthändig hinauf in den unbeleuchteten Keller meines Bewusstseins und etwas verwandelte etwas tief in der mondlosen Nacht meines Echsengehirns, und ich spürte die wilde Zustimmung des Dunklen Passagiers zu etwas, das ich weder hörte noch verstand, außer dass es etwas zu tun hatte mit der primären Dringlichkeit kalter Luft und den umschließenden Wänden und der einsetzenden Wahrnehmung von – Angemessenheit. Keine Frage. Etwas hier war einfach richtig und machte meinen obskuren Anhalter auf eine Art zufrieden und erregt und befriedigt, die ich nicht verstand. Und über all dem lag das seltsame Gefühl von Vertrautheit. Nichts davon ergab irgendeinen Sinn für mich, und trotzdem war es da. Aber bevor ich diese befremdlichen Offenbarungen näher untersuchen konnte, wurde ich von einem jungen Mann in blauer Uniform gedrängt, einen Schritt beiseite zu treten und meine Hände zu zeigen. Er war zweifellos der Erste der eintreffenden Truppen, und er hielt seine Waffe in sehr überzeugender Manier auf mich gerichtet. Da er praktisch nur eine Augenbraue besaß, die quer über seine Stirn lief, die wiederum sehr niedrig war, hielt ich es für eine ausgezeichnete Idee, seinen Wünschen nachzukommen.*

Er wirkte genau wie die Sorte dumpfhirziger Brutalos, die Unschuldige abknallen – oder mich. Ich trat aus dem Kabuff.

Unglücklicherweise wurde durch mein Heraustreten das kleine Diorama im Kabuff enthüllt, und der junge Mann hatte es plötzlich sehr eilig mit der Suche nach einem Ort, an dem er sein Frühstück deponieren konnte. Er schaffte es bis zu einer großen Abfalltonne drei Meter weiter, wo er hässlich würgende Geräusche von sich gab. Ich stand reglos und wartete, bis er fertig war.

Eine unschöne Angewohnheit, dieses Herausschleudern halbverdauter Nahrung. So unhygienisch. Und das bei einem Hüter der öffentlichen

Ordnung.

Mehr Streifenbeamte trotteten herein und schon bald teilte mein äffischer Freund seine Abfalltonne mit mehreren Kameraden. Die Geräusche waren überaus unerfreulich, ganz zu schweigen von dem Geruch, der in meine Richtung waberte. Aber ich wartete höflich, bis sie fertig waren, denn zu den faszinierendsten Eigenschaften einer Handfeuerwaffe gehört, dass man sie auch abfeuern kann, während man sich erbricht. Doch endlich richtete sich einer der Polizisten auf, wischte sich das Gesicht mit dem Ärmel und begann mich zu befragen. Ich wurde schnell abgefertigt und mit der Ermahnung zur Seite geschoben, mich nicht zu entfernen und nichts anzufassen.

Captain Matthews und Detective LaGuerta waren bald darauf angekommen, und als sie den Tatort endlich übernahmen, entspannte ich mich ein wenig. Aber jetzt, wo ich doch überall hingehen und alles berühren durfte, setzte ich mich einfach hin und dachte nach. Und die Dinge, über die ich nachdachte, waren erstaunlich lästig.

Warum war mir das Arrangement im Kabuff so bekannt vorgekommen?

Wenn ich nicht zu meiner Idiotie früher am Tag zurückkehren und mich überreden wollte, dass ich es selbst gewesen war, warum schien es auf so köstliche Weise wenig überraschend? Selbstverständlich hatte ich es nicht getan. Ich war bereits tief beschämt wegen der Dummheit dieser Überlegung, BOO, also wirklich. Die Vorstellung war nicht einmal die Zeit wert, die man brauchte, um sie zu denken. Lächerlich. Aber, äh – warum schien es so vertraut? Ich seufzte und machte die Erfahrung eines neuen Gefühls, Verwirrung. Ich hatte einfach keine Ahnung, was sich hier abspielte, außer dass ich irgendwie ein Teil davon war. Das schien mir keine besonders hilfreiche Erleuchtung, auch wenn sie genau zu meinen anderen schlüssig dargelegten, analytischen Schlussfolgerungen passte. Wenn ich die absurde Vorstellung ausschloss, dass ich selbst es getan haben könnte – und ich schloss sie aus –, dann wurde jede anschließende Erklärung immer unwahrscheinlicher. Dexters Zusammenfassung des Falls las sich wie folgt: Er ist irgendwie darin verwickelt, weiß aber nicht einmal, was das bedeutet. Ich konnte spüren, wie die kleinen Räder meines einstmals stolzen Verstands aus ihren Aufhängungen sprangen und zu Boden klirrten. *Klirr-Schepper*. Juhu. Dexter derangiert.

Glücklicherweise bewahrte mich das Erscheinen der lieben Deborah vor

dem totalen Zusammenbruch.

»Komm schon«, sagte sie barsch. »Wir gehen nach oben.«

»Darf ich fragen, warum?«

»Wir werden mit den Büroangestellten reden«, erwiderte sie.

»Herausfinden, ob sie etwas wissen.«

»Sie müssen etwas wissen, wenn sie ein Büro haben«, bemerkte ich.

Sie sah mich einen Moment an und drehte sich dann um.

»Komm schon«, sagte sie.

Es kann an ihrem Befehlston gelegen haben, ich ging mit. Wir gingen vom hinteren Ende der Arena, wo ich gesessen hatte, in die Eingangshalle. Neben den Aufzügen dort stand ein Broward-Cop, und durch die lange Reihe von Glastüren konnte ich draußen an der Barriere noch mehr von ihnen erkennen. Deb marschierte auf den Cop beim Aufzug zu und sagte: »Ich bin Morgan.«

Er nickte und drückte den Aufwärtsknopf. Er sah mich vollkommen ausdruckslos an, was eine Menge verriet.

»Ich bin ebenfalls Morgan«, versicherte ich ihm. Er sah mich einfach nur an, dann wandte er den Kopf, um durch die Glastüren zu starren.

Ein gedämpftes Klingeln verkündete das Eintreffen des Fahrstuhls. Deborah trat hinein, schlug so hart gegen den Knopf, dass der Cop zu ihr herübersah, und die Tür glitt zu.

»Warum so trübsinnig, Schwester?«, erkundigte ich mich. »Ist das hier nicht das, was du dir gewünscht hast?«

»Es sind Handlangerdienste, und jeder weiß das«, knurrte sie.

»Aber es sind ermittlerische Handlangerdienste«, widersprach ich.

»Dieses Miststück LaGuerta mischt mit«, zischte sie. »Sobald ich anfangen, auf eigene Faust zu ermitteln, lande ich wieder in den Nuttenklamotten.«

»O Liebes. In deinem kleinen Sexkostüm?«

»In meinem kleinen Sexkostüm«, bestätigte sie, und bevor ich irgendwelche magischen Worte des Trostes formulieren konnte, waren wir in der Büroetage und die Fahrstuhltüren glitten auf. Deborah stapfte hinaus, und ich folgte ihr. Wir machten rasch den Aufenthaltsraum ausfindig, in dem man die Angestellten zusammengetrieben hatte, damit sie dort warteten, bis die Macht des Gesetzes Zeit für sie fand. Ein weiterer Broward-Cop stand an der Tür des Aufenthaltsraums, vermutlich um sicherzustellen, dass keiner der Angestellten zur kanadischen Grenze

entkam. Deborah nickte dem Cop an der Tür zu und betrat den Aufenthaltsraum. Ich zockelte ohne große Begeisterung hinter ihr her, während ich mich in Gedanken meinem kleinen Problem widmete. Einen Augenblick später wurde ich aus meinen Tagträumen gerissen, als Deborah mir ein energisches Zeichen mit dem Kopf gab und einen mürrischen jungen Mann mit schmierigem Gesicht und langem ungepflegtem Haar zur Tür führte. Ich folgte ihr wieder.

Sie wollte ihn natürlich getrennt von den anderen verhören, ein ausgezeichnetes polizeiliches Verfahren, aber um vollkommen ehrlich zu sein, fand ich es nicht gerade herzerwärmend. Ohne zu wissen, warum, war ich überzeugt, dass keiner dieser Menschen etwas Bedeutendes beizutragen hatte. Von diesem ersten Exemplar zu urteilen, traf diese Generalisierung vermutlich sowohl auf sein Leben als auch auf diesen Mord zu. Es waren einfache Routinearbeiten, die Deb übertragen worden waren, weil der Captain der Ansicht war, sie hätte etwas gut gemacht, sei aber trotzdem eine Plage. Deshalb hatte er sie mit einem Stück echter Ermittlungsplackerei betraut, um sie zu beschäftigen und damit sie verschwand.

Und ich war mitgeschleift worden, weil Deb mich dabeihaben wollte. Möglicherweise wollte sie herausfinden, ob ich mit meiner fantastischen außersinnlichen Wahrnehmung feststellen konnte, was diese Büroschafe zum Frühstück gegessen hatten. Ein Blick auf die Haut des jungen Mannes, und ich war ziemlich sicher, dass er kalte Pizza, Kartoffelchips und einen Liter Pepsi zu sich genommen hatte. Es hatte seinen Teint ruiniert und ihm eine Aura zielloser Feindseligkeit beschert.

Trotzdem folge ich ihnen, während Mr Verdrießlich Deborah zu einem Konferenzraum im hinteren Teil des Gebäudes führte. In der Mitte des Raums stand ein langer Eichentisch mit zehn schwarzen, hochlehnigen Stühlen, und in einer Ecke auf einem Schreibtisch befand sich ein PC mit Multi-Media-Ausstattung. Ich sah aus dem Fenster. Fast direkt unter mir konnte ich eine wachsende Menge von Reportern ausmachen und Polizeifahrzeuge, die nun rund um die Tür parkten, durch die wir mit Steban hineingelangt waren.

Ich schaute zum Bücherregal und überlegte, mir einen kleinen freien Platz zu erobern und mich in geschmackvoller Distanz zum Gespräch dort anzulehnen. Dort lag ein Stapel Aktenordner, auf dem ein kleines graues

Objekt stand. Es war rechteckig und schien aus Plastik zu sein. Ein schwarzes Kabel lief von dem Ding zur Rückseite des Computers. Ich hob es auf.

»He«, rief der mürrische Waschlappen. »Fummeln Sie nicht an der Webcam herum.«

Ich sah zu Deb. Sie schaute mich an, und ich schwöre, ich sah, wie sich ihre Nüstern wie bei einem Rennpferd im Starterblock weiteten.

»Die was?«, fragte sie ruhig.

»Sie war auf den Eingang ausgerichtet«, sagte er. »Nun muss ich alles noch mal machen. Mann, warum mussten Sie an meinen Sachen rumfummeln?«

»Er sagte Webcam«, sagte ich zu Deborah.

»Eine Kamera«, sagte sie zu mir.

»Ja.«

Sie wandte sich an den jungen Märchenprinzen. »Läuft sie?«

Er gaffte sie an, noch damit beschäftigt, sein selbstgerechtes Stirnrunzeln aufrechtzuerhalten. »Was?«

»Die Kamera«, sagte Deborah. »Funktioniert sie?«

Er schnaubte und wischte sich dann mit der Hand die Nase. »Glauben Sie, ich würde mir die ganze Mühe machen, wenn sie nicht funktionierte? Zweihundert Dollar. Natürlich funktioniert sie.«

Ich schaute aus dem Fenster, in dessen Richtung die Kamera ausgerichtet gewesen war, während er weiter verdrießlich murrend vor sich hin schwadronierte. »Ich habe eine Website und alles. Kathouse.com. Die Leute können die Mannschaft bei der Ankunft und Abfahrt beobachten.«

Deborah kam herüber, stellte sich neben mich und sah aus dem Fenster. »Sie war auf die Tür gerichtet«, sagte ich.

»Toll«, bemerkte unser glückliches Kerlchen. »Wie sollten die Leute auf meiner Website auch sonst die Mannschaft sehen können?«

Deborah drehte sich um und sah ihn an. Nach ungefähr fünf Sekunden errötete er und blickte hinunter auf den Tisch. »Ist die Kamera gestern Nacht gelaufen?«, fragte sie.

Er hob den Blick nicht, murmelte nur, »Klar. Ich meine, ich denke schon.«

Deborah sah mich an. Ihr Computerwissen reichte gerade aus, um die standardisierten Verkehrsberichte auszufüllen. Sie wusste, dass ich ein bisschen mehr Ahnung hatte.

»Wie haben Sie sie programmiert?«, fragte ich den Scheitel des jungen Mannes. »Werden die Bilder automatisch archiviert?«

Diesmal schaute er auf. Ich hatte Archiv in der Verbform benutzt, demnach musste ich in Ordnung sein.

»Ja«, erwiderte er. »Sie nimmt alle fünfzehn Sekunden ein neues Bild auf und speichert es einfach auf der Festplatte ab. Gewöhnlich lösche ich dann morgens.«

Deborah umklammerte meinen Arm fest genug, um mich zu verletzen. »Haben Sie heute Morgen schon gelöscht?«, fragte ich.

Er sah wieder weg. »Nein«, antwortete er. »Ihr Typen seid hier reingestapft und habt rumgebrüllt und so. Ich habe nicht mal meine E-Mail abgerufen.«

Deborah sah mich an. »Bingo«, sagte ich.

»Kommen Sie her«, forderte sie unseren unglücklichen Gefährten auf.

»Häh?«, fragte er.

»Kommen Sie her«, wiederholte sie, und er erhob sich langsam mit hängender Kinnlade und rieb seine Knöchel.

»Was?«, fragte er.

»Können Sie bitte hier herüberkommen, Sir?«, befahl Deborah in echt abgebrühter Cop-Manier, und er setzte sich stotternd in Gang und kam herüber. »Können wir uns bitte die Bilder der letzten Nacht ansehen?«

Er sah den Computer an und dann sie. »Warum?«, fragte er. Ach, die Mysterien menschlicher Intelligenz.

»Weil«, sagte Deborah sehr langsam und deutlich, »ich glaube, dass Sie eine Aufnahme des Killers gemacht haben könnten.«

Er starrte sie blinzelnd an, dann errötete er. »Vollkommen unmöglich«, sagte er.

»Äußerst wahrscheinlich«, versicherte ich ihm.

Er starrte erst mich und dann Deb an, seine Kinnlade hing herunter. »Irre«, sagte er. »Ohne Scheiß? Ich meine, echt, wirklich? Ich meine ...« Seine rote Färbung vertiefte sich.

»Können wir die Aufnahmen sehen?«, sagte Deborah.

Er verharrte eine Sekunde reglos, dann ließ er sich in den Stuhl am Schreibtisch fallen und griff nach der Maus.

Der Bildschirm erwachte umgehend zum Leben, und er begann wild zu tippen und mit der Maus zu klicken.

»Bei welcher Uhrzeit soll ich anfangen?«

»Wann sind alle gegangen?«, fragte Deborah.

Er zuckte die Achseln. »Gestern Abend war hier nichts los. Ungefähr um zwanzig Uhr waren alle weg.«

»Beginnen Sie mit Mitternacht«, wies ich ihn an, und er nickte.

»Okay«, sagte er. Einen Augenblick arbeitete er schweigend. »Komm schon«, murmelte er dann. »Er ist nur mit 600 Megahertz getaktet«, erklärte er. »Sie wollen ihn nicht aufrüsten. Sie behaupten, das reicht, aber er ist soooo verdammt langsam und – okay«, er brach plötzlich ab.

Auf dem Bildschirm erschien eine dunkle Aufnahme: der leere Parkplatz unter uns. »Mitternacht«, kommentierte er und starrte auf den Monitor. Nach fünfzehn Sekunden sprang das Bild zum selben Bild um.

»Müssen wir uns das fünf Stunden lang ansehen?«, erkundigte sich Deborah.

»Scrollen Sie vorwärts«, wies ich ihn an. »Achten Sie auf Scheinwerfer oder etwas in der Art.«

»Zu Befehl«, sagte er. Er tastete ein paar schnelle Befehle, und die Bilder begannen eins pro Sekunde vorbeizurauschen. Zunächst änderte sich nicht viel; derselbe dunkle Parkplatz; ein helles Licht in der Ecke der Aufnahme. Nachdem ungefähr fünfzig Aufnahmen vorbeigeklickt waren, sprang ein Image auf den Schirm. »Ein Transporter«, rief Deborah.

Unser Computerfreak schüttelte den Kopf. »Sicherheitsdienst«, meinte er, und im nächsten Bild war der Dienstwagen deutlich zu erkennen.

Er scrollte weiter und die Bilder rauschten eine Ewigkeit unverändert vorbei. Alle 30 oder 40 Aufnahmen sahen wir den Dienstwagen vorbeirollen und dann nichts.

Nach einigen Minuten verschwand dieses Muster, und wir sahen lange Zeit gar nichts. »Abgestürzt«, meinte mein schmieriger neuer Freund.

Deborah bedachte ihn mit einem harten Blick. »Die Kamera ist kaputt?«

Er sah zu ihr auf, errötete wieder und sah weg. »Die Sicherheitstypen«, erklärte er. »Totale Penner. Jeden Morgen gegen drei parken sie auf der anderen Seite und legen sich schlafen.« Er wies mit dem Kopf auf die unverändert abrollenden Aufnahmen. »Sehen Sie? Hallo? Mr Sicherheitsidiot? Schwer bei der Arbeit?« Er machte wieder das schnaubende Geräusch und startete die Bilderserie erneut.

Und dann plötzlich ... »Halt«, rief ich.

Auf dem Monitor war ein Transporter an der Tür unter uns zu sehen. Ein Klicken, und das Bild wechselte. Jetzt stand ein Mann neben dem Transporter. »Können Sie näher rangehen?«, fragte Deborah.

»Zoomen Sie rein«, sagte ich, bevor er mehr tun konnte, als ein bisschen die Stirn zu runzeln. Er bewegte den Cursor, markierte die dunkle Gestalt auf dem Bildschirm und klickte mit der Maus. Der Bildausschnitt vergrößerte sich.

»Viel höher kann man das nicht auflösen«, sagte er.

»Die Pixel ...«

»Klappe«, sagte Deborah. Sie starrte intensiv genug auf den Bildschirm, um ihn zu schmelzen, und als ich ebenfalls hinstarrte, konnte ich erkennen, warum.

Es war dunkel, und der Mann war immer noch zu weit entfernt, um sicher sein zu können, aber an den wenigen Einzelheiten konnte ich erkennen, dass er seltsam vertraut wirkte; die Art, wie er erstarrt in dem Computerbild stand, das Gewicht auf beide Füße verteilt und der Gesamteindruck seines Profils. Irgendwie, wie vage auch immer, entstand etwas. Und als eine laute Woge zischenden Kicherns vom Rücksitz meines Verstandes erscholl, überfiel es mich mit der Wucht eines Konzertflügels, dass er eigentlich genau so aussah wie – »Dexter ...?«, krächzte Deborah irgendwie erstickt.

Ja, tatsächlich. Genau wie Dexter.

Ich bin ziemlich sicher, dass Deborah Mr Nicht-sein-Tag zurück in den Aufenthaltsraum gebracht hatte, denn als ich aufschaute, stand sie allein vor mir. Trotz ihrer blauen Uniform sah sie momentan ganz und gar nicht wie ein Cop aus. Sie wirkte besorgt, als könnte sie sich nicht entscheiden, ob sie schreien oder weinen sollte, wie eine Mama, die von ihrem kleinen Jungen schrecklich enttäuscht wurde.

»Nun?«, bohrte sie, und ich musste zugeben, dass sie Anlass dazu hatte.

»Nicht besonders«, sagte ich. »Du?«

Sie trat gegen einen Stuhl. Er stürzte um. »Verdammt, Dexter, komm mir nicht mit deinen Klugscheißereien. Sag was. Sag mir, dass du es nicht bist!«

Ich sagte nichts.

»Gut, dann sag mir, dass du es BIST! Aber sag was. Irgendwas!«

Ich schüttelte den Kopf. »Ich ...« Es gab wahrhaftig nichts zu sagen, deshalb schüttelte ich wieder den Kopf.

»Ich bin ziemlich sicher, dass ich es nicht bin«, sagte ich. »Ich meine, ich glaube nicht.« Selbst für mich klang es so, als stünde ich mit beiden Beinen fest im Land der faulen Ausreden.

»Was soll das heißen, ziemlich sicher?«, bohrte Deborah. »Heißt das, du bist dir nicht sicher? Dass du die Person auf dem Bild sein könntest?«

»Nun«, erwiderte ich, alles in allem ein wirklich brillanter Gegenstoß. »Vielleicht. Ich weiß es nicht.«

»Und bedeutet ›ich weiß nicht‹ dass du nicht weißt, ob du es mir sagen willst oder bedeutet es, dass du wirklich nicht weißt, ob du der Mann auf dem Bild bist?«

»Ich bin ziemlich sicher, dass ich es nicht bin, Deborah«, wiederholte ich. »Aber ich weiß es wirklich nicht mit absoluter Sicherheit. Er sieht aus wie ich, oder?«

»Scheiße«, fluchte sie und trat wieder gegen den umgestürzten Stuhl. Er krachte gegen den Tisch. »Wie kannst du das nicht wissen, gottverdammmt.«

»Das IST ein bisschen schwierig zu erklären.«

»Versuch's.«

Ich öffnete den Mund, aber dieses eine Mal in meinem Leben kam nichts

heraus. Als wäre nicht alles schon schlimm genug, schien ich plötzlich auch noch verblödet zu sein. »Ich ... Ich hatte diese ... Träume, aber – Deb, ich weiß es einfach nicht«, sagte ich, und tatsächlich habe ich wahrscheinlich gemurmelt.

»Scheiße, Scheiße, SCHEISSE!«, fluchte Deborah. Tret, tret, tret.

Und es war sehr schwierig, ihrer Analyse der Situation nicht beizupflichten.

Meine dummen, selbstzerstörerischen Grübeleien kehrten in leuchtenden, spöttischen Farben zurück.

Selbstverständlich war ich es nicht – wie konnte ich es sein? Das würde ich doch wissen? Offensichtlich nicht, lieber Junge. Offensichtlich weißt du in Wahrheit überhaupt nichts. Denn unser tiefdunkles, dusseliges Hirn gaukelt uns alle möglichen Dinge vor, lässt Realität und Vorstellung verschwimmen, nur Bilder lügen nicht.

Deb entfesselte eine neue Reihe brutaler Angriffe auf den Stuhl und richtete sich dann auf. Ihr Gesicht war stark gerötet, und ihre Augen glichen den Augen Harrys mehr, als ich es jemals zuvor gesehen hatte.

»In Ordnung«, sagte sie. »Es geht so«, und sie blinzelte und hielt einen Moment inne, als uns beiden klar wurde, dass sie soeben eine Redewendung von Harry benutzt hatte.

Und nur für eine Sekunde befand sich Harry hier mit uns im Raum, mit Deborah und mir, so unterschiedlich und doch beide Harrys Kinder, die beiden seltsamen Produkte seines einzig-artigen Vermächtnisses. Deborahs Rücken verlor etwas von seiner stählernen Härte, und sie wirkte fast menschlich, etwas, das ich seit einiger Zeit nicht mehr gesehen hatte. Sie starrte mich einen langen Augenblick an und wandte dann den Blick ab.

»Du bist mein Bruder, Dex«, sagte sie. Ich war ganz sicher, dass sie ursprünglich etwas anderes hatte sagen wollen.

»Niemand wird dir einen Vorwurf daraus machen«, versicherte ich ihr.

»Gott verdamme dich, du bist mein *Bruder*«, knurrte sie, und ihre Wildheit überraschte mich vollkommen. »Ich weiß nicht, was zwischen dir und Dad vorging. Die Sachen, über die ihr zwei nie gesprochen habt. Aber ich weiß, was er getan hätte.«

»Mich ausgeliefert«, sagte ich, und Deborah nickte.

»Das ist richtig«, sagte sie. »Er hätte dich ausgeliefert. Und das werde ich auch tun.« Sie wandte den Blick ab, sah aus dem Fenster, weit bis zum

Horizont.

»Ich muss diese Verhöre beenden«, sagte sie. »Ich überlasse es dir festzustellen, wie relevant dieser Beweis ist. Nimm ihn mit zu deinem Computer nach Hause und stell fest, was du festzustellen hast. Und wenn ich hier fertig bin, komme ich bei dir vorbei, bevor ich mich wieder zum Dienst melde und höre mir an, was du zu sagen hast.« Sie sah auf ihre Uhr. »Um zwanzig Uhr. Und wenn ich dich dann ausliefern muss, werde ich es tun.«

Sie sah mich wieder lange an. »Gottverdammte, Dexter«, sagte sie weich und verließ den Raum.

Ich ging hinüber zum Fenster und warf einen Blick hinaus. Unter mir wirbelte noch immer unverändert der Zirkus aus Cops, Reportern und gaffenden Waschlapen. In weiter Ferne jenseits des Parkplatzes konnte ich den Expressway erkennen, auf dem Autos und Lastwagen mit dem in Miami erlaubten Tempo von 95 Meilen pro Stunde entlangrasten. Und dahinter lag in dunstiger Entfernung die hoch aufstrebende Skyline von Miami.

Und hier im Vordergrund stand der dösige, dumpfbackige Dexter und starrte aus dem Fenster auf eine Stadt, die nicht sprach und ihm auch dann nichts erzählen würde, wenn sie es täte.

Gottverdammte, Dexter.

Ich weiß nicht, wie lange ich aus diesem Fenster starrte, aber langsam dämmerte mir, dass dort draußen keine Antworten lagen. Aber in Captain Pickels Computer mochten welche sein. Ich wandte mich zum Schreibtisch und schaute nach. Das Gerät besaß einen CD-Brenner.

In der obersten Schublade entdeckte ich einen Stapel beschreibbarer CDs. Ich legte eine in den Schacht, brannte den kompletten Bildordner und nahm die CD heraus.

Ich hielt sie, betrachtete sie; sie hatte nicht viel zu sagen, und vielleicht bildete ich mir das schwache Kichern der düsteren Stimme nur ein, das ich vom Rücksitz zu hören glaubte. Aber nur um sicherzugehen, löschte ich das Dokument von der Festplatte.

Auf meinem Weg nach draußen wurde ich von den diensttuenden Broward-Cops weder aufgehalten noch sprachen sie mich an, aber es schien mir, als musterten sie mich mit harter, misstrauischer Gleichgültigkeit.

Ich fragte mich, ob es sich so anfühlte, ein Gewissen zu haben. Ich nahm an, dass ich das niemals herausfinden würde – anders als die arme Deborah,

die von zu vielen Loyalitäten zerrissen wurde, die unmöglich nebeneinander im gleichen Verstand existieren konnten. Ich bewunderte ihre Entscheidung, mir die Feststellung der Relevanz des Beweises zu überlassen. Sehr sauber. Es hatte viel von Harry, so, als würde man eine geladene Waffe auf dem Tisch eines schuldigen Freundes liegen lassen und hinausgehen, in dem Wissen, dass die Schuld den Abzug drückte und der Stadt die Kosten einer Verhandlung ersparte. In Harrys Welt konnte ein Mann mit dieser Art von Schande nicht weiterleben.

Aber wie Harry sehr genau gewusst hatte, war seine Welt schon lange untergegangen – und ich hatte weder ein Gewissen noch empfand ich Scham oder Schuld.

Alles, was ich hatte, war eine CD mit ein paar Bildern darauf. Und natürlich ergaben diese Bilder noch weniger Sinn als ein Gewissen.

Es musste eine Erklärung geben, die nichts mit einem Dexter zu tun hatte, der nachts im Schlaf einen Transporter durch Miami fuhr. Sicher, die meisten Fahrer schienen das zu schaffen, aber sie waren zumindest zeitweise wach, wenn sie losfuhren, oder? Und hier war ich, mit klaren Augen und völlig bei mir und nicht im Mindesten die Sorte Typ, die durch die Stadt zog und unbewusst mordete; nein, ich war die Art Typ, die jeden Moment davon hellwach genießen wollte. Und um zum ausschlaggebenden Punkt zu kommen, gab es noch die Nacht auf dem Causeway. Es war physisch unmöglich, dass ich den Kopf gegen meinen eigenen Wagen geworfen hatte, oder?

... es sei denn, ich machte mich selber glauben, dass ich an zwei Orten gleichzeitig sein konnte, was eigentlich eine Menge Sinn ergab – angesichts der Tatsache, dass die einzige andere Lösung, die mir dazu einfiel, darin bestand, dass ich nur glaubte, ich hätte dort in meinem Wagen gesessen und jemanden beobachtet, der einen Kopf warf, während in Wirklichkeit ich den Kopf gegen mein Auto geworfen hatte und dann ...

Nein. Lächerlich. Ich konnte die letzten Bruchstücke meines einstmals so stolzen Verstands nicht anweisen, ein solches Märchen zu akzeptieren. Es musste eine ganz einfache, völlig logische Erklärung geben, und ich würde sie finden, und auch wenn ich klang wie ein Mann, der sich selbst zu überzeugen versucht, dass nichts unter dem Bett liegt, sprach ich es laut aus.

»Es gibt eine einfache, logische Erklärung«, sagte ich mir. Und weil man

nie weiß, wer alles zuhört, fügte ich hinzu: »Und unter dem Bett ist nichts.«

Aber wieder einmal bestand die einzige Erwiderung in einem bedeutungsvollen Schweigen des Dunklen Passagiers.

Trotz der üblichen unbeschwerten Mordlust der anderen Fahrer fand ich auf der Fahrt nach Hause keine Antwort. Oder um vollkommen ehrlich zu sein, ich fand keine Antworten, die einen Sinn ergaben. Dumme Antworten fand ich jede Menge. Aber sie gingen alle von der gleichen zentralen Voraussetzung aus, die lautete, dass im Schädel unseres Lieblingsungeheuers nicht alles in Ordnung war, und das fand ich schwer zu akzeptieren.

Vielleicht lag es daran, dass ich mich nicht verrückter fühlte als sonst auch. Ich vermisste keine grauen Zellen, ich schien nicht langsamer oder befremdlicher zu denken, und bis jetzt hatte ich, soweit ich wusste, keine Unterhaltungen mit unsichtbaren Freunden geführt.

Außer im Schlaf natürlich – aber zählte das wirklich? Waren wir im Schlaf nicht alle verrückt? Was war Schlaf denn anderes als ein Prozess, bei dem wir unsere geistige Instabilität in ein dunkles unterbewusstes Loch schütteten und auf der anderen Seite mit der Bereitschaft wieder herauskamen, Getreideflocken statt der Nachbarskinder zu verspeisen.

Und sah man von meinen Träumen ab, ergab alles Übrige Sinn: Ein anderer hatte auf dem Causeway den Kopf nach mir geworfen, eine Barbie in meinem Apartment deponiert und die ganzen Leichen auf diese bestechende Weise arrangiert. Ein anderer, nicht ich. Ein anderer als der teure, düstere Dexter. Und dieser andere war endlich gefangen, direkt hier, auf den Bildern dieser CD. Und ich würde mir die Bilder ansehen und ein für alle Mal beweisen, dass ...

... dass es sehr danach aussah, als könnte ich der Killer sein?

Gut, Dexter. Ausgezeichnet. Ich habe dir doch gesagt, es gibt eine logische Erklärung. Ein anderer, der eigentlich ich war. Natürlich. Das war wundervoll stimmig, nicht?

Ich kam zu Hause an und schlich vorsichtig in mein Apartment. Niemand schien auf mich zu warten. Es gab selbstverständlich auch keinen Anlass dazu. Aber die Gewissheit, dass der die Metropole terrorisierende Erzfeind wusste, wo ich lebte, war ein wenig beunruhigend.

Er hatte unter Beweis gestellt, dass er die Art Ungeheuer war, die zu allem

fähig war – er konnte außerdem jederzeit wiederkommen und noch mehr Puppenteile zurücklassen. Besonders wenn er ich war.

Was er natürlich nicht war. Gewiss nicht. Die Bilder würden ein winziges Detail zeigen, das bewies, dass die Ähnlichkeiten rein zufällig waren – und zweifellos war meine sonderbare Einstimmung auf diese Morde ebenso zufällig. Ja, es handelte sich eindeutig um eine Reihe vollkommen logischer, ungeheuerlicher Zufälle. Vielleicht sollte ich die Jungs vom Guinness-Buch anrufen.

Ich fragte mich, was der Weltrekord für die Ungewissheit, eine Mordserie begangen zu haben, war.

Ich legte eine Phillip-Glass-CD ein und setzte mich in meinen Sessel. Die Musik stimulierte die Leere in meinem Inneren, und nach wenigen Minuten kehrte so etwas wie meine übliche Gelassenheit und eiskalte Logik zurück. Ich setzte mich an meinen PC und fuhr ihn hoch. Ich legte die CD in das Laufwerk und betrachtete die Bilder. Ich vergrößerte Bildausschnitte und tat alles Mögliche, um die Aufnahmen schärfer zu machen. Ich versuchte Dinge, die ich nur vom Hörensagen kannte, und Dinge, die ich spontan entwickelte, aber nichts funktionierte. Am Ende war ich kein Stückchen weiter als zu Beginn. Es war schlicht unmöglich, eine ausreichend hohe Auflösung zu erreichen, um das Gesicht des Mannes auf den Bildern klar erkennen zu können. Dennoch starrte ich weiter auf die Aufnahmen. Ich stürzte sie und betrachtete sie aus verschiedenen Winkeln. Ich druckte sie aus und hielt sie ins Licht. Ich tat alles, was auch normale Menschen tun würden, und obwohl ich mit dieser Imitation sehr zufrieden war, entdeckte ich nichts, außer dass der Mann auf den Bildern aussah wie ich. Es war mir unmöglich, einen klaren Eindruck zu gewinnen, selbst seine Kleidung war verschwommen. Er trug ein T-Shirt, das ebenso gut weiß wie braun oder gelb oder sogar hellblau sein konnte. Die Parkplatzleuchte, unter der er stand, war eine dieser Argon-Lampen zur Verbrechensverhütung, die ein rosa-oranges Licht abgeben. Deswegen und wegen der geringen Auflösung konnte man unmöglich mehr erkennen. Seine Hose war lang, weit geschnitten und hell. Ebenfalls Standardkleidung, die jeder tragen konnte – ich eingeschlossen. Kleidungsstücke wie diese besaß ich in ausreichender Menge, um eine ganze Einheit von Dexter-Doubles damit auszustatten.

Ich schaffte es, einen Teil des Transporters so weit zu vergrößern, dass ich

den Buchstaben »A« erkennen konnte und darunter ein »B«, gefolgt von einem »R« und entweder einem »C« oder einem »O«. Aber der Laster stand schräg zur Kamera, und das war alles, was ich herausfinden konnte.

Keines der anderen Bilder enthielt irgendwelche Hinweise. Ich schaute mir die Sequenz erneut an: Der Mann verschwand, erschien wieder, und dann war der Transporter fort. Keine guten Winkel, kein zufälliges Einfangen des Führerscheins – und keine Möglichkeit, mit absoluter Sicherheit festzustellen, ob es sich um den tief träumenden Dexter handelte oder nicht.

Als ich endlich vom Computerbildschirm aufsaß, war es draußen dunkel geworden, die Nacht war hereingebrochen. Und ich tat, was ein normaler Mensch sicherlich schon vor Stunden getan hätte: Ich gab auf.

Ich konnte nichts mehr tun, außer auf Deborah zu warten. Ich würde meiner armen gequälten Schwester gestatten müssen, mich ins Gefängnis zu verfrachten.

Immerhin war ich auf die eine oder andere Weise wirklich schuldig. Ich sollte wirklich eingesperrt werden.

Vielleicht durfte ich mir sogar eine Zelle mit McHale teilen. Er konnte mir den Rattentanz beibringen.

Und bei diesem Gedanken tat ich etwas ganz Wundervolles.

Ich schlief ein.

Ich hatte keinen Traum; erfuhr keine außerkörperliche Wahrnehmung; mir erschien weder eine Parade gespenstischer Bilder noch kopfloser, blutleerer Körper.

Keine Vision von Zuckerpflaumen tanzte durch meinen Verstand. Nichts existierte, nicht einmal ich, nur dunkler, zeitloser Schlaf.

Aber als das Telefon mich weckte, wusste ich dennoch, dass es um Deborah ging, und ich wusste, dass sie nicht kommen würde.

Meine Hand schwitzte bereits, als ich den Hörer ergriff.

»Ja«, meldete ich mich.

»Hier ist Captain Matthews«, sagte die Stimme. »Kann ich bitte mit Officer Morgan sprechen?«

»Sie ist nicht hier«, antwortete ich, wobei einem kleinen Teil von mir bei diesem Gedanken und dem, was er bedeutete, ganz flau wurde.

»Hmpf. Also, ja, das ist nicht – wann ist sie gegangen?«

Ich schaute instinktiv zur Uhr, es war 21:15 Uhr, und ich schwitzte noch heftiger. »Sie war gar nicht hier«, teilte ich dem Captain mit.

»Aber sie hat sich zu Ihnen abgemeldet. Sie ist im Dienst – sie sollte bei Ihnen sein.«

»Sie war nicht hier.«

»Ach, gottverdammte«, sagte er. »Sie meinte, Sie hätten einen Beweis, den wir brauchen.«

»Das stimmt«, sagte ich. Und legte auf.

Ich war verdammt sicher, dass ich den Beweis hatte.

Ich wusste nur nicht genau, worin er bestand. Aber ich musste es herausfinden, und ich glaubte nicht, dass mir dazu noch besonders viel Zeit blieb. Oder um ganz präzise zu sein, dass Deb noch besonders viel Zeit blieb.

Und wieder einmal hatte ich keine Ahnung, woher ich das wusste. Ich hatte mir nicht bewusst gesagt: »Er hat Deborah.« Keine alarmierenden Bilder ihres drohenden Schicksals waren vor meinem geistigen Auge aufgetaucht. Und ich hatte auch keine blendenden Geistesblitze oder dachte »Hmm, Deb sollte längst hier sein, das sieht ihr gar nicht ähnlich.« Ich wusste es einfach,

genau wie ich beim Aufwachen gewusst hatte, dass Deborah zu mir aufgebrochen war und es nicht geschafft hatte, und ich wusste, was das bedeutete.

Er hatte sie.

Und er hatte sie nur deshalb, um mir gefällig zu sein, da war ich sicher. Er war mir näher und näher gekommen – war in mein Apartment eingedrungen, hatte mir mit seinen Opfern kleine Botschaften hinterlassen, hatte mich mit Hinweisen und kurzen Blicken auf das geneckt, was er tat. Und nun war er mir so nah, wie er nur sein konnte, ohne sich im selben Zimmer aufzuhalten. Er hatte Deb, und er wartete gemeinsam mit ihr. Wartete auf mich.

Aber wo? Und wie lange würde er warten, bevor er ungeduldig wurde und ohne mich zu spielen begann? Und ohne mich wusste ich verdammt genau, wer sein Spielkamerad sein würde – Debbie. Sie war angetan mit ihrem Nuttenkostüm bei mir in der Wohnung gewesen, für ihn die vollkommene Geschenkverpackung. Es musste ihm wie Weihnachten vorgekommen sein. Er hatte sie, und heute Abend würde sie seine spezielle Freundin sein. Ich wollte sie mir nicht so vorstellen, ausgestreckt und gefesselt, gezwungen zu beobachten, wie schrecklich langsam Teile von ihr für immer verschwanden. Aber so würde es sein. Unter anderen Umständen hätte es eine wundervolle Abendunterhaltung sein können – aber nicht mit Deborah. Ich war mir ziemlich sicher, dass ich das nicht wollte, dass ich nicht wollte, dass er etwas Wundervolles und Bleibendes tat, nicht heute Nacht. Später vielleicht, mit jemand anderem.

Wenn wir uns ein wenig besser kannten. Aber nicht jetzt. Nicht mit Deborah.

Und bei diesem Gedanken schien auf einmal alles viel besser. Es war so angenehm, das geklärt zu haben. Ich sah meine Schwester lieber lebendig als in kleinen blutleeren Teilchen. Reizend, ja fast menschlich von mir.

Nun, das war geklärt, was jetzt? Ich konnte Rita anrufen, vielleicht mit ihr ins Kino gehen oder im Park spazieren. Oder, mal überlegen – vielleicht, ich weiß nicht ... Deborah retten? Ja, das klang lustig. Aber ... Wie?

Ich hatte natürlich ein paar Anhaltspunkte. Ich wusste, wie er dachte – alles in allem dachte ich genauso. Und er wollte, dass ich ihn fand. Diese Botschaft hatte er laut und deutlich verkündet. Wenn es mir gelang, mir diese blödsinnigen Albernheiten aus dem Kopf zu schlagen – all diese

Träume und New-Age-Gespenster und alles andere –, dann war ich gewiss, den logischen und korrekten Ort ausfindig machen zu können. Er hätte sich Deborah nicht geschnappt, wenn er nicht überzeugt gewesen wäre, mir alles übermittelt zu haben, was ein schlaues Ungeheuer brauchte, um ihn zu finden.

Nun denn, schlauer Dexter – finde ihn. Spür den Debnapper auf. Setz deine rastlose Logik wie ein Rudel Polarwölfe auf diese Spur an. Jag den Motor deines Gigantengehirns hoch, spüre den Fahrtwind an den sprühenden Synapsen deines machtvollen Verstandes, während er mit Höchstgeschwindigkeit auf die schönen, unvermeidlichen Schlussfolgerungen zurast. Lauf, Dexter, lauf.

... Dexter?

Hallo? Jemand zu Hause?

Offensichtlich nicht. Ich spürte keinen Wind an meinen sprühenden Synapsen. Ich war so leer, als hätte ich nie existiert. Kein Strudel lähmender Emotionen, natürlich nicht, denn ich besaß keine Emotionen, die hätten strudeln können. Aber das Ergebnis war ebenso entmutigend. Ich fühlte mich betäubt und ausgelaugt, so als könnte ich tatsächlich fühlen. Deborah war verschwunden. Sie war in schrecklicher Gefahr, Teil einer faszinierenden künstlerischen Performance zu werden. Und ihre einzige Hoffnung auf eine Art Weiterleben außerhalb einer Reihe lebloser, am schwarzen Brett eines Ermittlungslabors hängender Fotos war ihr geschlagener, hirntoter Bruder. Der arme, dumpfdumme Dexter, der mit rotierendem, den eigenen Schwanz jagenden Verstand in seinem Sessel kauerte und den Mond anheulte.

Ich holte tief Luft. Wenn ich jemals ich hatte sein müssen, dann jetzt. Ich konzentrierte mich stark und beruhigte mich, und während eine kleine Menge Dexter zurückkehrte und die hallende Leere meiner Hirnhöhle füllte, wurde mir bewusst, wie menschlich und dumm ich geworden war. Es war wahrhaftig kein großartiges Mysterium. Eigentlich war es vollkommen offensichtlich. Mein Freund hatte alles getan, außer mir eine gedruckte Einladung zu schicken, auf der stand: »Wir bitten Sie, uns bei der Vivisektion Ihrer Schwester die Ehre zu geben. Schwarzes Herz erwünscht.« Aber selbst dieser kleine Tropfen Logik wurde von einem neuen Gedanken aus meinem pochenden Hirn gewischt, der sich unter dem Verströmen fauler Logik hineinbohrte.

Ich hatte geschlafen, als Debbie verschwand.

Konnte das bedeuten, dass ich es wieder einmal getan hatte, ohne davon zu wissen? Was, wenn ich Deb bereits irgendwo auseinander genommen und die Teile in einem kalten, engen Lagerraum aufgestapelt hatte und – Lagerraum? Woher hatte ich das? *Das Gefühl des Umschlössenseins ... die Angemessenheit des Kabuffs im Eishockeystadion ... die kalte Luft, die über mein Rückgrat strich ...* Warum kam ich immer wieder darauf zurück? Denn das tat ich, egal was sonst vor sich ging. Ich kehrte zu diesen unlogischen Erinnerungen zurück, und ich konnte nicht erkennen, warum.

Was bedeuteten sie? Und warum scherte mich diese Bedeutung auch nur einen Kolibrifurz? Doch gleichgültig, ob sie etwas bedeuteten oder nicht, ich hatte nichts anderes, womit ich weitermachen konnte. Ich musste einen Ort suchen, der dieser Empfindung von Kälte und nachdrücklicher Angemessenheit entsprach. Es gab einfach keine andere Möglichkeit: Finde den Kasten. Und dort würde ich auch Debbie finden und entweder mein Selbst oder nicht mein Selbst. War das nicht einfach? Nein. Es war überhaupt nicht schlicht und einfach, nur schlicht gedacht. Es war absolut sinnlos, den gespenstischen geheimen Botschaften, die aus meinen Träumen an die Oberfläche stiegen, irgendwelche Aufmerksamkeit zu widmen. Träume hatten in der Realität keinerlei Bestand. Sie hinterließen keine Freddy-Krüger-Spuren in der wirklichen Welt. Ich konnte doch nicht aus dem Haus rasen und psychisch ferngesteuert ziellos in der Gegend herumfahren. Ich war ein kühles, rationales Geschöpf. Und deshalb schloss ich kühl und rational meine Wohnungstür ab und schlenderte zu meinem Auto. Ich hatte nach wie vor keine Ahnung, wohin ich fahren sollte, aber der Drang, dorthin zu gelangen, hatte rasch die Zügel ergriffen und peitschte mich hinunter zum Parkplatz des Gebäudes, auf dem mein Wagen stand. Aber wenige Meter vor meinem getreuen Gefährt blieb ich unvermittelt stehen, als wäre ich gegen eine unsichtbare Wand gelaufen.

Die Innenbeleuchtung brannte.

Ich hatte sie gewiss nicht angelassen. Als ich den Wagen geparkt hatte, war es noch hell gewesen, und ich konnte sehen, dass die Türen fest geschlossen waren. Ein Dieb hätte die Tür offen gelassen, um das Geräusch beim Schließen zu vermeiden.

Ich näherte mich langsam, absolut im Unklaren, was mich erwartete und ob

ich es wirklich sehen wollte.

Aus drei Metern Entfernung konnte ich etwas auf dem Beifahrersitz liegen sehen. Ich umkreiste den Wagen vorsichtig und spähte hinein, meine Nerven surrten, und ich spähte hinein. Und da lag sie.

Wieder Barbie. Bald würde ich eine richtige Sammlung besitzen.

Diese war mit einer kleinen Matrosenmütze, nabelfreiem Hemd und engen rosa Hotpants bekleidet. Mit einer Hand umklammerte sie einen winzigen Koffer, auf dessen Seite »*CUNARD*« aufgedruckt war.

Ich öffnete die Tür und hob die Puppe auf. Ich nahm Barbie den kleinen Koffer aus der Hand und ließ ihn aufspringen. Ein kleiner Gegenstand fiel heraus und kullerte über den Wagenboden. Ich hob ihn auf. Er sah Deborahs Klassenring furchtbar ähnlich. Auf der Innenseite des Rings war D.M. eingraviert, Deborahs Initialen.

Ich brach mit Barbie in meinen verschwitzten Händen auf dem Sitz zusammen. Ich drehte sie um. Ich bog ihre Beine. Ich winkte mit ihrem Arm. Und was hast du gestern Abend gemacht, Dexter? Ach, ich habe mit meinen Puppen gespielt, während ein Freund meine Schwester geschlachtet hat.

Ich verlor keine Zeit mit der Frage, wie die Kreuzfahrtnutzen-Barbie in mein Auto gelangt war. Es war eine deutliche Botschaft – oder ein Anhaltspunkt. Aber Anhaltspunkte wiesen normalerweise auf etwas hin, und dieser schien in die falsche Richtung zu weisen. Debbie hatte er eindeutig – aber Cunard? Wie passte das zu dem engen kalten Mordraum? Ich konnte keine Verbindung erkennen. Aber in Miami gab es nur einen einzigen Ort, der dazu passte.

Ich fuhr die Douglas hoch und dann rechts durch Coconut Grove. Ich musste langsam fahren, um mich durch die Horden glücklicher Schwachköpfe zu zwängen, die zwischen den Geschäften und Cafés herumspazierten.

Sie alle schienen zu viel Geld und viel zu viel Zeit und zu wenig Grips zu besitzen, und ich brauchte wesentlich länger, als ich sollte, um sie hinter mir zu lassen. Aber es fiel mir schwer, mich deswegen übermäßig aufzuregen, da ich eigentlich gar nicht wusste, wohin ich fuhr.

Irgendwohin, den Bayfront Drive entlang, hinüber nach Brickie und nach Downtown-Miami. Ich erblickte keine riesigen Neonschilder, die bedeckt waren mit blitzenden Pfeilen und ermutigenden Worten wie »Zur

Präparation hier entlang!« Aber ich fuhr weiter, erreichte die American Airlines Arena und direkt dahinter den MacArthur Causeway. Bei der Arena gelang mir ein kurzer Blick auf die gigantische Silhouette eines Kreuzfahrtschiffs im Government Cut, nicht von der Cunard Line natürlich, aber ich spähte ängstlich nach irgendeinem Schild. Es schien offensichtlich, dass ich nicht direkt auf ein Kreuzfahrtschiff geleitet werden würde; zu überfüllt, zu viele schnüffelnde Angestellte. Aber irgendwo in der Nähe, mit irgendeinem Bezug – und was genau sollte das sein? Keine Ahnung. Ich starrte konzentriert genug auf das Schiff, um das Kajütdeck zu schmelzen, aber keine Deborah sprang aus ihrem Versteck und tänzelte die Gangway hinab.

Ich sah mich weiter um. Seitlich ragten die Schiffsladekräne wie *Star-Wars*-Kulissen in den Himmel. Schon kurz dahinter waren in den Schatten unter den Kränen die Lagercontainer kaum zu erkennen, große unordentliche Stapel, über den Boden verteilt, als hätte ein gigantisches und gelangweiltes Kind seine Kiste mit Bauklötzen ausgekippt. Einige Container besaßen eine Kühlung.

Und hinter den Containern ... Einen Moment mal, mein Junge.

Wer flüsterte mir zu, murmelte sanfte Worte ins Ohr des einsamen, im Dunklen dümpelnden Dexter? Wer saß jetzt hinter mir, wessen trockenes Kichern erfüllte den Rücksitz? Und warum? Welche Botschaft rasselte in meinem hirnlosen, widerhallenden Schädel? *Lagercontainer. Einige von ihnen besaßen eine Kühlung.* Aber warum Lagercontainer? Welchen vernünftigen Grund hatte mein Interesse an kalten, engen Räumen? O ja, natürlich. Wenn Sie es so sehen. Konnte dies die Stelle sein, die zukünftige Behausung des Dexter-Heimat-museums? Mit authentischen, lebensechten Ausstellungen, einschließlich einer seltenen Live-Performance von Dexters einziger Schwester? Ich riss das Steuer hart herum und schnitt einen BMW mit äußerst lauter Hupe. Ich hob den Mittelfinger, fuhr dieses eine Mal wie der Miami-Eingeborene, der ich war, und schoss auf den Causeway. Das Kreuzfahrtschiff lag links, das Containerareal rechts, umgeben von einem Maschendrahtzaun mit Stacheldrahtkrone. Ich fuhr auf der Zugangsstraße einmal herum, wobei ich mit einer anschwellenden Woge der Gewissheit und dem immer lauter werdenden Chor rang, der klang, als sänge der Dunkle Passagier College-Kampflieder. Die Straße endete in einer Sackgasse an

einem Wächterhäuschen, weit vor den Containern. Dort befand sich ein Tor, an dem mehrere uniformierte Gentlemen herumlungerten, und ohne die Beantwortung einiger peinlicher Fragen führte kein Weg hindurch. Ja, Officer, ich möchte gern hinein und mich ein wenig umschaun. Sehen Sie, ich dachte mir, dies wäre eine gute Stelle für einen Freund von mir, um meine Schwester aufzuschlitzen.

Ich fuhr durch eine Reihe oranger Kegel in der Mitte der Straße zehn Meter vor dem Tor, wendete und fuhr den Weg zurück, den ich gekommen war. Jetzt dräute das Kreuzfahrtschiff zur Rechten. Ich bog links ab, bevor ich wieder zurück auf die Brücke zum Festland kam und fuhr in ein großes Gebiet mit Terminals an einem Ende und einem Maschendrahtzaun am anderen. Der Zaun war fröhlich mit Schildern dekoriert, die jedem, der in dem Gebiet herumstreunte, schwerste Strafen androhten, gezeichnet vom Zoll der Vereinigten Staaten.

Der Zaun verlief zurück zur Hauptstraße an einem großen Parkplatz entlang, der um diese Nachtstunde leer war. Ich kurvte langsam herum und starrte auf die Container am anderen Ende. Sie stammten vermutlich aus ausländischen Häfen und mussten noch durch den Zoll, wo man sie streng kontrollieren würde. Es wäre viel zu schwierig, in dieses Gebiet hinein und wieder hinauszugelangen, besonders wenn man zweifelhaftes Gepäck wie zum Beispiel Leichenteile oder Ähnliches mit sich herumtrug. Ich musste entweder nach einem anderen Areal suchen oder zugeben, dass es Zeitverschwendung war, schwammigen Ahnungen hinterherzujagen, die von einer Reihe quälender Träume und einer spärlich bekleideten Puppe herrührten. Und je früher ich das zugab, desto größer wurde meine Chance, Deb zu finden. Sie war nicht hier. Es gab keinen Grund dafür.

Endlich, ein logischer Gedanke. Ich fühlte mich bereits besser, und gewiss wäre ich selbstgefällig geworden – wenn ich nicht einen vertrauten Transporter gesehen hätte, der direkt an der Innenseite des Zauns parkte und auf dessen Seite sich ein Aufdruck befand: »Alonzo Brothers«. Die private Versammlung im Keller meines Verstands sang zu laut, als dass ich mein Grinsen hätte hören können, also fuhr ich an den Rand und stellte den Wagen ab. Der schlaue Bub in mir klopfte an die Pforten meines Gehirns und rief »Beeilung! Beeilung! Los, los, los!« Aber aus dem hinteren Teil glitt die Eidechse hoch zum Fenster und züngelte warnend, und so saß ich einen

Augenblick einfach da, bevor ich schließlich aus dem Wagen stieg.

Ich ging hinüber zum Zaun und stand dort wie ein Kleindarsteller in einem Film über ein Gefangenenlager im Zweiten Weltkrieg. Meine Finger umklammerten die Maschen des Zauns, und ich starrte gierig auf das, was dahinter lag, nur ein paar unüberwindbare Meter entfernt. Ich war überzeugt, dass es für eine so erstaunlich intelligente Kreatur wie mich einen einfachen Weg hinein geben musste, aber es war bezeichnend für meinen momentanen Zustand, dass ich keine zwei Gedanken miteinander verknüpfen konnte. Ich musste hinein. Ich konnte aber nicht hinein. Und so klammerte ich mich an den Zaun und schaute hinein, in dem Bewusstsein, dass sich alles, was zählte, dort befand, nur ein paar Meter weit weg, und ich war vollkommen unfähig, mein riesiges Gehirn auf dieses Problem zu konzentrieren und eine Lösung zu finden, als es zurückprallte. Der Verstand sucht sich häufig einen schlechten Zeitpunkt, um auf Wanderschaft zu gehen, nicht wahr? Mein Rücksitzalarm schrillte. Ich musste weg hier – und zwar sofort. Ich stand verdächtig in einem stark überwachten Gebiet herum, und es war Nacht. Jeden Moment würde einer der Wächter sich für den hübschen, jungen Mann interessieren, der intelligent durch den Zaun spähte. Ich musste den Wagen nehmen und im Fahren einen Weg hinein finden. Ich trat vom Zaun zurück, den ich mit einem letzten verlangenden Blick betrachtete. Genau dort, wo meine Füße den Zaun berührt hatten, war eine kaum zu erkennende Lücke. Jemand hatte den Draht durchtrennt und gerade genug Raum geschaffen, damit ein Mensch oder eine gute Kopie wie ich hindurchschlüpfen konnte. Das lose Stück wurde von dem Gewicht des parkenden Transporters an Ort und Stelle gehalten, damit es nicht hin und her schwang und sich so verriet. Es konnte erst vor kurzem passiert sein, an diesem Abend, nach der Ankunft des Lasters.

Meine finale Einladung.

Ich zog mich vorsichtig zurück, spürte, wie ein geistesab-wesendes, automatisches Begrüßungslächeln mein Gesicht tarnte. Hallo, Officer, ich gehe spazieren. Wunderbarer Abend für eine Zerstückelung, finden Sie nicht? Ich schlurfte unbeschwert hinüber zu meinem Auto, betrachtete nichts als den Mond über dem Wasser und pfiff ein fröhliches Liedchen, während ich einstieg und davonfuhr. Niemand schien mir auch nur die geringste Aufmerksamkeit zu schenken – abgesehen natürlich von dem Halleluja-Chor

in meinem Kopf. Ich lenkte meinen Wagen in eine Lücke drüben beim Kreuzfahrtbüro, vielleicht hundert Meter von meinem kleinen handgearbeiteten Eingang ins Paradies. Ein paar andere Autos parkten in der Nähe. Niemand würde einen Gedanken an meines verschwenden.

Aber während ich es abstellte, glitt ein Wagen auf den Platz daneben, ein dunkelblauer Chevy mit einer Frau am Steuer. Ich saß einen Moment reglos da. So wie sie.

Ich öffnete die Tür und stieg aus.

Ebenso wie Detective LaGuerta.

In verfahrenen gesellschaftlichen Situationen bin ich normalerweise gut, aber diesmal war ich mit meiner Weisheit am Ende. Ich wusste einfach nicht, was ich sagen sollte, und einen Moment lang starrte ich LaGuerta nur an. Sie erwiderte den Blick, ohne zu blinzeln, die Fänge leicht entblößt wie eine Raubkatze, die versucht sich zu entscheiden, ob sie mit dir spielen oder dich fressen will. Mir fiel keine Bemerkung ein, die nicht mit einem Stottern begonnen hätte, und sie schien nur daran interessiert, mich zu beobachten. So standen wir eine ganze Weile einfach nur da. Endlich brach sie das Eis mit einem kleinen Scherz.

»Was ist da drin?«, fragte sie und wies mit dem Kopf auf den ungefähr hundert Meter entfernten Zaun.

»Warum, Detective?«, sprudelte ich hervor, in der Hoffnung, ihr möge nicht auffallen, was sie soeben gesagt hatte. »Was machen Sie hier?«

»Ich bin Ihnen gefolgt. Was ist da drin?«

»Da drin?«, fragte ich. Ich weiß, keine besonders geistreiche Erwiderung, aber ehrlich, die guten Antworten waren mir soeben ausgegangen, und man konnte unter diesen Umständen wirklich nicht erwarten, dass ich mir eine bessere einfallen ließ.

Sie legte den Kopf auf die Seite und streckte die Zungenspitze hinaus, fuhr sich damit über die Unterlippe; langsam nach links, rechts, links und dann wieder zurück in den Mund. Dann nickte sie. »Sie müssen mich für blöd halten«, bemerkte sie. Und natürlich hatte mich dieser Gedanke ein oder zwei Mal flüchtig gestreift, aber es schien nicht besonders höflich, dies zu erwähnen. »Aber eines dürfen Sie nicht vergessen«, fuhr sie fort. »Ich bin ein richtiger Detective, und das hier ist Miami. Was glauben Sie, wie ich das geworden bin, hä?«

»Ihr Aussehen?«, fragte ich und schenkte ihr ein blitzendes Lächeln. Ein Kompliment an eine Frau ist nie verkehrt.

Sie zeigte mir ihr reizendes Gebiss, das im Licht der Argon-Lampen sogar noch strahlender schimmerte. »Das ist gut«, meinte sie und verzog ihre Lippen zu einem seltsamen Halblächeln, das ihre Wangen einfallen und sie älter wirken ließ. »Das ist die Art Scheiße, auf die ich hereingefallen bin, als

ich noch glaubte, dass Sie mich mögen.«

»Ich mag Sie, Detective«, versicherte ich ihr vielleicht ein wenig zu eilfertig. Sie schien mich nicht zu hören.

»Aber dann werfen Sie mich in den Mülleimer wie irgendeine lästige Nutte, und ich frage mich, was stimmt nicht mit mir? Habe ich Mundgeruch? Aber dann überkommt mich eine Erleuchtung. Es liegt nicht an mir. Es liegt an Ihnen. Mit Ihnen stimmt etwas nicht.«

Natürlich hatte sie Recht, aber es tat trotzdem weh.

»Ich ... was wollen Sie damit sagen?«

Sie schüttelte wieder den Kopf. »Sergeant Doakes würde Sie am liebsten umbringen und weiß nicht einmal, warum. Ich hätte auf ihn hören sollen. Mit Ihnen stimmt etwas nicht. Und Sie stehen in irgendeiner Verbindung zu diesem ganzen Nuttenkram.«

»In Verbindung – was soll das heißen?«

Diesmal lag in dem Lächeln, das sie mir zeigte, eine gewisse wilde Freude und der Hauch eines Akzents schlich sich zurück in ihre Stimme. »Den Gerissenen zu spielen heben Sie sich lieber für Ihren Anwalt auf. Und vielleicht für den Richter. Ich glaube nämlich, ich habe Sie jetzt.« Sie sah mich einen Moment mit dunklen glitzernden Augen an. Sie wirkte so unmenschlich, wie ich war, und das jagte mir einen kleinen Schauer über den Nacken – hatte ich sie wirklich unterschätzt? War sie wirklich so gut?

»Und deshalb haben Sie mich beschattet?«

Mehr Zähne. »Das ist richtig, ja«, bestätigte sie. »Warum sehen Sie dauernd zum Zaun hinüber? Was ist da drin?«

Ich bin sicher, dass ich unter normalen Umständen vorher daran gedacht hätte, aber ich plädiere auf Zwang.

Bis zu diesem Moment war es mir einfach nicht aufgefallen. Aber als es geschah, war es wie ein kleines, blendendes Licht, das aufloderte. »Wann haben Sie damit begonnen? Bei mir zu Hause? Um welche Uhrzeit?«

»Warum wechseln Sie dauernd das Thema? Da drin ist etwas, ja?«

»Detective, bitte – es könnte wichtig sein. Wann haben Sie begonnen, mir zu folgen?«

Sie musterte mich eine Weile und mir ging auf, dass ich sie tatsächlich unterschätzt hatte. An dieser Frau war weitaus mehr als nur politischer Instinkt. Sie hatte wirklich etwas Besonderes. Ich war noch immer nicht

überzeugt, dass auch Intelligenz dazu gehörte, aber sie besaß Geduld, und gelegentlich war das bei ihrer Arbeit wichtiger als Gerissenheit. Sie war bereit, einfach zu warten und mich zu beobachten und ihre Fragen zu wiederholen, bis sie eine Antwort erhielt. Und dann würde sie vermutlich dieselben Fragen noch ein paar Mal stellen, warten und weiter beobachten, um herauszufinden, was ich tun würde. Gewöhnlich konnte ich sie austricksen, aber ich konnte sie nicht aussitzen, nicht heute Abend.

Deshalb setzte ich meinen demütigsten Ausdruck auf und wiederholte mich. »Bitte, Detective ...«

Sie streckte erneut die Zunge hinaus und zog sie schließlich wieder ein. »Okay«, sagte sie. »Nachdem Ihre Schwester seit Stunden verschwunden war und keiner wusste, wohin, begann ich zu glauben, dass sie vielleicht hinter etwas her war. Und da ich weiß, dass sie alleine nichts kann, wohin würde sie gehen?« Sie zog eine Augenbraue hoch und redete dann in irgendwie triumphierendem Tonfall weiter. »Zu Ihnen nach Hause, natürlich! Um mit Ihnen zu reden!« Sie nickte heftig, erfreut über ihre deduktive Logik. »Und dann dachte ich eine Weile über Sie nach. Wie Sie immer auftauchen und sich umschaun, auch wenn Sie nicht dazu gezwungen sind. Wie Sie gelegentlich diese Serienkiller einschätzen können, nur diesen nicht. Und außerdem darüber, wie Sie mich mit dieser blöden Liste angeschissen, mich als dumm hingestellt haben, mich weggeworfen haben –«

Ihr Gesicht verhärtete sich, eine Sekunde sah sie alt aus.

Dann lächelte sie und fuhr fort. »Ich äußerte etwas in dieser Art im Büro, und Sergeant Doakes meinte, er hätte mich ja gewarnt, aber ich hätte nicht auf ihn gehört. Und ganz plötzlich ist es Ihr großes hübsches Gesicht, das an jeder Ecke auftaucht, und das sollte es nicht.« Sie zuckte die Achseln. »Und deshalb bin ich zu Ihnen gefahren.«

»Wann? Um welche Uhrzeit, wissen Sie das noch?«

»Nein«, sagte sie. »Aber ich war erst zwanzig Minuten da, als Sie herauskamen, mit der idiotischen Barbiepuppe spielten und dann hierher führen.«

»Zwanzig Minuten ...« Demnach war sie nicht früh genug da gewesen, um sehen zu können, wer oder was Deborah verschleppt hatte. Und sie sagte ziemlich wahrscheinlich die Wahrheit und war mir einfach gefolgt, um herauszufinden – um was herauszufinden?

»Aber warum sind Sie mir überhaupt gefolgt?«

Sie zuckte die Achseln. »Sie haben etwas mit dieser Sache zu tun. Vielleicht haben Sie es nicht getan, ich weiß es nicht. Aber ich werde es herauskriegen. Und einiges von dem, was ich finde, wird an Ihnen kleben bleiben. Was ist dort drin, in den Containern? Werden Sie es mir verraten, oder bleiben wir einfach die ganze Nacht hier stehen?«

Auf ihre Weise hatte sie den Finger genau auf den wunden Punkt gelegt. Wir konnten nicht die ganze Nacht hier stehen bleiben. Ich war überzeugt, dass wir nicht mehr viel länger stehen bleiben konnten, bevor Deborah furchtbare Dinge zustießen. Wenn sie nicht schon passiert waren. Wir mussten gehen, jetzt sofort, losgehen, ihn finden und aufhalten. Aber wie sollte ich das machen mit LaGuerta an meiner Seite? Ich fühlte mich wie ein Komet mit unerwünschtem Schweif.

Ich holte tief Luft. Rita hatte mich einmal zu einem Workshop für New-Age-Gesundheitsbewusstsein mitgeschleppt, bei dem besonderer Wert auf die reinigende Kraft der Atmung gelegt wurde. Ich atmete ein. Ich fühlte mich danach nicht wesentlich reiner, aber immerhin setzte sich dadurch mein Gehirn wirbelnd in Bewegung, und mir wurde klar, dass ich etwas tun musste, was ich nie zuvor getan hatte – die Wahrheit sagen. LaGuerta starrte mich noch immer an und wartete auf eine Antwort.

»Ich denke, dass der Killer dort drin ist«, sagte ich LaGuerta. »Und ich glaube, er hat Officer Morgan.«

Reglos musterte sie mich einen Moment. »Okay«, sagte sie schließlich. »Und deshalb haben Sie an dem Zaun gestanden und hinübergeschaut? Weil Sie Ihre Schwester so sehr lieben, dass Sie zuschauen wollen?«

»Weil ich hineinwollte. Ich habe nach einem Weg durch den Zaun gesucht.«

»Haben Sie vergessen, dass Sie für die Polizei arbeiten?«

Nun, da war es. Sie war sogleich zum Kern des Problems vorgedrungen, und das ganz allein. Darauf wusste ich wirklich keine überzeugende Antwort. Die Wahrheit zu sagen scheint nie ohne unerfreuliche Begleiterscheinungen abzugehen. »Ich wollte – ich wollte ganz sichergehen, bevor ich großen Wirbel veranstalte.«

Sie nickte. »Mhm. Das ist wirklich gut«, meinte sie. »Aber jetzt sage ich Ihnen, was ich wirklich glaube. Entweder haben Sie selbst etwas Schlimmes

getan oder Sie wissen etwas darüber. Und entweder versuchen Sie etwas zu verbergen oder wollen es alleine aufklären.«

»Allein? Aber warum sollte ich das wollen?«

Sie schüttelte den Kopf, um zu zeigen, wie dumm ich war. »Damit Sie die ganze Anerkennung ernten. Sie und Ihre Schwester. Dachten Sie, ich würde das nicht merken? Ich habe Ihnen doch gesagt, dass ich nicht dumm bin.«

»Ich bin nicht Ihr Schlitzer, Detective«, sagte ich, lieferte mich ihrer Barmherzigkeit aus und wusste gleichzeitig ganz genau, dass sie davon noch weniger besaß als ich. »Aber ich glaube, dass er in einem dieser Container ist.«

Sie leckte sich die Lippen. »Warum glauben Sie das?«

Ich zögerte, aber sie starrte mich weiter an, unbewegt wie eine Eidechse. Wie unangenehm es auch sein mochte, ich musste ihr ein weiteres Stück der Wahrheit beichten. Ich wies mit dem Kopf auf den Alonzo-Brothers-Transporter innerhalb der Umzäunung. »Das ist sein Transporter.«

»Ha«, sagte sie und blinzelte endlich. Ihre Konzentration ließ einen Moment nach und richtete sich auf etwas anderes. Auf ihre Frisur? Ihr Make-up? Ihre Karriere? Ich wusste es nicht. Aber es gab eine Menge unangenehme Fragen, die ein guter Detective jetzt gestellt hätte: Woher wusste ich, dass es sein Laster war? Wie hatte ich ihn gefunden? Warum war ich so sicher, dass er den Laster nicht nur hier abgestellt hatte und sich anderswo befand? Aber in der abschließenden Analyse war LaGuerta nicht besonders gut; sie nickte einfach, leckte sich wieder die Lippen und sagte: »Wie finden wir ihn da drin?«

Ich hatte sie eindeutig unterschätzt. Sie hatte den Übergang vom »Sie« zum »wir« mühelos vollzogen. »Wollen Sie keine Verstärkung rufen?«, erkundigte ich mich. »Es handelt sich um einen sehr gefährlichen Mann.« Zugegeben, ich wollte sie nur piesacken. Aber sie nahm es ernst.

»Wenn ich diesen Kerl nicht allein schnappe, bin ich innerhalb von vierzehn Tagen Politesse«, sagte sie. »Ich bin bewaffnet. Mir entkommt niemand. Ich rufe Verstärkung, wenn ich ihn habe.« Sie musterte mich, ohne zu blinzeln. »Und wenn er nicht da drin ist, liefere ich Sie aus.«

Es schien eine gute Idee, das durchgehen zu lassen.

»Können Sie uns durch das Tor bringen?«

Sie lachte. »Selbstverständlich. Ich habe meine Marke, damit kommen wir

überall durch. Und dann?»

Das war der haarige Teil. Wenn sie es schluckte, hatte ich es geschafft. »Dann trennen wir uns und suchen, bis wir ihn gefunden haben.«

Sie musterte mich. Wieder erkannte ich in ihrem Gesicht den Ausdruck, den sie gehabt hatte, als sie zu Anfang aus dem Auto stieg – den Ausdruck eines Raubtiers, das seine Beute taxiert, sich fragt, wann und wo es zuschlagen und wie viele Klauen es benutzen soll. Es war grauenvoll, ich spürte tatsächlich, wie ich mich für diese Frau erwärmte.

»Okay«, sagte sie schließlich und wies mit dem Kopf zu ihrem Auto. »Steigen Sie ein.«

Ich stieg ein. Sie fuhr uns zurück auf die Straße und zum Tor. Selbst zu dieser Stunde herrschte noch ein wenig Verkehr. Das meiste davon schienen Leute aus Ohio zu sein, die nach ihrem Kreuzfahrtschiff suchten, aber einige von ihnen sammelten sich am Tor, wo die Wächter sie den Weg zurückschickten, den sie gekommen waren.

Detective LaGuerta überholte und drängte ihren großen Chevy an die Spitze der Schlange. Die Fahrkünste des Mittleren Westens bedeuteten für eine Kubanerin aus Miami mit guter Krankenversicherung und einem Wagen, der ihr gleichgültig war, keine Herausforderung.

Hupen dröhnten, ein paar gedämpfte Schreie erklangen, und wir standen vor dem Wachhäuschen.

Der Wächter lehnte sich heraus, ein dünner, muskulöser Schwarzer. »Lady, Sie dürfen nicht ...«

Sie hielt ihre Marke hoch. »Polizei. Öffnen Sie das Tor.«

Sie sagte das mit so geballter Autorität, dass ich fast selbst aus dem Wagen gesprungen wäre, um das Tor aufzureißen.

Aber der Wächter erstarrte, atmete durch den Mund ein und warf einen nervösen Blick nach hinten in das Häuschen. »Was wollen Sie mit ...«

»Öffnen Sie das verdammte Tor«, forderte sie ihn auf, wobei sie ihre Marke schwenkte, und endlich löste sich seine Erstarrung.

»Kann ich die Marke sehen?«, fragte er. LaGuerta hielt sie steif hoch, zwang ihn, einen Schritt nach vorn zu machen, um sie in Augenschein zu nehmen. Er runzelte die Stirn, fand aber nichts, wogegen er Einspruch erheben konnte. »Aha«, sagte er. »Können Sie mir sagen, warum Sie dort hinein möchten?«

»Ich kann Ihnen sagen, dass ich Sie, wenn Sie das Tor nicht innerhalb von zwei Sekunden öffnen, in den Kofferraum meines Wagens stopfe, Sie mit nach Miami nehme und in eine Zelle mit schwulen Rockern sperre. Und dann vergessen werde, wo ich Sie gelassen habe.«

Der Wächter trat zurück. »Ich wollte Ihnen nur behilflich sein«, sagte er und rief über die Schulter: »Tavio, mach das Tor auf.«

Das Tor schwang auf, und LaGuerta schoss mit dem Wagen hindurch. »Der Mistkerl hat etwas laufen, wovon ich nichts erfahren soll«, meinte sie. In ihrer Stimme lag Amüsement und steigende Erregung. »Aber Schmuggler interessieren mich heute Nacht nicht.« Sie sah zu mir herüber. »Wohin fahren wir?«

»Ich weiß nicht«, erwiderte ich. »Ich denke, wir sollten an der Stelle anfangen, an der er den Transporter abgestellt hat.«

Sie nickte, während sie die Gasse zwischen den Container-stapeln entlangraste. »Falls er einen Körper tragen musste, hat er vermutlich nah an dem Ort geparkt, zu dem er wollte.«

Als wir uns dem Zaun näherten, bremste sie ab, steuerte den Wagen leise bis ungefähr fünfzig Meter vor den Transporter und stellte den Motor ab. »Lassen Sie uns einen Blick auf den Zaun werfen«, meinte sie, rammte die Automatik auf Parken und glitt aus dem Wagen, während er zum Stehen kam.

Ich folgte. LaGuerta trat in etwas, das ihr missfiel, und hob das Bein, um ihre Schuhsohle zu betrachten. »Gottverdammte«, fluchte sie.

Ich schob mich an ihr vorbei, wobei ich meinen Puls laut und schnell pochen spürte, und ging hinüber zum Transporter. Ich lief einmal herum, probierte die Türen.

Sie waren verschlossen, und die beiden Heckfenster waren von innen überstrichen. Trotzdem stellte ich mich auf die Stoßstange und versuchte hineinzuspähen, aber die Farbe deckte vollkommen. Von dieser Seite gab es nichts mehr zu sehen, aber ich kauerte mich trotzdem hin und musterte den Boden. Ich spürte eher, als dass ich es hörte, wie LaGuerta hinter mir heranschlidderte.

»Was haben Sie?«, fragte sie, und ich stand auf.

»Nichts«, sagte ich. »Die Heckfenster sind von innen gestrichen.«

»Können Sie vorn hineinsehen?«

Ich ging wieder nach vorn. Auch dort fanden sich keine Anhaltspunkte. Hinter der Windschutzscheibe stand einer der in Florida so beliebten Sonnenschützer aufgeklappt auf dem Armaturenbrett und verhinderte jeden Blick in die Kabine. Ich kletterte über die Stoßstange auf die Haube, kroch von links nach rechts, aber auch so waren in dem Sonnenschutz keine Löcher zu entdecken.

»Nichts«, sagte ich und kletterte wieder hinunter.

»Okay«, sagte LaGuerta, die mich unter gesenkten Lidern musterte und deren Zungenspitze ein ganz klein wenig hervorschaute. »In welche Richtung wollen Sie gehen?«

Hier entlang, wisperte etwas in meinem Kopf. *Dort hinüber*. Ich warf einen flüchtigen Blick nach rechts, wohin der kichernde mentale Finger gezeigt hatte, und sah dann wieder LaGuerta an, die mich mit ihrem hungrigen Tigerblick anstarrte, ohne zu blinzeln. »Ich gehe nach links und laufe einen Kreis ab«, sagte ich. »Wir treffen uns auf halber Strecke.«

»Okay«, stimmte LaGuerta mit einem raubkatzenhaften Lächeln zu. »Aber ich gehe nach links.«

Ich versuchte überrascht und unglücklich auszusehen, und ich nehme an, mir gelang ein überzeugendes Faksimile, da sie mich musterte und dann nickte. »Okay«, wiederholte sie und wandte sich der ersten Reihe gestapelter Schiffscontainer zu.

Und dann war ich allein mit dem schüchternen Freund in meinem Inneren. Und was jetzt? Nun, da ich LaGuerta dazu gebracht hatte, mir den rechten Weg zu überlassen, was sollte ich damit anfangen? Ich hatte keinen Grund zu der Annahme, dass er in irgendeiner Weise besser war als der linke oder dass es so besser war, als am Zaun zu stehen und mit Kokosnüssen zu jonglieren. Ich hatte nur die zischende innere Stimme, die mich dirigierte. Aber war das wirklich genug? Wenn man ein eiskalter Turm reiner Logik ist, wie ich es immer gewesen bin, dann hält man zwangsläufig Ausschau nach logischen Anhaltspunkten, die den Verlauf der eigenen Handlungen bestimmen. Genauso zwangsläufig wie man das subjektive, irrationale Kreischen lauter musikalischer Stimmen aus dem Untergeschoss des Verstandes ignoriert, die versuchen, einen den Pfad hinuntertaumeln zu lassen, gleichgültig wie laut und drängend sie im sich kräuselnden Licht des Mondes geworden sind.

Und was die Frage betraf, wohin ich jetzt gehen sollte – ich sah mich um, die langen unregelmäßigen Containerreihen entlang. Auf der Seite, zu der LaGuerta auf hohen Absätzen geschwankt war, standen mehrere Reihen leuchtend bunter Lastwagenaufleger. Und rechts vor mir erstreckten sich Reihen von Schiffscontainern.

Plötzlich war ich verunsichert. Das Gefühl gefiel mir nicht. Ich schloss die Augen. Im gleichen Moment wurde das Flüstern zu einer Klangwolke, und ohne zu wissen, warum, setzte ich mich zu einer Ansammlung von Schiffscontainern unten am Wasser in Bewegung. Ich hatte keinen bewussten Hinweis darauf, dass diese speziellen Container irgendwie anders oder besser waren oder diese Richtung sich als besonders erfolgreich erweisen würde. Mein Füße setzten sich einfach in Bewegung, und ich folgte ihnen. Es war, als folgten sie einem Pfad, den nur die Zehen sehen konnten oder als sänge mein innerer Chor ein bezwingendes Motiv und meine Füße übersetzten es und zogen mich weiter.

Und während sie mich zogen, schwoll der Klang in meinem Inneren an, ein gedämpftes, übermütiges Röhren, das mich schneller als meine Füße voranzog, mich unbeholfen kräftig reißend den gekrümmten Pfad zwischen den Containern entlangzernte. Doch gleichzeitig schob mich eine neue, leise und vernünftige Stimme zurück, versicherte mir, dass ich hier überhaupt nicht sein wollte, flehte mich an fortzulaufen, nach Hause zu fahren, mich von diesem Ort zu entfernen – und sie ergab genauso wenig Sinn wie die anderen Stimmen. Ich wurde gleichzeitig so kraftvoll vorwärtsgerissen und rückwärts-geschoben, dass meine Beine nicht richtig funktionierten, ich stolperte und mit dem Gesicht zuerst auf den harten, steinigen Boden schlug. Ich kam mit trockenem Mund und pochendem Herzen auf die Knie, wo ich innehielt und einen Riss in meinem schönen Polohemd befügte. Ich steckte meine Fingerkuppe durch das Loch und kitzelte mich selbst. Hallo, Dexter, wo willst du hin? Hallo, Mr Finger. Ich weiß nicht, aber ich bin schon fast da. Ich höre meine Freunde rufen.

Und so erhob ich mich auf meine schwankenden Füße und lauschte. Jetzt hörte ich es deutlich, auch mit geöffneten Augen, und es war so überwältigend, dass ich nicht weitergehen konnte. Ich stand einen Moment an einen der Container gelehnt. Eine sehr ernüchternde Vorstellung. Als ob ich eine gebraucht hätte. An diesem Ort war etwas Namenloses geboren

worden, ein Ding, das in dem finstersten verborgensten Loch in dem Ding lebte, das Dexter war, und zum ersten Mal seit ich mich erinnern konnte, hatte ich Angst. Ich wollte nicht hier sein, wo grauenhafte Dinge lauerten. Aber ich musste hier sein, um Deborah zu finden. Ich wurde wie in einem unsichtbaren Tauziehen in zwei Hälften gerissen. Ich fühlte mich wie Sigmund Freuds Vorzeigekind und wollte nach Hause ins Bett.

Aber im dunklen Himmel über mir rührte der Mond, das Wasser heulte im Government Cut, und die milde Nachtluft kreischte wie eine Versammlung von Todesfeen. Sie alle zwangen mich vorwärts. Und der Gesang in meinem Inneren schwoll wie ein gigantischer mechanischer Chor, drängte mich vorwärts, ermahnte mich, meine Füße zu benutzen, schob mich steifbeinig die Containerreihen hinunter. Mein Herz pochte und jammerte, meine kurzen, keuchenden Atemzüge waren viel zu laut, und zum ersten Mal, seit ich mich erinnern konnte, fühlte ich mich schwach, benommen und dumm; wie ein menschliches Wesen, wie ein sehr kleines und hilfloses menschliches Wesen.

Ich stolperte auf geliehenen Füßen den seltsam vertrauten Pfad hinab, bis ich nicht weiter konnte und noch einmal den Arm ausstreckte, um mich an einen Container zu lehnen, einen Container mit eingebauter Kühlanlage, deren Klopfen auf der Rückseite sich mit dem Kreischen der Nacht verband und so laut in meinem Kopf dröhnte, dass ich kaum noch sehen konnte. Und als ich mich gegen den Container lehnte, schwang die Tür auf.

Das Innere des Containers wurde von zwei batteriegetriebenen Sturmlampen erhellt. An der gegenüberliegenden Wand stand ein provisorischer Operationstisch aus Frachtkisten.

Und auf diesem Tisch lag gefesselt und reglos meine liebe Schwester Deborah.

Ein paar Sekunden lang schien atmen nicht wirklich notwendig zu sein. Ich sah einfach nur hin. Lange, glatte Streifen Paketband schlangen sich um Arme und Beine meiner Schwester. Sie trug Hotpants aus Goldlamé und eine knappe blaue, über dem Nabel geknotete Seidenbluse. Ihre Haare waren straff zurückgebunden, ihre Augen unnatürlich geweitet, und sie atmete rasch durch die Nase, da ihr Mund ebenfalls mit einem Streifen Paketband zugeklebt war, der über ihre Lippen zum Tisch hinunter verlief und sie so festhielt.

Ich versuchte, mir eine Begrüßung einfallen zu lassen, bemerkte aber, dass mein Mund zu trocken zum Sprechen war, und deshalb sah ich sie nur an. Deborah schaute zurück. In ihrem Blick lagen viele Dinge, aber das Deutlichste war Furcht, und das hielt mich dort am Eingang fest. Ich hatte diesen Blick noch nie bei ihr gesehen, und ich war nicht sicher, was ich davon halten sollte. Ich machte einen kleinen Schritt auf sie zu und sie stemmte sich gegen das Paketband. Angst? Selbstverständlich – aber Angst vor mir? Ich war hier, um sie zu retten. Warum sollte sie Angst vor mir haben? Es sei denn ...

Hatte ich das getan?

Was, wenn Deborah in meinem Apartment eingetroffen war, während ich mein kleines »Nickerchen« gehalten hatte und statt meiner den Dunklen Passagier am Steuer des Dextermobils vorgefunden hatte? Und ich sie dann, ohne davon zu wissen, hierher gebracht und sie schmerzhaft an den Tisch gefesselt hatte, ohne dass dies in mein Bewusstsein vorgedrungen war – was natürlich überhaupt keinen Sinn ergab. War ich danach nach Hause gerast, hatte mir selbst die Barbiepuppe beschert, war dann nach oben gerannt und hatte mich ins Bett geworfen, um dann wieder als »Ich« zu erwachen, als würde ich an irgendeinem mörderischen Staffellauf teilnehmen? Unmöglich, aber ... Wie hätte ich sonst hierher gefunden? Ich schüttelte den Kopf. Es gab keine Möglichkeit, wie ich diesen einen Kühlcontainer unter allen anderen Containern Miamis hätte herausfinden können, es sei denn, ich wusste, wo er sich befand. Und das hatte ich gewusst. Die einzige Möglichkeit war, dass ich schon vorher hier gewesen war. Und wenn nicht

heute Abend mit Deb, wann dann und mit wem?

»Ich war fast sicher, dass es der richtige Ort ist«, sagte eine Stimme, eine Stimme, die der meinen so ähnlich war, dass ich für einen Moment glaubte, es selbst gesagt zu haben und mich fragte, was ich damit meinte.

Mir sträubten sich die Nackenhaare, und ich trat einen weiteren Schritt auf Deborah zu – und er trat aus dem Schatten heraus. Der weiche Schein der Laternen beleuchtete ihn und unsere Blicke trafen sich; einen Augenblick lang schwankte der Raum vor und zurück, und ich verlor die Orientierung. Mein Blick wanderte zwischen mir an der Tür und ihm an dem provisorischen Tisch hin und her, und ich sah mich, wie ich ihn sah und dann sah ich ihn, wie er mich sah. Und in einem leuchtenden Blitz sah ich mich ruhig und reglos auf dem Boden sitzend, und ich wusste nicht, was diese Vision bedeutete. Äußerst beunruhigend – und dann war ich wieder ich selbst, obwohl ich nun irgendwie unsicher war, was das bedeutete.

»Fast sicher«, sagte er wieder, eine sanfte und glückliche Stimme wie Mr Roger's bekümmertes Kind. »Aber jetzt bist du hier, demnach muss es der richtige Ort sein. Glaubst du nicht?«

Es gibt keine Möglichkeit, es hübsch zu formulieren. Die Wahrheit ist, ich starrte ihn mit hängender Kinnlade an.

Ich bin ziemlich sicher, dass ich fast sabberte. Ich starrte ihn einfach an. Er war es. Es gab nicht den geringsten Zweifel. Er war der Mann auf den Aufnahmen, die wir auf der Webcam entdeckt hatten, der Mann, von dem Deborah und ich angenommen hatten, er könnte ich sein.

Aus dieser Nähe konnte ich erkennen, dass er tatsächlich nicht ich war; nicht ganz, und bei dieser Erkenntnis überkam mich eine gewisse Dankbarkeit. Hurra –, ich war jemand anders. Ich war nicht völlig verrückt. Ernsthaft antisozial natürlich, und irgendwie sporadisch mörderisch, das war in Ordnung. Aber nicht verrückt.

Es gab einen anderen, und er war nicht ich. Drei Hurras für Dexters Verstand.

Aber er ähnelte mir sehr. Vielleicht ein paar Zentimeter größer, mit breiteren Schultern und größerem Brustkorb, als hätte er häufig Gewichte gestemmt. Das, in Kombination mit der Blässe seiner Haut, brachte mich auf den Gedanken, dass er bis vor kurzem im Gefängnis gewesen sein mochte. Hinter dieser Blässe war sein Gesicht dem meinen jedoch sehr ähnlich;

dieselbe Nase, dieselben Wangenknochen, der gleiche Ausdruck in den Augen, der besagte, dass das Licht an war, aber niemand zu Hause. Selbst seine Haare waren genauso gewellt.

Er sah nicht wirklich aus wie ich, aber sehr ähnlich.

»Ja«, sagte er. »Beim ersten Mal ist es ein kleiner Schock, nicht wahr?«

»Nur ein kleiner«, antwortete ich. »Wer bist du? Und warum ist alles so ...« Ich sprach nicht weiter, weil ich nicht wusste, was alles war.

Er zog eine Grimasse, eine sehr Dexter-enttäuschte Grimasse. »Ach je. Und ich war so sicher, dass du es dir zusammengereimt hast.«

Ich schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht mal, wie ich hierher gekommen bin.«

Er lächelte weich. »Sitzt heute Abend ein anderer am Steuer?« Und während sich mir die Nackenhaare sträubten, kicherte er ein wenig, ein mechanischer Klang, der der Erwähnung nicht wert war – außer dass die Echsenstimme in meinem Gehirn Ton für Ton genauso klang. »Und es ist nicht einmal Vollmond, nicht wahr?«

»Aber auch kein Neumond«, sagte ich. Nicht besonders geistreich, aber ein Versuch, der unter diesen Umständen bedeutsam schien. Und mir wurde bewusst, dass mich die Erkenntnis halb betrunken machte, endlich jemanden gefunden zu haben, der es *wusste*. Er machte keine müßigen Bemerkungen, die zufällig ins Schwarze trafen. Es war auch seine Achillesferse. Er wusste Bescheid. Zum ersten Mal schaute ich über den Abgrund zwischen meinen Augen und denen eines anderen und konnte ohne jede Sorge sagen, *er ist wie ich*.

Was immer ich auch war, er war es ebenfalls.

»Aber ernsthaft«, sagte ich. »Wer bist du?«

Sein Gesicht verzog sich zu einem Dexter-die-Cheshire-Katze-Lächeln, aber weil es so sehr dem meinen glich, konnte ich erkennen, dass kein echtes Glücksgefühl dahinterstand. »Was weißt du noch von früher?«, fragte er. Und das Echo dieser Frage prallte von den Wänden des Containers ab und zerschmetterte beinahe meinen Verstand.

Was weißt du noch von früher?, hatte Harry mich gefragt.

Nichts, Dad.

Außer ...

Bilder flirrten am Rande meines Verstands. Mentale Bilder – Träume? Erinnerungen? –, sehr deutliche Visionen, was immer sie auch waren. Und sie spielten hier – in diesem Raum? Nein, unmöglich. Dieser Container konnte noch nicht sehr lange hier stehen, und ich war gewiss noch nie darin gewesen. Aber die Enge des Raums, die kühle Luft, die von dem klopfenden Kompressor herüberwehte, die gedämpfte Beleuchtung – all das sang mir in einer Symphonie der Heimkehr entgegen. Natürlich war es nicht derselbe Container gewesen – aber die Bilder waren so deutlich, so ähnlich, so vollkommen fast-richtig, außer ... Ich zwinkerte; ein Bild flatterte hinter meinen Augen.

Ich schloss sie.

Und das Innere eines anderen Containers tauchte auf. In diesem anderen Container gab es keine Kisten. Und auf der anderen Seite waren ... Dinge. Drüben bei ... Mami? Ich konnte ihr Gesicht dort sehen, sie versteckte sich irgendwie und spähte nur über den Rand der – Dinge –, nur ihr Gesicht war zu sehen, ihr ruhiges, regloses, unbewegliches Gesicht. Und zuerst wollte ich lachen, weil Mami sich so gut versteckt hatte. Ich konnte den Rest von ihr nicht sehen, nur ihr Gesicht. Sie musste ein Loch in den Fußboden gemacht haben. Sie versteckte sich bestimmt in dem Loch und spähte hinaus – aber warum antwortete sie mir nicht, jetzt, wo ich sie entdeckt hatte? Warum zwinkerte sie nicht mal? Und selbst als ich sie ganz laut rief, antwortete sie nicht, bewegte sich nicht, tat nichts außer mich anzuschauen. Und ohne Mami war ich allein.

Aber nicht – nicht ganz allein. Ich drehte den Kopf, und die Erinnerung drehte sich mit. Ich war nicht allein.

Jemand war bei mir. Zuerst war ich sehr verwirrt, weil ich es war – aber trotzdem ein anderer – aber es sah mir ähnlich – doch wir beide sahen aus wie aber was machten wir hier in diesem Container? Und warum bewegte Mami sich nicht? Sie sollte uns helfen. Wir saßen in einer tiefen

Lache – Mami sollte sich bewegen, uns hier rausbringen, raus aus diesem, diesem ...

»Blut ...?«, flüsterte ich.

»Du erinnerst dich«, sagte er hinter mir. »Ich bin so glücklich.«

Ich schlug die Augen auf. Mein Kopf hämmerte grauenhaft. Ich konnte fast sehen, wie sich das Bild jenes anderen Raums über diesen schob. Und in jenem anderen Raum saß der winzige Dexter genau *dort*. Ich konnte meine Füße auf den exakten Punkt stellen. Und der andere Mann stand neben mir, aber selbstverständlich war er nicht ich; er war ein anderer Jemand, ein Jemand, den ich so gut kannte wie mich selbst, ein Jemand namens ...

»... Biney ...?«, fragte ich zögernd. Der Klang war derselbe, aber der Name schien nicht ganz zu stimmen.

Er nickte zufrieden. »So hast du mich genannt. Du hattest damals Schwierigkeiten, Brian auszusprechen. Du hast Biney gesagt.« Er tätschelte meine Hand. »Das ist in Ordnung. Es ist schön, einen Spitznamen zu haben.«

Er hielt inne, sein Gesicht lächelte, aber sein Blick verharrte auf meinem Gesicht. »Kleiner Bruder.«

Ich setzte mich hin. Er setzte sich neben mich.

»Was ...?« Mehr brachte ich nicht heraus.

»Bruder«, wiederholte er. »Irische Zwillinge. Du bist nur ein Jahr nach mir zur Welt gekommen. Unsere Mutter war recht unvorsichtig.«

Sein Gesicht verzog sich zu einem irgendwie grauenhaften, sehr glücklichen Lächeln. »In mehr als einer Hinsicht«, sagte er.

Ich versuchte zu schlucken. Es ging nicht. Er – Brian – mein Bruder fuhr fort.

»Einiges kann ich nur vermuten«, sagte er. »Aber ich hatte ziemlich viel freie Zeit, und als man mich ermutigte, einen Beruf zu erlernen, tat ich es. Ich wurde sehr gut darin, Dinge mit dem Computer herauszufinden. Ich entdeckte die alten Polizeiakten. Die liebe Mami hing mit einer ziemlich üblen Truppe rum. Aus dem Importgeschäft, genau wie ich. Natürlich waren ihre Waren ein wenig sensibler.« Er langte in einen Karton hinter sich und zog eine Hand voll Mützen heraus, auf die ein springender Panter gedruckt war. »Meine Waren werden in Taiwan produziert. Ihre stammten aus Kolumbien. Ich nehme an, dass Mami mit einigen Freunden versuchte, ein kleines unabhängiges Geschäft mit Gütern aufzuziehen, die genau

genommen nicht ihr gehörten, und dass ihre Geschäftspartner nicht glücklich über diesen Unternehmungsgeist waren und beschlossen, sie zu entmutigen.«

Er legte die Mützen sorgsam in den Karton zurück, und ich spürte, wie er mich ansah, aber ich konnte nicht einmal den Kopf drehen. Nach einem Moment schaute er weg.

»Sie haben uns hier gefunden«, sagte er. »Direkt hier.«

Seine Hand strich über den Boden und berührte genau die Stelle, wo das kleine Nicht-ich vor langen Jahren in jenem anderen Container gesessen hatte. »Zweieinhalb Tage später. In einem ein Zoll tiefen Blutsee, am Boden klebend.« Seine Stimme klang rau, schauerhaft; er sprach dieses furchtbare Wort, *Blut*, so aus, wie ich es ausgesprochen hätte, herablassend und voller Verachtung. »Den Polizeiberichten zufolge waren außerdem mehrere Männer hier. Vermutlich drei oder vier. Der eine oder andere davon könnte unser Vater gewesen sein. Natürlich hatte die Kettensäge die Identifikation erschwert. Aber sie waren ziemlich sicher, dass es nur eine Frau gewesen war. Unsere liebe alte Mutter. Du warst drei Jahre alt. Ich war vier.«

»Aber«, sagte ich. Etwas anderes brachte ich nicht heraus.

»Es ist wahr«, versicherte mir Brian. »Und du warst auch noch sehr schwer zu finden. In diesem Staat stellen sie sich mit Adoptionsunterlagen wirklich an. Aber ich habe dich gefunden, kleiner Bruder. Das habe ich, nicht wahr?« Wieder tätschelte er meine Hand, eine merkwürdige Geste, die mir nie zuvor ein anderer entgegengebracht hatte.

Natürlich hatte ich auch noch nie zuvor einen leiblichen Bruder getroffen. Vielleicht war Handtätscheln etwas, was ich mit ihm üben sollte. Oder mit Deborah. Mir wurde mit leiser Sorge bewusst, dass ich Deborah vollkommen vergessen hatte.

Ich schaute zu ihr hinüber, knapp fünf Meter entfernt, ordentlich an Ort und Stelle festgebunden.

»Es geht ihr gut«, bemerkte mein Bruder. »Ich wollte nicht ohne dich anfangen.«

Es scheint etwas seltsam für meine erste zusammenhängende Frage, aber ich erkundigte mich: »Woher wusstest du, dass ich wollen würde?« Was vielleicht so klang, als würde ich wirklich wollen – natürlich wollte ich Deborah nicht wirklich erforschen. Gewiss nicht. Und doch, hier war mein großer Bruder, wollte spielen, mit Sicherheit eine seltene Gelegenheit. Mehr,

weit mehr als unsere verstorbene Mutter verband uns die Tatsache, dass er wie ich war. »Du konntest es nicht wissen«, sagte ich, wobei ich unsicherer klang, als ich jemals für möglich gehalten hätte.

»Ich wusste es nicht«, antwortete er. »Aber ich habe die Chance für ziemlich groß gehalten. Uns beiden ist dasselbe zugestoßen.« Sein Lächeln wurde breiter, und er hob den Zeigefinger. »Das traumatische Ereignis – kennst du den Begriff? Hast du über Ungeheuer wie uns gelesen?«

»Ja«, erwiderte ich. »Aber Harry, mein Adoptivvater, wollte mir niemals erzählen, was wirklich geschehen ist.«

Brian wies mit der Hand auf die Inneneinrichtung des kleinen Containers. »Das ist geschehen, kleiner Bruder. Die Kettensäge, die umherfliegenden Köperteile, das – Blut ...« Wieder mit dieser Furcht einflößenden Betonung. »Zweieinhalb Tage haben wir in dem Zeug gehockt. Ein Wunder, dass wir überhaupt überlebt haben, nicht? Man könnte beinah anfangen, an Gott zu glauben.« Seine Augen glitzerten, und aus irgendeinem Grund bäumte Deborah sich auf und gab ein ersticktes Geräusch von sich. Er ignorierte sie. »Sie glaubten, du seist jung genug, um darüber hinwegzukommen. Ich war ein bisschen jenseits dieser Altersgrenze. Aber wir beide haben ein klassisches traumatisches Ereignis durchlebt. Die Fachliteratur ist sich einig. Es machte mich zu dem, was ich bin – und mir kam der Gedanke, dass es bei dir genauso gewesen sein könnte.«

»So war es«, sagte ich. »Ganz genau so.«

»Ist das nicht schön?«, meinte er. »Familienbande.«

Ich sah ihn an. Meinen Bruder. Das fremde Wort. Hätte ich es laut ausgesprochen, hätte ich mit Sicherheit gestottert. Es war vollkommen unmöglich, das zu glauben – und noch absurder, es zu leugnen. Er sah aus wie ich. Wir mochten die gleichen Dinge. Er hatte sogar meinen sonderbaren Sinn für Humor.

»Ich ...« Ich schüttelte den Kopf.

»Ja«, sagte er. »Man braucht ein paar Minuten, um sich an den Gedanken zu gewöhnen, dass es zwei von uns gibt, oder?«

»Vielleicht ein bisschen länger«, sagte ich. »Ich weiß nicht, ob ich ...«

»Ach, mein Lieber, sind wir ein bisschen zimperlich? Nach allem, was passiert ist? Zweieinhalb Tage haben wir hier gesessen, Brüderchen. Zwei kleine Jungs, die zweieinhalb Tage im Blut hockten«, sagte er, und mir

wurde übel, mir war schwindelig, mein Herz raste, mein Kopf hämmerte.

»Nein«, würgte ich und spürte seine Hand auf meiner Schulter.

»Es ist ohne Bedeutung«, sagte er. »Von Bedeutung ist nur, was jetzt geschieht.«

»Was ... geschieht?«, stammelte ich.

»Ja ... was geschieht. Jetzt.« Er gab ein kleines, sonderbares, schnüffelndes, gurgelndes Geräusch von sich, das sicherlich ein Lachen sein sollte, aber vielleicht hatte er nicht gelernt, es so perfekt vorzutäuschen wie ich. »Ich glaube, ich sollte etwas sagen wie: Mein Leben lang habe ich auf diesen Moment gewartet!« Er wiederholte das schnüffelnde Geräusch. »Natürlich hat keiner von uns beiden das mit den echten Gefühlen hingekriegt. Wir können gar nicht richtig empfinden, nicht wahr? Wir beide haben unser Leben lang eine Rolle gespielt. Haben uns durch diese Welt bewegt, Sätze zitiert und vorgegeben, in eine Welt zu gehören, die für Menschen gemacht ist, und waren dabei selbst niemals menschlich.

Und immer, ewig, auf der Suche nach einem Weg, etwas zu FÜHLEN! Auf der Suche nach einem Moment wie diesem, kleiner Bruder! Wirkliche, echte, nicht vorgetäuschte Empfindungen! Es ist atemberaubend, nicht wahr?«

Und so war es. Mir schwirrte der Kopf, und ich wagte nicht, die Augen zu schließen aus Angst vor dem, was auf mich warten mochte. Und schlimmer noch, mein Bruder saß direkt neben mir, beobachtete mich, forderte mich auf, ich selbst zu sein, wie er zu sein. Und ich selbst zu sein, sein Bruder zu sein, zu sein, was ich war, musste, musste – was? Mein Blick wanderte von allein zu Deborah.

»Ja«, sagte er, und in seiner Stimme lag nun der ganze kalte, glückliche Zorn des Dunklen Passagiers. »Ich wusste, dass du es begreifen würdest. Dieses Mal tun wir es gemeinsam.«

Ich schüttelte den Kopf, aber nicht sehr überzeugend.

»Ich kann nicht«, sagte ich.

»Du musst«, sagte er, und wir hatten beide Recht. Erneut die federleichte Berührung meiner Schulter, fast genauso wie der Schubs von Harry, den er niemals verstehen konnte, und doch schien dieser in jeder Hinsicht genauso kraftvoll wie die Hand meines Bruders, die mich auf die Füße zog und vorwärts schob; einen Schritt, zwei – Deborah hielt, ohne zu blinzeln,

meinem Blick stand, aber mit dieser Präsenz hinter mir konnte ich ihr nicht sagen, dass ich ihr selbstverständlich nichts – »Gemeinsam«, wiederholte er. »Noch ein Mal. Raus mit dem Alten. Rein mit dem Neuen. Aufwärts, abwärts, einwärts ...«

Ein weiterer halber Schritt – Deborahs Augen schrien mich an, aber ...

Jetzt war er neben mir, stand bei mir, und in seiner Hand glänzte etwas, zwei etwas. »Einer für alle, beide für einen – hast du mal die *Drei Musketiere* gelesen?« Er warf eines der Messer in die Luft; es beschrieb einen Bogen, landete in seiner linken Hand, und er streckte es mir entgegen. Das schwache, gedämpfte Licht glitzerte auf der flachen Klinge, die er emporhielt, und brannte sich in mich hinein, nur das Licht in Brians Augen funkelte ebenso stark. »Komm schon, Dexter. Kleiner Bruder. Nimm das Messer.« Seine Zähne schimmerten wie die Klingen. »Dein Auftritt.«

Deborah in ihren engen Fesseln machte ein zischendes Geräusch. Ich schaute an ihr hoch. In ihren Augen lag verzweifelte Ungeduld und außerdem wachsende Wut.

Komm schon, Dexter. Dachte ich wirklich darüber nach, ihr dies anzutun? Schneid sie los und geh mit ihr nach Hause. Okay, Dexter? Dexter? Hallo, Dexter? Du bist es doch, oder? Und ich wusste es nicht.

»Dexter«, sagte Brian. »Ich möchte deine Entscheidung selbstverständlich nicht beeinflussen. Aber seit ich weiß, dass ich einen Bruder habe, der genauso ist wie ich, konnte ich an nichts anderes mehr denken. Und du fühlst das Gleiche, ich kann es an deinem Gesicht ablesen.«

»Ja«, sagte ich, doch ich wandte meine Augen nicht von Deborahs ängstlichem Gesicht. »Aber muss sie es sein?«

»Warum nicht sie? Was bedeutet sie dir?«

In der Tat, was? Deborahs und mein Blick hatten sich ineinander verschränkt. Sie war nicht eigentlich meine Schwester, nicht wirklich, keine echte Verwandtschaft irgendeiner Art, gar nichts. Natürlich stand sie mir nahe, aber ...

Aber was? Warum zögerte ich? Die ganze Sache war völlig unmöglich. Ich wusste, dass es undenkbar war, selbst während ich es dachte. Nicht nur, weil es Deb war, obwohl das natürlich eine Rolle spielte. Doch ein sonderbarer Gedanke drängte sich in meinen armen, trüben, geschundenen Verstand, und ich konnte ihn nicht vertreiben: *Was würde Harry sagen?* Und so stand ich

verunsichert da, denn so sehr ich mir auch wünschte anzufangen, ich wusste, was Harry sagen würde. Er hatte es bereits gesagt. Es war eine unverändert geltende Harry-Wahrheit: *Schlitze die üblen Typen auf, Dexter. Nicht deine Schwester.* Aber eine Situation wie diese hatte Harry niemals vorhergesehen ... wie auch? Als er Harrys Code verfasste, hätte er sich niemals träumen lassen, dass ich vor einer Wahl wie dieser stehen würde: mich auf Deborahs Seite zu schlagen, die nicht wirklich meine Schwester war, oder mich meinem authentischen, hundertprozentig echten, leibhaftigen Bruder bei einem Spiel anzuschließen, das ich so gerne spielen wollte. Harry konnte das nicht geahnt haben, als er mich auf den Weg brachte. Harry hatte nicht gewusst, dass ich einen Bruder besaß, der ...

Aber Moment mal. Bleiben Sie in der Leitung, bitte.

Harry wusste es – Harry war damals dabei gewesen, nicht wahr? Und er hatte es für sich behalten, mir niemals erzählt, dass ich einen Bruder besaß. All die einsamen, leeren Jahre, in denen ich geglaubt hatte, der Einzige zu sein – und er wusste, dass das nicht stimmte, wusste es und sagte nichts. Die wichtigste Tatsache über mich – ich war nicht allein – hatte er mir vorenthalten.

Was schuldete ich Harry wirklich nach diesem fantastischen Betrug?

Aber um zur Sache zu kommen, was schuldete ich diesem sich windenden Klumpen tierischen Fleisches, der vor mir zitterte, dieser Kreatur, die sich als meine Schwester ausgab? Was konnte ich ihr schon schulden, verglichen mit meiner Bindung an Brian, meinem eigen Fleisch und Blut, meinem Bruder, einer lebenden Reproduktion meiner eigenen, genau gleichen DNA? Ein Schweißtropfen rann über Deborahs Stirn in ihr Auge. Sie blinzelte verzweifelt, zog hässliche, zuckende Grimassen bei der Anstrengung, mich weiter im Auge zu behalten und gleichzeitig den Schweiß loszuwerden. Sie sah wahrhaftig jämmerlich aus, hilflos gefesselt und kämpfend wie ein dummes Tier; ein dummes, menschliches Tier. Überhaupt nicht wie ich, wie mein Bruder; kein bisschen wie der gerissene, saubere, ordentliche, blutleere, rasiermesserscharfe, mondtanzende, kichernd spottende Dexter und sein vollkommen eigener Bruder.

»Nun?«, sagte er, und ich hörte die Ungeduld, die Verurteilung, die einsetzende Enttäuschung.

Ich schloss die Augen. Der Raum um mich versank, wurde dunkler, und ich

konnte mich nicht bewegen. Da war Mami, die mich beobachtete, ohne zu blinzeln. Ich schlug die Augen auf. Mein Bruder stand so dicht hinter mir, dass ich seinen Atem in meinem Nacken spüren konnte. Meine Schwester sah zu mir hoch, ihre Augen waren ebenso geweitet und starr wie die von Mami. Und ihr Blick hielt mich fest, wie der von Mami mich festgehalten hatte. Ich schloss die Augen: Mami. Ich schlug sie auf: Deborah.

Ich nahm das Messer.

Ich hörte ein leises Geräusch, und ein warmer Luftzug wehte durch die Kälte des Containers. Ich wirbelte herum.

LaGuerta stand im Eingang, eine eklige, kleine Pistole in der Hand.

»Ich wusste, dass Sie es versuchen würden«, sagte sie.

»Ich sollte Sie beide erschießen. Vielleicht alle drei.« Ihr Blick glitt zu Deborah und kehrte dann wieder zu mir zurück. »Ha«, machte sie mit einem Blick auf die Klinge in meiner Hand. »Das sollte Sergeant Doakes sehen. Er hatte Recht, was Sie betrifft.« Und sie richtete die Waffe auf mich, wenn auch nur eine halbe Sekunde lang.

Lange genug. Brian war schnell, schneller, als ich für möglich gehalten hätte. Dennoch gelang es LaGuerta noch, einen Schuss abzufeuern. Brian schwankte ein wenig, als er die Klinge in ihre Mitte stieß. Einen Augenblick standen sie so da, und dann lagen beide reglos am Boden.

Eine kleine Blutlache breitete sich aus, das vermischte Blut der beiden, Brian und LaGuerta. Sie war nicht tief und breitete sich nicht weit aus, aber ich wich fast panisch vor dem grauenhaften Zeug zurück. Ich machte nur zwei Schritte rückwärts und stieß gegen etwas, dessen gedämpfte Geräusche zu meiner Panik passten.

Deborah. Ich riss ihr das Paketband vom Mund. »O Gott, tut das weh«, stöhnte sie. »Um Himmels willen, hol mich aus dieser Scheiße raus und hör auf, dich wie ein verdammter Irrer aufzuführen.«

Ich sah auf Deborah hinunter. Rund um ihre Lippen hatte das Klebeband einen blutigen Rand hinterlassen, ein schauderhaftes Rot, das mich hinter meine Augen in die Vergangenheit zurücktrieb, in jenen Container zu Mami. Und sie lag einfach da – genau wie Mami. Genau wie beim letzten Mal, als die kühle Luft in jenem Container meine Nackenhaare sträubte und die dunklen Schatten um uns durcheinander redeten. Ganz genau wie beim letzten Mal, als sie auf dieselbe Weise dort lag, gefesselt, mit starrem Blick,

wartend wie eine Art – »Gottverdammte«, fluchte sie. »Komm schon, Dexter. Komm zu dir.«

Aber dieses Mal hatte ich ein Messer, und sie war hilflos, und ich konnte alles ändern, ich konnte ...

»Dexter?«, sagte Mami.

Ich meine, Deborah. Natürlich habe ich das gemeint.

Nicht Mami, die uns hier an derselben Stelle allein gelassen hatte, uns dort zurückgelassen hatte, wo alles begann und jetzt vielleicht endete, mit einem glühenden, absoluten Ich-muss-es-tun, das sich bereits auf sein großes, dunkles Pferd geschwungen hatte und unter dem wunderbaren Mond entlanggaloppierte, während tausend intime Stimmen flüsterten: *Tu es – tu es jetzt – tu es und alles wird anders – so wie es sein sollte – wieder mit ...*

»Mami?«, sagte jemand.

»Dexter, komm schon«, sagte Mami, ich meine, Deborah. Aber das Messer regte sich. »Dexter, um Himmels willen, hör mit diesem Scheiß auf! Ich bin's! Debbie!«

Ich schüttelte den Kopf und natürlich war es Deborah, aber ich konnte das Messer nicht aufhalten. »Ich weiß, Deb, es tut mir wirklich Leid.« Das Messer kroch höher.

Ich konnte nur zusehen, konnte es um nichts in der Welt aufhalten. Eine winzige Spinnweb von Harry peitschte mich noch, forderte meine Aufmerksamkeit, dass ich zu mir kommen sollte, aber sie war so klein und schwach und das VERLANGEN war so groß, stark, stärker als jemals zuvor, denn das hier umschloss alles, Anfang und Ende, und es erhob mich und befreite mich von meinem Ich und spülte mich fort, den Tunnel entlang zwischen dem Jungen im Blut und der letzten Chance, alles wieder gutzumachen. Das hier würde alles ändern, würde es Mami heimzahlen, würde ihr zeigen, was sie getan hatte. Denn Mami hätte uns retten sollen, und dieses Mal musste es anders werden. Selbst Deb musste das einsehen.

»Nimm das Messer runter, Dexter.« Mittlerweile klang ihre Stimme etwas gelassener, aber jene anderen Stimmen waren so viel lauter, dass ich sie kaum hören konnte. Ich versuchte, das Messer zu senken, wirklich, aber ich schaffte nur wenige Zentimeter.

»Es tut mir Leid, Deb, ich kann nicht«, sagte ich, kämpfte darum, überhaupt zu sprechen, in dem mich umtosenden, anschwellenden Heulen

des Sturms, der sich in fünfundzwanzig Jahren zusammengebraut hatte – jetzt, da mein Bruder und ich aufeinander getroffen waren wie zwei Kumulusnimbusspitzen in einer dunklen, verträumten Nacht ...

»Dexter«, sagte die böse Mami, die uns hier allein in dem grauenhaft kalten Blut sitzen lassen wollte, und die Stimme meines Bruders in mir zischte gemeinsam mit der meinen »Hure!«, und das Messer schoss wieder empor ...

Ein Geräusch vom Boden, LaGuerta? Ich konnte es nicht sagen, und es war mir auch gleichgültig. Ich musste es beenden, musste es tun, musste es jetzt geschehen lassen.

»Dexter«, sagte Debbie. »Ich bin deine Schwester. Du willst mir das nicht antun. Was würde Daddy sagen?«

Das tat weh, ich gebe es zu, aber ...

»Nimm das Messer runter, Dexter.«

Wieder ein leises Geräusch hinter mir und ein kleines Gurgeln.

Das Messer in meiner Hand stieg empor.

»Dexter, pass auf!«, schrie Deborah, und ich drehte mich um.

Detective LaGuerta hatte sich auf ein Knie erhoben, mühte sich, ihre plötzlich schwere Waffe in Anschlag zu bringen. Langsam, langsam wanderte der Lauf nach oben, wies auf meinen Fuß, mein Knie aber war das wichtig? Denn jetzt würde es geschehen, egal was passierte, und obwohl ich sah, wie sich LaGuertas Finger um den Abzug spannte, wurde das Messer in meiner Hand nicht einmal langsamer.

»Sie wird dich erschießen, Dex«, rief Deborah, die jetzt irgendwie verzweifelt klang. Die Waffe war auf meinen Nabel gerichtet, LaGuertas Gesicht verzog sich zu einer Grimasse äußerster Konzentration und Anstrengung, und sie stand wahrhaftig im Begriff, mich zu erschießen.

Ich wandte mich halb zu LaGuerta, aber mein Messer kämpfte sich nach wie vor abwärts ...

»Dexter!«, sagte Mami/Deborah auf dem Tisch, aber der Dunkle Passagier rief lauter, kam nach vorn, griff nach meiner Hand und führte das Messer abwärts ...

»Dex -!«

»Du bist ein guter Junge, Dex«, flüsterte Harry von hinten mit seiner federharten Geisterstimme, gerade ausreichend, damit das Messer wieder ein

wenig nach oben zuckte.

»Ich kann nicht anders«, erwiderte ich flüsternd, während ich mit dem Griff der zitternden Klinge verschmolz.

»Wähle was ... oder WEN ... du tötest ...«, sagte er, während das harte, endlose Blau seiner Augen mich nun aus Deborahs Augen ansah, die mich laut genug musterten, um das Messer einen Zentimeter fortzuschieben. »Es gibt viele Menschen, die es verdienen«, sagte Harry, so leise über dem anschwellenden zornigen Jammern der Massen in mir.

Die Messerspitze schwankte und verharrte an Ort und Stelle. Der Passagier konnte sie nicht abwärts zwingen.

Harry konnte sie nicht fortziehen. Patt. Hinter mir hörte ich ein kratzendes Geräusch, ein schweres Poltern und dann ein so hohles Stöhnen, dass es mir über die Schultern kroch wie ein Seidentuch auf Spinnenbeinen.

Ich drehte mich um.

LaGuerta lag auf der Seite, die Hand mit der Waffe war von Brians Messer auf den Boden gespießt worden, ihre Unterlippe klemmte zwischen ihren Zähnen, und ihre Augen loderten vor Schmerz. Brian kroch zu ihr und beobachtete dabei, wie die Angst über ihr Gesicht huschte.

Er atmete schwer durch sein finsternes Lächeln.

»Sollen wir aufräumen, Bruder?«, fragte er.

»Ich ... kann nicht«, erwiderte ich.

Mein Bruder quälte sich auf die Füße und blieb leicht schwankend vor mir stehen. »Du kannst nicht?«, sagte er. »Ich glaube nicht, dass ich dieses Wort kenne.« Er wand mir das Messer aus der Hand, und ich konnte ihn nicht daran hindern, und ich konnte ihm nicht helfen.

Sein Blick ruhte jetzt auf Deborah, aber seine Stimme peitschte mich und schlug Harrys Phantom-Hand von meiner Schulter. »Es muss sein, kleiner Bruder. Es muss unbedingt sein. Es gibt keine andere Möglichkeit.« Er keuchte und krümmte sich einen Moment zusammen, dann richtete er sich langsam wieder auf, hob langsam das Messer. »Muss ich dich an die Bedeutung der Familie erinnern?«

»Nein«, erwiderte ich, während sowohl meine tote als auch meine lebende Familie sich um mich sammelte, mir lautstark befahl, was ich tun, was ich nicht tun sollte.

Und als ein letztes Flüstern aus den Harry-blauen Augen meiner Erinnerung

mich erreichte, begann mein Kopf von selbst, sich zu schütteln, und ich sagte es wieder.

»Nein«, und dieses Mal meinte ich es. »Nicht. Ich kann nicht. Nicht Deborah.«

Mein Bruder sah mich an. »Zu schade«, meinte er. »Ich bin so enttäuscht.« Und das Messer stieß herab.

Epilog

Ich weiß, es handelt sich um eine beinahe menschliche Schwäche, und es mag nicht mehr sein als gewöhnliche Sentimentalität, aber Beerdigungen habe ich schon immer geschätzt. Zum einen sind sie so sauber, so ordentlich, so völlig auf sorgfältige Rituale abgestellt.

Und diese war wirklich gut. Reihen blau uniformierter Polizisten und Polizistinnen marschierten auf, die feierlich und ordentlich und, nun ja, zeremoniell wirkten.

Der rituelle letzte Gruß mit den Gewehren wurde entrichtet, die Fahne sorgfältig zusammengelegt, wirklich mit allen Schikanen – eine angemessene und wunderbare Schau für die Verstorbene. Sie war letztendlich eine der unseren gewesen, eine Frau, die mit den Auserwählten, mit der Elite gedient hatte. Oder sind das die Ledernacken? Egal, sie war Cop in Miami gewesen, und die Cops von Miami wissen, wie man eine Beerdigung für jemand aus den eigenen Reihen schmeißt. Sie haben so viel Übung.

»O Deborah«, seufzte ich sehr leise, obwohl ich natürlich wusste, dass sie mich nicht hören konnte, aber es schien das Richtige zu sein, und ich wollte alles richtig machen.

Ich wünschte fast, ich könnte mir ein oder zwei Tränen abringen und abwischen. Sie und ich hatten uns am Ende ziemlich nahe gestanden. Und es war ein schmutziger, unerfreulicher Tod gewesen, kein guter Abgang für einen Cop, von einem mörderischen Wahnsinnigen in Stücke gehackt zu werden. Die Rettung traf zu spät ein, als endlich jemand zu ihr durchkam, war es bereits vorbei. Aber dennoch hatte sie durch ihr Beispiel selbstlosen Muts gezeigt, wie ein Polizist leben und sterben sollte. Ich zitiere natürlich, aber das war in etwa der Kern. Wirklich richtig gutes Zeug, sehr rührend – wenn man in seinem Inneren etwas besitzt, das gerührt werden kann. Was ich nicht habe, aber ich erkenne es, wenn ich es höre, und das hier war der wahre Jakob. Gefangen von der stillen Tapferkeit der Beamten in ihren sauberen Uniformen und dem Klagen der Zivilisten konnte ich mich nicht zurückhalten. Ich seufzte schwer. »O Deborah«, seufzte ich, ein wenig lauter diesmal, wirklich, ich konnte es beinahe fühlen. »Liebe, liebe Deborah.«

»Sei still, du Schwachkopf«, flüsterte sie und stieß mir ihren Ellbogen in die Rippen. In ihrer neuen Aufmachung sah sie wirklich reizend aus – endlich Sergeant, das Mindeste, was man nach ihren schweren Mühen, den Tamiami-Schlitzer zu identifizieren und beinahe zu fassen, für sie tun konnte. Der Fahndungsbefehl war draußen, früher oder später würden sie meinen armen Bruder erwischen – wenn er nicht zuerst sie erwischte natürlich. Da ich erst vor kurzem so gewaltsam daran erinnert worden war, was Familie bedeutete, hoffte ich, dass er in Freiheit bleiben würde. Auch Deborah würde sich damit abfinden, nachdem sie nun ihre Beförderung akzeptiert hatte. Sie wollte mir ehrlich verzeihen und sie war von Harrys Weisheit bereits mehr als halb überzeugt. Schließlich waren auch wir eine Familie, und das hatte sich am Ende erwiesen, nicht wahr? Die Dinge sind, wie sie sind. Was sie eigentlich immer schon waren.

Ich seufzte wieder. »Hör auf!«, zischte sie und wies mit dem Kopf zum hinteren Ende der Reihe steifer Miami-Cops. Ich sah zu der Stelle, die sie meinte; Sergeant Doakes starrte mich finster an. Er hatte den Blick nicht von mir gewandt, nicht ein einziges Mal während der gesamten Zeremonie, nicht einmal, als er seine Hand voll Erde auf Detective LaGuertas Sarg warf. Er war absolut überzeugt, dass die Dinge nicht so waren, wie sie schienen. Ich wusste mit absoluter Sicherheit, dass er von nun an hinter mir her sein, hinter mir herjagen, an meinen Fußspuren schnüffeln, meine Spur zurückverfolgen und mich zur Strecke bringen würde wie der Bluthund, der er war. Er würde mich für das, was ich getan hatte, und für das, was ich ganz selbstverständlich wieder tun würde, zur Rechenschaft ziehen.

Ich drückte die Hand meiner Schwester, und mit der anderen Hand berührte ich den kühlen, harten Streifen Glas in meiner Tasche, ein getrockneter Blutstropfen, der nicht mit Detective LaGuerta vergraben werden, sondern für immer auf meinem Regal weiterleben würde. Er tröstete mich, und Sergeant Doakes oder das, was er tat oder sagte, kümmerte mich nicht. Warum sollte es mich kümmern? Er hatte nicht mehr Kontrolle über das, was er war und tat, als jeder andere. Er würde hinter mir her sein; aber ehrlich gesagt, was blieb ihm denn übrig?

Was kann einer von uns überhaupt tun? Hilflös, wie wir alle sind, im Griff unserer eigenen kleinen Stimmen, was können wir tun?

Ich wünschte wirklich, ich hätte eine Träne vergießen können. Es war alles

so schön. So schön wie der nächste Vollmond sein würde, wenn ich Sergeant Doakes besuchte. Und alles würde so weitergehen wie bisher, wie es immer gewesen war, im Schein des wundervollen, leuchtenden Mondes.

Der wundervolle, feiste, melodisch glühende Mond.

* * * *

Danksagung

Dieses Buch wäre nicht möglich gewesen ohne die großzügige technische und spirituelle Unterstützung von Einstein und Deacon. Sie verkörpern das Beste, was die Polizei von Miami zu bieten hat, und sie haben mir einiges darüber beigebracht, was es heißt, diesen toughen Job an einem noch tougheren Ort zu machen.

Ebenso möchte ich mich bedanken bei denjenigen, die mir äußerst nützliche Hinweise gegeben haben, allen voran meiner Frau, den Barclays, Julio S., Dr. A. L.

Freundlich und Gattin, Pookie, Bear und Tinkie.

Ich stehe tief in Jason Kaufmans Schuld. Sein Wissen und seine Einsichten haben viel zu diesem Buch beigetragen.

Danke auch an Doris, die Dame, die zuletzt lacht.

Und einen ganz besonderen Dank an Nick Ellison, der alles ist, was ein Agent sein sollte, doch fast niemals ist.

epub-Version erstellt im Dezember 2012 von einem Schalke-Fan. Glück
Auf!

Grüße an SpiegelBest und die Hörspiel-Scene.